

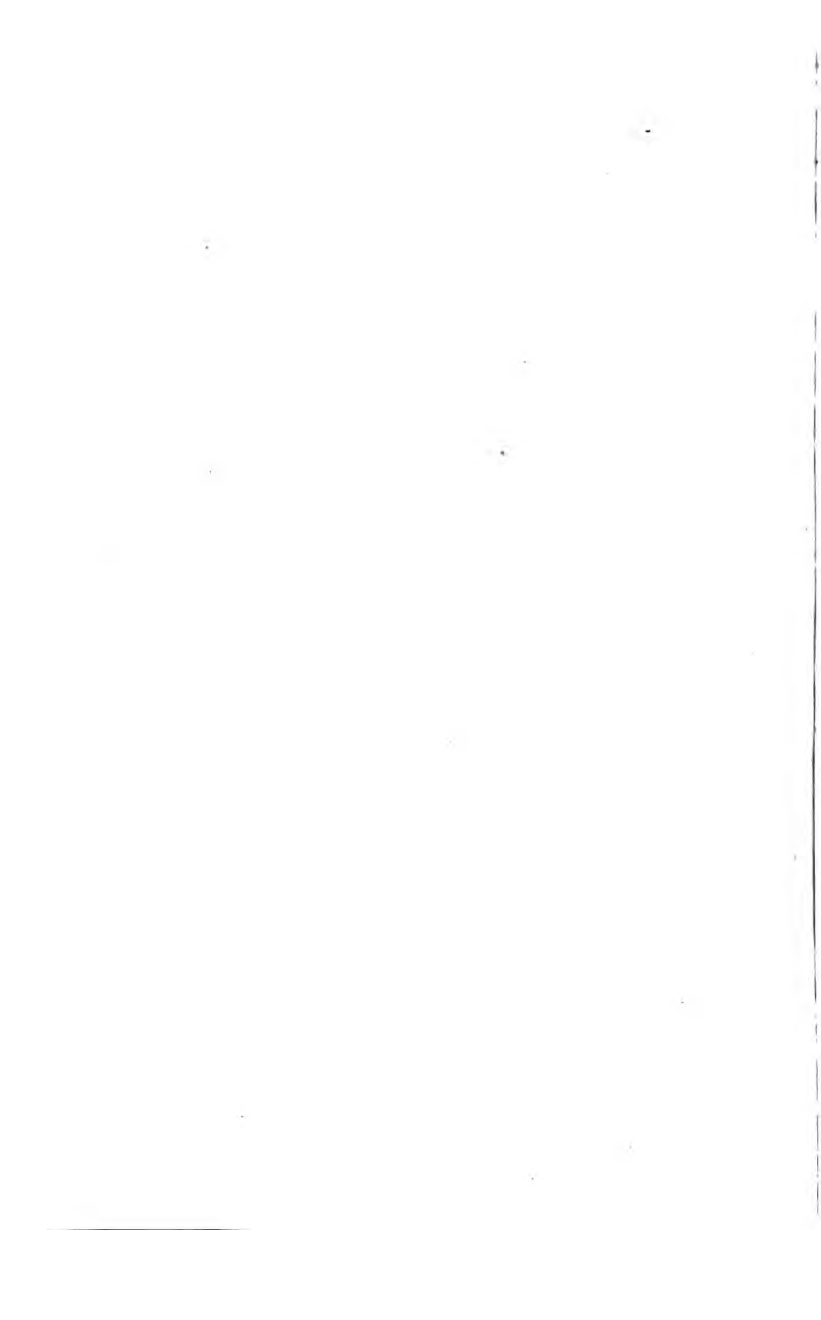
Vertical strip of text or markings on the left edge of the page.

Nikolai Lesskow
Gesammelte Werke
Dritter Band

Nikolai Lesskow

Legenden

G. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München



343255

APR 12 1929

X54Y

L56

$\frac{G}{3}$

Inhalt

Der Bösewicht von Ascalon	1
Deutsch von Johannes von Guenther	
Die schöne Ufa	105
Deutsch von Erich Müller	
Der Gaukler Pamphalon	127
Deutsch von Erich Müller	
Legendäre Charaktere	227
Deutsch von Johannes von Guenther	

**General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.**

114

115

116

117

118

119

120

121

122

123

124

125

126

127

128

129

130

131

132

133

134

135

136

137

138

139

140

141

142

143

144

145

146

147

148

149

150

151

152

153

154

155

156

157

158

159

160

161

162

163

164

165

166

167

168

169

170

171

172

173

174

175

176

177

178

179

180

181

182

183

184

185

186

187

188

189

190

191

192

193

194

195

196

197

198

199

200

Der Bösewicht von Askalon
Eine Begebenheit im Kerker des Herodes
Nach syrischen Überlieferungen

Ein Mann, dessen Liebe die Frau verschmählt,
wird wilden und grausamen Charakters.

Lucretius

Unsere entfernten Vorfahren begnügten sich
in den Liebesanfällen nicht mit Seufzern oder
Gold, wie das heute hergebracht ist, sondern
gingen bis zu grausamen Kämpfen, im Ver-
lauf derer der eine oder der andere seinen Tod
fand — sei es nun zur Unterdrückung des
Widerstandes der Frau oder zur Beseitigung
eines Nebenbuhlers. Für unsere Anschauungen
bildet diese rohe Liebe nichts als eine Kari-
katur der Liebe.

Lombroso

Am östlichen Ufer des Mittelländischen Meeres, im Norden von Gaza, aber südlich von Asdod, lag in Syrien die Stadt Askalon, die es heute nicht mehr gibt. Die Hebräer nannten sie Dschora. Askalon oder Dschora war im fernsten Altertum von den Philistern gegründet worden, zerstört wurde es nachmals durch den türkischen Sultan Saladin. Im Verlauf ihrer langen Blütezeit machte die Stadt drei Perioden durch, eine heidnische, eine christliche und zuletzt die mohamedanische. Während einer dieser Perioden oder, besser gesagt, während eines Überganges aus der einen Lage in die andere, begab sich dort folgender charakteristischer Vorfall, auf den zum Teil in den Schriften des Eusebios aus Askalon hingewiesen wird.

I

Zu jener Zeit, da sich das Christentum in Askalon bereits fest eingewurzelt hatte, lebte dort ein begüterter Kaufmann, ein Schiffsherr des Namens Thalaläus. Die Lehre Christi hatte er in fremden Ländern kennen gelernt und den Drang verspürt, ihr nachzufolgen, allein er hatte sie noch nicht recht erfaßt — sein Weib aber, das Taenia hieß, verharrte noch beim Heidentum. Die beiden Ehegatten befanden sich im blühendsten Alter: Thalaläus zählte fünfunddreißig Jahre, seine Frau jedoch, Taenia, war erst vierundzwanzig Jahre alt. Thalaläus war ein vertwegener und geschickter Meerfahrer, Taenia hingegen war ein Weib von bemerkens-

werter Schönheit und zeichnete sich durch die besondere Sanfttheit ihres gütigen Charakters aus. Laenias liebenswürdige Umgangsformen machten die Frau allen, die sie sahen, liebenswert, so daß die Bürger Askalons, die mit dem Ehepaar bekannt waren, sie aller Verehrung würdig erachteten; zudem hielten sie Thalaläus, den Seefahrer, für einen Menschen, der besonders vom Glück gesegnet war, weil er eine Frau hatte, die alle körperlichen und seelischen Vorzüge ihr eigen nannte.

Laenia stammte aus einem Geschlecht, das sich eines verdienten Ruhmes erfreute: Polyphron, ihr Vater, war ein Priester der Heiden gewesen, in den Wissenschaften wohl bewandert und von einem Charakter, dessen Unbeugsamkeit verschuldet hatte, daß er kurz vorher der Übergangsregierung zum Opfer gefallen war, die unter dem Kaiser Justinian und dessen Gemahlin Theodora eingesetzt wurde. Laenia hatte im Hause ihres Vaters eine gute Bildung erhalten und konnte, für ein Leben in der Gesellschaft erzogen und unter auskömmlichen Verhältnissen, nach den Anschauungen jener Zeit als eine ganz besonders glückliche Frau gelten; sie war eine sparsame und tüchtige Hausfrau und verfügte außerdem über die angenehme Kunst, schön zu singen und auf der vielsaitigen Harfe zu spielen. Hinzukam, daß ihr die Gabe der Dichtung nicht fremd war: gelang es ihr doch, die Lieder, die sie sang, in kürzester Frist ohne Schreibtafel zu verfertigen.

An Schönheit und Wohlgebildetheit, aber auch an Lieblichkeit der Sitten und des Umganges war der

Frau des Schiffsherrn keine in Askalon gleich, und darum wurde sie von allen dort nicht anders als die ‚liebrendende Taenia‘ genannt.

In voller Eintracht lebten die Ehegatten in dem Hause, das sie geerbt hatten und vor dem sich ein großer Garten mit Fruchtbäumen befand: dieser Garten, der sich bis an den Strand des Meeres erstreckte, spendete ihnen in schwülen Tagen Schatten und Kühle. Thalaläus und Taenia hatten keine große Familie: sie besaßen nur zwei kleine Kinder, einen Sohn namens Vitus und eine Tochter, die sie Virina genannt hatten. Es lebte ferner mit ihnen im gleichen Hause noch die Mutter des Thalaläus, eine betagte Witwe namens Puplia, die vormals mit ihrem Gatten Byzanz und Rom besucht und gleich ihrem Sohne das Christentum angenommen hatte; allein auch sie hatte es nicht ganz erfaßt.

Thalaläus' und Taenias Haus war eines der schönsten in Askalon. Geräumig war es und hell und wurde ausnehmend sauber gehalten. In der Tiefe des schattigen Hofes stand eine Tribüne aus wohlriechendem Holz, auf der Vitus und Virina sogar in der stechendsten Hitze, beaufsichtigt von ihrer Großmutter Puplia, friedlich und still spielen konnten. Geschnitzte Säulen aus dem gleichen wohlriechenden Holz umgaben den Hof; die geschnitzten Lüren waren mit Perlmutter und Türkisen geschmückt, Purpurdecken und indische Stickereien hingen vor den Fenstern, in der Mitte aber sprang aus einer Fontäne klares und frisches Wasser. Allein der Hauptreichtum des Thalaläus bestand weniger in

dem Hause als in zehn großen Schiffen, auf denen er Sandel, Kampfer, Muskatnuß und andere Produkte und Waren nach Alexandria und nach den übrigen berühmten Häfen des Ostens verschiffte. Die Geschäfte des Thalaläus waren von Erfolg gekrönt, doch hatte sein falsch aufgefaßtes Christentum seine heidnischen Anschauungen nur wenig verändert, während hingegen der überflüssige Reichtum ihm manches von seiner Vernunft nahm: denn je reicher er wurde, desto mehr wuchs die Gier nach Reichtum in ihm, und er wollte immer noch mehr Geld besitzen, und es schien ihm sogar, als sei das ganz und gar in der Ordnung.

Das unmäßige Verlangen ihres Mannes nach Reichtum verursachte der sanften Laenia nicht geringe Sorge, und sie hatte schon des öfteren Thalaläus Vorhaltungen gemacht, er solle sich nicht so sehr von dieser Leidenschaft fortreißen lassen und ruhiger leben, da schon das, was er bis dahin erworben, ihm ein ferneres Leben ohne Not und Entbehrungen verhiesse, aber Thalaläus wollte nicht auf Laenia hören und ließ im Hunger nach neuen Bereicherungen nicht davon ab, sich dem unbeständigen Meere anzuvertrauen, um immer noch begüterter zu werden, auf daß niemand in Askalon reicher wäre als er. Und umsonst wies Laenia darauf hin, daß das Verlangen nach großem Reichtum der von ihm erkorenen christlichen Lehre nicht nur widerspreche, sondern von ihr sogar verboten werde — nichts dergleichen konnte Thalaläus zurückhalten. Die Erwähnung der christlichen Lehre brachte den Seefahrer sogar so auf, daß er sich über

seine verständige Gattin, die ihn zurückhalten wollte, ärgerte und sie anfuhr: „Du sollst mit niemals mehr davon sprechen.“

„Warum verbietest du es mir?“

„Weil du, die du im Heidentum aufgewachsen bist und sogar noch heute daran festhältst, die christliche Lehre nicht verstehen kannst und mithin nicht in der Lage bist, darüber zu sprechen wie es sich gehört.“

„Ich weiß nur das eine, daß euer Meister geboten hat, Gutes zu tun und keine Reichtümer zu sammeln.“

Thalaläus entgegnete: „Allerdings; aber du weißt nur das eine und kennst das andere nicht. In unserer Lehre gibt es noch etwas, was dir unverständlich ist: um gut zu sein, muß man auch die Mittel haben, den Menschen zu helfen: ich will nicht nur sanft wie eine Taube sein, sondern auch klug wie die Schlange. Ich habe Reichtümer erworben und will noch mehr gewinnen — das ist zweifellos wahr, aber nicht etwa deswegen, um mit meinem Reichtum zu prahlen, wie deine Heiden es tun und überhaupt die hochmütigen Menschen, sondern ich bereichere mich nur, um von meinem Überfluß allen mitteilen und meinen Glaubensgenossen Wohltaten erweisen zu können, wenn ich nur genug besitze. Glaube mir, wenn ich erst so viele Reichtümer in Händen habe, daß keiner reicher ist als ich, dann werde ich in der Lage sein, viel mehr Gutes zu erweisen als jetzt, und so kümmere denn du dich nicht um Dinge, die du nicht verstehst, und schelte mich nicht, weil ich sehr reich sein will.“

Taenia verstummte, obwohl sie von ihrer Ansicht nicht abging, Thalaläus hingegen, der die Worte seiner Gemahlin für unnötiges Gerede hielt, fuhr fort, immer neue Mittel und Wege zur Vermehrung seines Handels zu suchen: er vergrößerte seine Flotte so sehr, daß er bald an die dreißig Schiffe besaß, und riß in allen Hafencitäten den gesammten Handel mit Sandel, Kampfer und Muskatnuß an sich. Eine Zeit lang gingen seine Geschäfte gut, aber schließlich stieß ihm ein Ungemach zu; Thalaläus hatte einmal außer Kampfer und Sandel noch andere wertvolle Waren von fremden Kaufleuten übernommen, mit diesen seine Schiffe beladen und war in See gestochen. Die Fahrt ging anfangs wohl vonstatten, als aber die Schiffe des Thalaläus sich auf der Höhe von Cyrene befanden, erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm, in dem neunundzwanzig von ihnen mit allen Waren und Seefahrern, die sich auf ihnen befanden, untergingen; es konnte sich nur das dreißigste Schiff, das von Thalaläus selber geführt wurde, mit dem Rest der Waren retten. Doch hatte das Schiff große Beschädigungen erlitten, so daß es unmöglich war weiterzufahren: seine Segel waren zerfetzt, das Takelwerk zerrissen, und somit mußte man sich entschließen, nach Askalon zurückzukehren.

Die Heimfahrt war ebenfalls mühselig, allein schon näherte sich das Schiff Askalon, und wäre sicherlich auch in den Hafen des Herodes eingelaufen, wenn es nicht unvermutet der grausamen Tücke der Bewohner einer unweit von Askalon gelegenen Ansiedlung, die

hinter einem Wall von unsichtbaren Klippen dicht am Ufer des Meeres lag, zum Opfer gefallen wäre. Die Bewohner dieser Ufersiedlung hatten falsche Feuer angezündet, um das Schiff ins Verderben zu locken, und erzielten damit einen vollen Erfolg. Kaum stieß das ohnehin beschädigte Schiff des Thalaläus an das erste Riff, da fiel es auch schon auseinander, die Piraten aber, die darauf nur gewartet hatten, waren sogleich in ihren leichten Rähnen zur Stelle und machten den schwimmenden und um Rettung flehenden Schiffsleuten durch Ruderhiebe auf den Kopf schnell ein Ende. Nachdem die Seeräuber alle Leute erschlagen hatten, raubten sie die Reste der Waren und schleppten sie nach einer heftigen Schlägerei in ihre Räuberhöhlen fort.

Thalaläus hatte sich während des Gefechtes mutig verteidigt, war aber schließlich verwundet über Bord ins Meer gefallen und schwamm mit Aufbietung der letzten Kräfte auf einen der Rähne zu, den er in der Dunkelheit gewahrte. Im Kahn saß ein ungewöhnlich großer halbnackter Mann mit einem roten Kopftuch; Thalaläus hoffte, daß dieser ihm Hilfe und Rettung brächte, allein er täuschte sich. Der Mann war ebenfalls ein Räuber; in der einen Hand hielt er eine brennende Fackel, in der andern aber einen schweren Bootshaken. Als Thalaläus zu ihm herangeschwommen war, flehte er ihn an, ihm in Christi Namen zu helfen, allein den Bösewicht rührte diese Bitte nicht: er hielt dem Sinkenden die Fackel ins Gesicht, schwang den Bootshaken und ver-

setzte Thalaläus mit diesem einen Schlag aufs Haupt. Und hiermit endete für Thalaläus alles mit einem Mal — Müdigkeit wie Furcht und Sorgen und ebenso seine Bemühungen reicher zu werden als alle in Askalon, um mit seinem Überfluß andern Wohlthaten erweisen zu können und gut zu werden.

2

Obwohl Thalaläus einen tödlichen Hieb erhalten hatte, sank er doch nicht unter. Durch einen unerwarteten und erstaunlich glücklichen Zufall verfang sich sein Gewand am Haken eines schwimmenden zerbrochenen Steuers, das ihn mitschleppte. Die Wellen des Meeres spülten das Ruder und mit ihm den blutigen und kaum noch lebendigen Thalaläus an den Hafen des Herodes an, der deswegen diesen Namen trug, weil ihn König Herodes der Große in Askalon gebaut hatte. Lastträger, die im Hafen des Herodes auf den Schiffen ihrem Tagewerk nachgingen, bemerkten den leblosen Menschen, der auf dem zerbrochenen Steuer schwamm, und zogen Thalaläus ans Ufer. Sie hoben ihn herunter, denn sie glaubten, es wäre ein Leichnam, und hofften, etwas Wertvolles zu finden, aber alsbald erkannten sie, daß es ihr Mitbürger Thalaläus, der Seefahrer, war, und staunten nicht wenig. Da sie jedoch Lebenszeichen an ihm wahrnahmen, begannen die Lastträger ihn zu schütteln und in der Luft zu schwingen, auf daß er wieder zu sich käme, und gleichzeitig sandten sie einen Knaben in sein Haus, damit dieser die Mutter Pup-

lia, die Gemahlin Laenia und die Kinder Virina und Vitus hole.

Mit seinem Gewande war Thalaläus so glücklich an das Steuer geheftet gewesen, daß sein Kopf die ganze Zeit oben geblieben war; darum war er nicht ertrunken und hatte nicht übermäßig viel Salzwasser schlucken müssen, so daß es schnell gelang, ihn ins Leben zurückzurufen.

Als die liebreizende Laenia, die alte Puplia und Virina und Vitus zum Hafen des Herodes geeilt kamen, schlug Thalaläus gerade die Augen auf; er erkannte sogleich seine Gattin wie auch seine minderjährigen Kinder und deren Großmutter Puplia und brach in bittere Tränen aus. Denn Thalaläus erfaßte sofort die Lage, in die er geraten war, und sprach also zu seiner Frau: „Oh, jetzt sehe ich, wie recht du hattest, vortreffliche Laenia! Warum nur habe ich deine Worte seinerzeit in den Wind geschlagen? warum nur wünschte ich so hartnäckig, große Reichtümer zu besitzen? Jetzt bin ich genugsam dafür bestraft, daß ich keine Sättigung kannte und immer nur trachtete, mehr als die andern zu besitzen. Seit heute sind wir Bettler, und ich werde nicht mehr imstande sein, den Menschen Wohlthaten zu erweisen, Wohlthaten, an die ich, die Wahrheit zu sagen, viel weniger dachte, als daran, durch meinen Reichtum mich über alle zu erheben, den Armen aber nur ein geringes Teilchen davon zu gönnen.“

Sanft entgegnete Laenia ihrem Gemahl: „Damals sprach ich zu dir, was mir die Gerechtigkeit des Her-

zens eingab, jetzt aber sage ich dir ein anderes: betrübe dich nicht, daß du die erworbenen Reichtümer verloren hast. Wir haben ja noch unsere Augen, mit denen wir sehen, und unsere Arme, mit denen wir arbeiten können: wir sind also in der Lage, mit der Arbeit unserer Hände für unsere Kinder Brot zu erwerben und ihnen ein schützendes Dach zu geben. Auf diese Weise leben viele Menschen auf der Welt.“

Thalaläus wurde wieder munterer, er ergriff Laenias Hand und sprach: „Du hast recht; die Taube, die in deiner Seele schwebt, wäre wohl stark genug, meine Schlange zu überwinden, wenn es sich nur um unsern Reichtum handeln würde, allein ich habe auch viel fremdes Gut verloren. Das wird man mir nicht verzeihen.“

„Sünden wir uns darein“, versetzte Laenia.

Man brachte Thalaläus in sein Haus, und er wäre dort ganz gewiß bald wieder völlig genesen; doch es war ihm nicht beschieden, den Frieden seines Hauses und die Fürsorge seiner Gattin zu genießen. Denn augenblicks erschienen bei ihm die Kaufleute, die ihm ihre Waren anvertraut hatten, und verlangten von ihm Erfaß.

Thalaläus entgegnete ihnen: „Ihr peiniget euch selber und mich vergebens: seht ihr denn nicht, daß ich völlig vernichtet bin und euch nicht bezahlen kann?“

Die Kaufleute erwiderten ihm, daß sie ihm nicht glaubten, sondern vielmehr den Verdacht hegten, daß er ihre Waren verkauft, das erlöste Geld aber irgend-

wo vergraben und sich selber nur zur Ablenkung des Verdachtes ins Meer gestürzt hätte.

„Ihr verdächtigt mich grundlos,“ entgegnete Thalaläus, „alle Waren sind zugrunde gegangen; glaubt mir, denn ich bin ein Christ und vermag nicht zu lügen!“

Allein die Kaufleute versetzten, daß auch sie jetzt, dem Beispiel ihres Kaisers folgend, Christen geworden seien, allein daß dieser Umstand keineswegs die Sachlage ändere, und sie darauf beständen, von ihm zu erhalten, was er ihnen für ihre Waren schulde. „Andernfalls aber“, fügten sie hinzu, „werden wir unsere Sklaven rufen und alles, was sich hier befindet, auf dem Bazar zur Schau stellen und verkaufen lassen.“

Thalaläus erwiderte ihnen: „Verschachert es denn.“

Seine Gläubiger riefen alsbald ihre Sklaven herbei und befahlen ihnen, sogleich alles, was sich im Haus des Thalaläus befände, aufzuladen und zum Bazar zu schaffen, die Familie aber verjagten sie aus dem geplünderten Hause und sperrten das Haus selber mit einem großen Schlosse zu; den Schlüssel zu diesem Schloß übergaben sie dem in Askalon männiglich bekannten Beitreiber rückständiger Zahlungen, Liburtius, und beauftragten diesen, das Haus zu verkaufen und das erlöste Geld unter all die zu verteilen, deren Schuldner Thalaläus war.

Liburtius, der Beitreiber, war ein entsetzenerregender Mensch: sein Gesicht war verwittert und übel und von der Farbe gekochter Erbsen, er war völlig kahl, seine Augen blickten schwarz unter schweren

Lidern hervor, sein Körper war weich und geschwollen und sein Gang wie das Schleichen eines Katers. Er verkaufte alsbald das Haus des Thalaläus an den reichen Schenkenbesitzer Epimachos, und dieser errichtete in den Räumen und dem Garten des Thalaläus unverzüglich eine Schenke, die eine heitere Freistätte für fremdländische Seefahrer werden sollte; das Geld aber, das Liburtius aus dem Verkauf des Hauses erlöste, verteilte er unter die, deren Waren bei dem Schiffbruch untergegangen waren, im Verhältnis zu ihren Ansprüchen und nahm sich selber den vom Gesetz für das Beitreiben des Geldes festgelegten Anteil. Doch war das, was Liburtius bei dem Verkauf des Hauses erlöste, viel zu gering und reichte nicht einmal aus, die Hälfte dessen zu ersetzen, was Thalaläus verloren hatte.

Da sprach der geschickte Beitreiber Liburtius, der im Rufe stand, von den Schuldnern alles bis zum letzten Blutstropfen herauszupressen, da sprach er denn: „Was wollt ihr mir geben? Ich will mich nämlich bemühen, noch mehr zu erreichen. Es kann unmöglich so sein, wie Thalaläus uns beteuert. Meiner Ansicht nach sind nicht alle eure Waren im Meer untergegangen, sondern Thalaläus hat sie auf den Aegäischen Inseln Leuten verkauft, die genau so listig und verschlagen sind wie er, das erlöste Geld aber wohl verborgen. Das ist es, was wir ganz klar in Erfahrung bringen müssen, denn er wird das Geld gewißlich auf jenen fernen Inseln irgendwo unter einem Baum oder einem Stein, der nur ihm bekannt

ist, versteckt haben. Wenn ihr bereit seid, mit einem größeren Anteil zu gewähren, als das Gesetz ihn vorschreibt, so werde ich Thalaläus in den Kerker werfen lassen und mit Gefangenschaft plagen. Auf diese Weise“, schloß der Beitreiber Liburtius seine Rede, „werde ich alles für euch und für mich selber gewinnen.“

Als die Kaufleute solche Worte von dem geschickten Manne vernahmen, wechselten sie miteinander Blicke und traten beiseite, um insgeheim zu beraten; sie sprachen: „Wozu noch nachdenken? Liburtius schlägt uns in der That etwas Vernünftiges vor: wer kennt besser als er die Listen der Seefahrer, und wenn Thalaläus tatsächlich unsere Waren heimlich verkauft und das Geld verborgen hat, dann wird ihn Liburtius im Kerker dafür schmachten lassen und schließlich von ihm alles erlangen, was er uns schuldet. Wichtig ist nur, daß Liburtius ihn nicht auf unsere Kosten ins Gefängnis wirft, sondern selber für seinen Unterhalt sorgt.“

Und so gaben denn die Kaufleute ihren Freund, den Seefahrer Thalaläus, der Willkür des geschickten und grausamen Beitreibers preis. Liburtius aber, der Beitreiber, begab sich nach Hause und entnahm dort einer großen eisenbeschlagenen Truhe einen Silbergürtel hohen Wertes, verbarg diesen unter seinem Gewande und ging mit ihm zum Stadthauptmann von Askalon, den er bat, Thalaläus in den unterirdischen Kerker des Herodes werfen zu lassen; zur Anerkennung dafür aber schenkte er ihm den geschmie-

deten Gürtel und versprach, fürderhin noch wertvollere Gabe darzubringen, wenn jener sogleich den Kerkerwärter Rabbula rufen lasse und diesem befehle, den Thalaläus so zu peinigen, wie er, der Beitreiber Tiburtius, es verlangen würde.

Der Stadthauptmann nahm den Gürtel entgegen und erfüllte die Bitte des Tiburtius: er schickte sogleich seine Schergen mit dem Befehl ab, den kranken Thalaläus zu greifen und in den Kerker des Herodes zu schaffen, der voller Ungeziefer war, und ihn dort dem Kerkerwärter Rabbula zu überantworten. Rabbula aber warf ihn alsbald auf einen Haufen faulen Schilfrohes mitten in die Schar der furchtbarsten Bösewichter und schloß ihn ein, ‚bis er alles bezahlt habe, was der Beitreiber Tiburtius nach dem Gesetz von ihm verlangen könne‘.

3

Der Kerker des Herodes lag inmitten der Stadt Askalon auf dem Hauptbazarplatz. Er war in die Erde gegraben wie ein großer unterirdischer Keller; Säulen stützten die Gewölbe aus ewig feuchten Steinen, die mit Erde bedeckt waren, ganz wie eine Begräbnisstätte. Von außen war er schwer zu erkennen, da er wie ein gewöhnlicher Erdhügel ausah. Und oben auf diesem Hügel wurde täglich Handel getrieben. Dort wurden die Urteile vollzogen und Menschen mit Peitschen aus Ochsensehnen geschlagen; dort saßen mit ihren flachen Mulden und Bütten die Fischer von Askalon, die ihre lebenden Fische feilboten, und die

Händlerinnen, die Brot verkauften, Gemüse und das Gerät für den Fischfang. An den Abhängen des Hügels befanden sich zwei durch kräftige Eisengitter geschützte schmale Luftlöcher, durch die übrigens nur ein geringer Lichtschimmer in das Innere der Höhle zu dringen vermochte, nur ein spärliches bißchen Luft und zuweilen der ferne Lärm des Marktes.

In diesem Kerker von Askalon, der unter Herodes ausgegraben worden war, befand sich eine Menge verschiedenartigster Menschen, die alle furchtbar unter der Enge, unter Hunger und Durst und dem Mangel an Tageslicht und Luft litten. Die Sonne schien kaum auf eine Minute mit schrägem Strahl durch eines der engen Fenster, ihre Wärme aber vermochte überhaupt nicht durchzudringen; deswegen litten denn auch die Eingekerkerten unsäglich unter der feuchten Moderluft. In diesem allgemeinen Kerker lagen eng aneinander sowohl die Bösewichter, die schon Morde auf ihrem Gewissen hatten, als auch Diebe und Zahlungsunfähige. Diese alle waren der Freiheit ihrer Körperbewegung beraubt. Den einen hatte man die Beine in Holzringe gesteckt, die mit Pflocken versichert waren, und so mußten denn diese ewig sitzen, andere aber trugen schwere Ketten, die bei jeder Bewegung der Arme oder Beine ein quälendes Rasseln verursachten; jene aber, die man bei Raub und Mord ergriffen hatte und denen nach dem Gebot ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘ die Hinrichtung drohte — jene waren mit dreifachen Ketten, die um Arme und Hals geschlungen waren, an die Wand geschmiedet.

Die Lagerstätten dieser furchtbaren Bösewichter befanden sich in der allerhintersten Abteilung, in engen und völlig dunkeln Löchern, die man in den Lehm gegraben hatte. Alle im Kerker des Herodes eingeschlossenen Menschen mußten dort, wo sie saßen, auch schlafen, sie aßen dort und tranken dort und verrichteten dort ihre Leibesnotdurft. Hier wurden sie von ihren Freunden und Verwandten und Frauen besucht. Die Gewohnheiten waren so roh und einfach, daß es nicht selten geschah, daß Frauen, nachdem sie ihre in dem Kerker des Herodes eingeschlossenen Männer besucht hatten, zuweilen aufs neue Mütter wurden . . . Ja, so war er beschaffen, der furchtbare Kerker des Herodes in Askalon, in den der Beitreiber Tiburtius den Thalaläus geworfen hatte, den Gemahl der Taenia, den Vater von Virina und Vitus.

Um die gleiche Zeit, da Thalaläus, der Schiffsherr, in diesen Kerker geworfen wurde, war einige Tage vorher in die gleiche Höhle und zudem in das aller schlimmste Loch ein Strandräuber, namens Anastas der Seelenverkäufer, gebracht und mit fünf Ketten um Arme, Beine und Hals angeschmiedet worden. Er war ein berühmter Räuber. Viele Menschen hatte er beraubt und umgebracht. Es waren an die vierzig Leute, die er, zu Wasser und zu Lande, erschlagen hatte. Schon lange richtete sich deshalb der Zorn der Bewohner von Askalon auf ihn und nun freuten sich alle, daß Anastas endlich gefangen war und seiner Hinrichtung entgegen sah.

Zum Gericht über Anastas wurde in Bälde aus

Damaskus ein hoher Würdenträger, namens Millius, erwartet, in dessen Gegenwart der böse Anastas angesichts aller Bewohner von Askalon durch das Schwert hingerichtet werden sollte.

Neben jener Höhle in der entferntesten Ecke des Kerkerloches, in welcher der Bösewicht Anastas angeschmiedet war, befand sich ein schmales Schlupfloch, das zu einer besonders niedrigen Lehmhöhle führte, die allgemein die ‚verseuchte‘ hieß. Sie wurde deswegen so genannt, weil in ihr vor Zeiten ein bessener und ausfäsiger Mann geschmachtet hatte, der unablässig den Kaiser Herodes schmähete und aus diesem Grunde hier in der Gefangenschaft sterben mußte. Seit jener Zeit hatte niemand mehr das verseuchte Loch betreten, denn selbst der Kerkerwärter, der furchtlose Rabbula, scheute sich, den Lehm zu berühren, auf dem der Ausfäsige gefessen und an dem er sich geschabt hatte. Trotzdem hatte man die kleine Höhle nicht zugeschüttet, denn in ihr befand sich ja das andere Luftloch, das unumgänglich notwendig war, damit die Gefangenen nicht ersticken.

4

Im Kerker des Herodes zu Askalon wurden die kargen, von Almosen herrührenden Speisen nur jenen Gefangenen gereicht, die weder Verwandte noch Freunde hatten; den zahlungsunfähigen Schuldnern aber und jenen, die eine Verwandtschaft, und wenn es die allerärmste war, besaßen, gab der Gefangenwärter Rabbula keine Nahrung. Um diese Gefangenen hatten

sich entweder jene zu kümmern, um deretwillen sie im Kerker schmachteten, oder ihre nächsten Verwandten, die den Gefangenen hierher brachten, was in ihren Kräften stand. Somit hatte denn entweder Laenia den Schiffer Thalaläus zu versorgen, oder Tiburtius. Tiburtius aber sprach: „Thalaläus hat ein Weib; dieses ist jung und von Natur mit großer Schönheit begabt: mag es ihn füttern.“

Laenia war das einerseits willkommen, denn indem sie ihrem Gatten Speise brachte, konnte sie ihn sehen und mit ihm die Zeit bis zum Abend verbringen, andererseits freilich mußte sie ihm die Speise verschaffen, und dieses legte Laenia Sorgen auf, die für sie ungemein drückend waren.

Die ärmste Laenia mußte nicht nur Geld herbeschaffen, um sich und ihren Gatten zu ernähren, sondern es waren auch noch ihre zwei kleinen Kinder da, Birina und Vitus, und deren alte Großmutter Puplia, die um jene Zeit bereits hinfällig, unfähig zur Arbeit, und nur noch brauchbar war, die Enkelkinder zu beaufsichtigen. Laenia aber war als Tochter eines Priesters im Wohlstand aufgewachsen und verwöhnt worden — Sklavinnen hatten ihr das Haar gerichtet, sie am Abend in den Schlaf gesungen und morgens durch leichte Liebkosungen ihrer Fußsohlen aufgeweckt. Sie war ganz und gar nicht dazu erzogen worden, schwere Arbeiten zu verrichten. Sie war nur in den schönen Künsten unterwiesen worden, die niemand nötig hatte; trotzdem gab sie sich jetzt Mühe, mit ihnen ihr Brot zu verdienen. Da sie nichts besser

verstand, als auf der vielfältigen Harfe zu spielen, und zudem die Gabe besaß, ungewöhnlich schnell zu dichten und mit liebenswürdiger Stimme die von ihr gedichteten Lieder zu singen, so ging sie in ihren früheren Weingarten, in dem sich jetzt im angenehmen Schatten der Bäume und des wuchernden Weines unter verzierten Zelten, die Epimachos hatte aufschlagen lassen, die fremden Seefahrer versammelten, die nach Askalon gekommen waren. Da der Besitzer der Zelte sah, daß Laenia schön war und sowohl durch ihr Äußeres als auch durch Spiel und Gesänge seinen Gästen gefallen konnte, gestattete er ihr gern, sich inmitten der zechenden Seefahrer niederzulassen, und stellte sogar einen Becher Weines vor sie hin, den sie freilich nicht einmal mit den Lippen berührte; denn groß war der Kummer, der an ihr zehrte, und sie konnte ihn nicht vergessen.

Zur Erheiterung der zechenden Seefahrer spielte Laenia alle Nächte hindurch auf ihrer Harfe und sang Lieder, die sie zu jeder Gelegenheit sofort zusammenstellte; es gab darunter Lieder, die sehr rührend waren und nicht selten die Herzen der Zuhörer bewegten und ihre rohen Sitten besänftigten. Die Schiffer, die Laenias Gesang hörten, waren befriedigt, daß sie eine so schöne Sängerin anschauen konnten, und gaben ihr Geld, mit dem sie auf den Markt ging und die besten Speisen für ihre Kinder, ihren Gatten und für dessen Mutter Puplia kaufte, während sie sich selber freilich mit abgestandenem billigem Fisch begnügte. Die beiden Frauen, Laenia

und Puplia, samt den Kindern Vitus und Virina, hausten jetzt in einem jämmerlichen Zeltbau, der aus Schilfrohr und schlammigem Brei bestand.

Der Beruf einer Harfenspielerin und Sängerin, den Laenia ergriffen hatte, um für den Unterhalt ihrer Familie aufkommen zu können, fiel ihr weder leicht noch war er ihr angenehm, denn sie empfand es sehr bitter, mit zerrissenem Herzen die müßigen und häufig betrunkenen Leute durch Spiel und Gesang erheitern zu müssen; allein da sie nichts anderes verstand, was ihr zu einem Verdienst verhelfen konnte, unterwarf sich Laenia ohne Murren dieser Nothwendigkeit und trug still ihr Los, ohne je den Kummer ihrem Gemahl zu offenbaren. Unter den Besuchern der Weinschenke gab es auch solche, die sich nicht mit Liedern begnügten, und die häufig Laenia darum angingen, für Geld ihre Liebkosungen zu verkaufen. Laenia kränkte dies nicht: sie begriff nur zu wohl, daß jetzt ein jeder sie für eine Person ansehen konnte, der man solche Vorschläge machen darf, und antwortete daher stets ruhig und bescheiden: „Furchtlose und gute Leute, ich verkaufe nur das, was ich euch darbiete: ich spiele auf der Harfe und singe die von mir verfaßten einfachen Lieder. Ich spiele und singe, weil ich nichts anderes zu tun verstehe und meine Kinder und meinen Mann ernähren muß. Hört denn mein Spiel an, und möge an euch und allen, die euch in eurer Heimat wert sind, jeglicher Kummer vorbeigehen.“

Die Schiffer schämten sich, wenn sie diese bescheidene Antwort vernahmen, und ließen davon ab, Laenia

mit ihren Zumutungen zu belästigen, Epimachos aber, der Besitzer der Zelte, war mit ihr unzufrieden und sagte: „Du bist eine sehr schöne, aber völlig unverständige Frau: oder sollten deiner Ansicht nach unsere Nächte nicht genugsam dunkel sein und meine Cyklo- moren nicht genügend verschwiegen? Warum gehst du denn mit keinem von denen, die dich rufen, ein wenig ans Ufer? Auge in Auge mit ihm könntest du ihm dort etwas singen, süßer als das Lied vom Kummer, in deinem Gürtel aber würde alsbald großes Geld klimplern und nicht nur geringe Scheidemünze. Du bringst damit sowohl dich selber als auch mich um einen ordentlichen Gewinn.“

Taenia entgegnete, daß sie völlig genug erhalten habe, und verließ Epimachos, bemüht, diese widerwärtige Rede zu vergessen. Epimachos freilich verfolgte seine besonderen Absichten, — er wollte seinen Gästen zu Diensten sein und war daher mit Taenia sehr unzufrieden. Es war sein Wunsch, an ihrer Stelle in seinem Garten eine Sängerin zu haben, die den Wünschen seiner fröhlichen Gäste mehr Geneigtheit entgegenbrachte. Die Seefahrer, als Leute die überall herumkamen, erzählten ihm nämlich, was für bereitwilligen Sängerinnen sie in den Gärten von Alexandria und Damiette begegnet waren, und Epimachos teilte diese Erzählungen jedesmal vorwurfsvoll Taenia mit, sie aber wollte von nichts derartigem hören.

Taenia hatte ihre Zeit so eingeteilt: des Morgens wusch und flickte sie die alten Kleider und Wäschestücke, die ihren Kindern nach Austreibung aus dem

Hause verblieben waren, und versorgte die Großmutter, die alte und verwöhnte Puplia; darauf ging sie auf den Markt und kaufte außer einer Handvoll getrockneter Linsen noch Aal oder einen andern billigen Fisch und kochte das Erworbene mit Zwiebeln beim Garloch auf dem allgemeinen Herde, worauf sie die Speise um die Mittagszeit in den Kerker zu ihrem Manne brachte. Die Verwandten der Gefangenen wurden aus dem Kerker nicht verjagt, und so blieb Laenia denn bei Thalaläus bis zum Abend, solange bis der Gefängniswärter Rabbula mit der Nilpferdpeitsche in der Hand erschien, um, nachdem er alle Besucher hinausgejagt, die Thüren des Kerkers fest zu verschließen. Dann ging auch die liebenswerte Laenia und begab sich zu den Zelten des Weingartens, der vormals ihr gehört hatte, und spielte dort auf der Harfe und sang bis zu der Stunde, da die aufgehende Sonne den Müßiggängern die Sorgen und Nothwendigkeiten des neuanknüpfenden Tages wieder in die Erinnerung zurückrief.

So vergingen mehrere Monate, und Thalaläus saß noch immer in seinem Kerker, die körperlichen Kräfte Laenias aber ließen nach, und ihre Schönheit begann zu schwinden. Dies rührte nicht nur vom Kummer her, sondern auch von der neuen Lebensweise, die weder ihrer Gesundheit noch ihrer keuschen Gesinnung entsprach; trotz alledem jedoch verharrte Laenia in ihrer Unbeugsamkeit und war immer noch viel zu schön, als daß man ihre Unbeugsamkeit ohne Ärger hinnahm; denn ihre Schönheit war von einer so besondern, anziehenden Art, daß sie immer wieder lüsterne

Wünsche aufstacheln mußte, Wünsche, die zuguterletzt die Tugend Laenias in eine schwere und große Versuchung brachten.

Denn ihretwegen gingen schließlich im Kerker des Herodes zu Askalon Dinge vor, die zwar nur kurz beschrieben werden sollen, aber wegen ihrer Entsetzlichkeit langer Erinnerung wert sind.

5

Bald nachdem Thalaläus in den Kerker des Herodes geworfen worden war, traf in Askalon der berühmte Hipparch Millius aus Damaskus ein, der über Anastas, den Bösewicht, Urteil sprechen sollte. Er war nicht nur gekommen, um Anastas zu verurteilen, sondern um gleichzeitig zu untersuchen, wie der Statthalter von Askalon, Dimas, das Gebiet verwalte; außerdem hatte er Almosen zu verteilen, die die Freigebigkeit der Kaiserin Theodora durch ihn nach Askalon schickte.

Als Millius das Gefängnis zu Askalon besuchte, blieb er vor der Vertiefung stehen, in welcher der grausame Räuber Anastas mit fünf Ketten angeschmiedet war, und als darauf der Gefängniswärter Rabbula mit seiner Fackel das Antlitz des Anastas beleuchtete, erstaunte Millius, da er das schreckliche Gesicht sah, — so scharf und hart war darin die erbarmungslose Wildheit des Räubers ausgeprägt. Millius konnte sich nicht enthalten und rief laut aus: „Oh, wie gemein und widerwärtig er aussieht! Ich schwöre, daß ich noch nie im Leben etwas Böserem und Widerlicherem begegnet bin als diesen geschlitzten

Augen und diesen struppigen und dicken Augenbrauen! Mir scheint, daß die Erde voller Ungeduld auf den Augenblick wartet, da dieses erbarmungslose Tier aufhören wird ihre Luft zu atmen und sie mit seinen Füßen zu treten. Im übrigen will ich Sorge fragen, daß dieses möglichst schnell geschieht.“

Als der Bösewicht Anastas diese Worte des Millius vernahm, fuhr er empor, schüttelte zornig seine Ketten und brüllte den Hipparchen an: „Ich bin dir widerwärtig, aber vielleicht bist du noch schlimmer als ich. Ist es an dir, du böse Seele, meiner zu spotten? Ich bedaure nur, daß ich dir nicht früher begegnet bin, und natürlich nicht hier, wo du frei bist, ich aber in festen Ketten angeschmiedet liege: denn es wäre mir wahrlich eine Lust zu untersuchen, was röter ist — dein Blut oder deine purpurne Toga. Jetzt aber, jetzt sei verflucht!“

Nachdem er dies mit ungebärdiger Stimme geschrien, schlug Anastas so gewaltsam mit seinen Ketten an die Mauer, daß alle übrigen Gefangenen angstvoll erschauerten und sich zusammendrängten, der Wärter Rabbula aber und die Krieger, die mit brennenden Fackeln den Würdenträger begleiteten, umringten diesen, damit der furchtbare Anblick des Anastas ihn nicht aufrege. Gleichzeitig jedoch fiel beim zitternden Licht der Fackeln der erregte Blick des ehrwürdigen Millius auf das Antlitz der liebenswerten Laenia, die in großer Angst um das Schicksal ihres Thaläläus bemüht war, ihn mit ihrem Leibe zu verbergen. Millius war ein Wollüstling, dem der reizvolle An-

blickt Laenias so unvermutet ins leidenschaftliche Herz drang, daß er stehen blieb und sich zu dem ihn begleitenden Jüngling, dem Schnellschreiber Eulogius, wandte und diesem leise zuflüsterte: „Öffne rasch den Mantelsack mit den Almosen. Hier sehe ich eine Christin, auf deren Antlitz ich deutlich die Zeichen der Unschuld gewahre. Vermutlich muß sie hier durch heidnische Bosheit grundlos leiden, ich aber will nunmehr ihr Los zum Ruhme der größten der Frauen, der Kaiserin Theodora, erleichtern.“

Der Jüngling Eulogius öffnete die Schnüre, die den ledernen Mantelsack zusammenhielten, in welchem Geld lag, von christlichem Mitleid zur Verteilung an die Gefangenen bestimmt. Millius dagegen wandte sich zu Laenia und redete sie an: „Nähere dich, schöne Christin, nimm hier eine Gabe und sage uns offen, weswegen du hier schmachtest? Ich bin davon überzeugt, daß man dich umsonst quält und daß der, der dich in dieses Gefängnis gebracht, selber der Freiheit nicht wert ist.“

„Du täuschest dich, ehrwürdiger Herr,“ versetzte Laenia, „ich bin keine Christin, sondern die Tochter des Priesters Polyphron und hänge noch immer dem alten Glauben an.“

Millius geriet in Verwirrung und erwiderte, er bedauere, von ihr gehört zu haben, daß sie noch Heidin sei.

„Denn jetzt“, fuhr er fort, „bin ich nicht mehr in der Lage, dir die Hilfe zu erweisen, die ich dir gern zuwenden wollte“, und gleichzeitig hielt er die Hand

Eulogius', des Schnellschreibers, zurück, der gerade den Mantelsack öffnen wollte, in welchem sich das Geld befand, das unter den neuen Christen verteilt werden sollte.

Als Laenia diese Worte des Millius vernahm, zeigte sie keinerlei Merkmale besonderer oder verstärkter Aufregung, sondern sprach ruhig: „Ist es denn Theodoras und deiner Barmherzigkeit nicht gleich, wem sie Hilfe spendet und wer ihrer bedarf?“

„Nein,“ entgegnete Millius, „wir müssen zuerst unsern Glaubensgenossen beistehen und danach erst den Andersgläubigen.“

„In dem Falle könntest du meinem Gatten und seinen Kindern helfen, denn diese sind eures Glaubens.“

Das erfreute den Millius.

„Wenn dein Mann und deine Kinder des Glaubens sind, dem gegenwärtig die vornehmsten Leute in Byzanz und Damaskus die höchste Ehrfurcht bezeugen, dann erlaubt mein Gewissen mir, dir Hilfe zukommen zu lassen. Tritt denn heran und nimm aus dem Mantelsack, darin sich die Almosen befinden, für jeden eine Münze.“

Laenia erwiderte: „Herr, es steht nicht mir zu, die Hand in den Beutel zu stecken, aber befehl, daß jener Jüngling mir gibt, was deine Freigebigkeit zu bestimmen geruht.“

Millius befahl dem Jüngling, ihr zehn Bechinen zu geben, und fragte darauf weiter: „Welch eine Übeltat vollbrachtest du, oder womit übertratest du das Gesetz?“

„Der gnädige Himmel hat mich bis zum heutigen Tage vor jeder Missethat bewahrt“, sagte Laenia.

„Vielleicht sprichst du nur so, weil dein heidnisches Gewissen es nicht besser weiß und es dir nur scheint, du habest nichts Verbrecherisches vollbracht?“

„Nein, ich habe in der That nie etwas Verbrecherisches getan.“

„Wenn dem so ist, warum hat man dich denn der Freiheit beraubt und hält dich hier in diesem stinkenden und furchtbaren Gefängnis?“

Laenia antwortete dem Würdenträger, daß sie keineswegs eine Gefangene sei, sondern in voller Freiheit hierher komme und von hier gehen könne, und daß sie sich in diesem stinkenden und furchtbaren Gefängnis nur aus Mitleid und Liebe zu ihrem Gatten aufhalte, der hier eingeschlossen sei und schwachen müsse, weil er den Kaufleuten, die ihm ihre Waren anvertraut, das Geld nicht zurückzahlen könne.

„Und wann hoffst du deinen Mann loskaufen zu können?“

„Ich hege keinerlei Hoffnung und tue nur, was ich tun kann: ich bringe ihm Speise und bemühe mich, ihn zu trösten und den Mut in ihm aufrecht zu erhalten.“

„Mir will scheinen, daß du viel mehr für ihn tun könntest als das.“

„Ach, dann wende mir doch die Gnade zu und unterweise mich, was ich tun könnte, um Thalaläus wieder zur Freiheit zu verhelfen; du wirst sehen, daß es mir keineswegs an Entschlossenheit und gutem

Willen gebracht: ich will alles erfüllen, was hierzu nötig ist.“

„Es ist nichts weiter nötig, als ein Entschluß deinerseits.“

„In dem Falle ist es bereits geschehen. Zögere nicht länger und sage mir möglichst schnell und deutlich, welches ein Opfer ich zum Heil meiner Familie zu bringen habe? Ist es mein Leben?“

„Nein.“

„Was ist es dann? Ich flehe dich an, peinig mich nicht und sage es mir unverzüglich.“

„Wie hoch ist die Summe, die dein Mann schuldet?“ fragte Millius, während seine Blicke die liebevolle Taenia umflogen.

Taenia sagte ihm ohne Zaudern, wie hoch die Summe sei, die nach den Berechnungen des Tiburtius und der Kaufleute der Schiffsherr schulde. Es war eine sehr bedeutende Summe.

Millius war zwar ein ungemein wohlhabender Würdenträger, allein er war geizig, und dazu kam, daß die Höhe der Schuld des Thalaläus nicht einmal für seine großen Mittel geringfügig war, darum sprach er: „Dein Mann ist zu meinem Leidwesen sehr viel schuldig!“ Millius ging mit diesen Worten von Taenia weg und dem Ausgang zu, gleichzeitig aber näherte sich ihm von dort der Beitreiber der Schulden, Tiburtius, jener schlaue Alte, der darin so ungemein gewandt war, alle nur erdenklichen Schritte zu tun, um noch etwas von gefangenen Zahlungsunfähigen einzutreiben.

Als dieser nämlich gesehen hatte, daß Millius sich Laenia näherte, schoß ihm alsbald der Gedanke durch den Kopf, diesen Umstand auszunützen, und so raunte er denn dem Würdenträger zu: „Die Schuld des Mannes jener hübschen Frau, die noch soeben das Glück hatte, deiner Vornehmheit ein erhabenes Mittel einzulösen, ist zwar sehr groß, allein sie weiß ja nicht, daß es durchaus möglich ist, diese sehr große Schuld ungemein zu verringern. Ich bin der hiesige Beitreiber Tiburtius, mir sind alle Dinge in Ascalon bekannt, und ich weiß wohl, was man tun muß, damit alles den Gang nimmt, den du wünschest.“

Millius blieb stehen, Tiburtius aber fuhr fort ihm zuzuflüstern: „Glaube mir, daß meine Worte genau so wahr und zutreffend sind, wie dieses wahr ist, daß man in allen Städten, über die die gepriesene Theodora herrscht, mit welcher — du wirst es bemerkt haben — Laenia eine gewisse Ähnlichkeit hat, nicht leicht eine Frau findet, die schöner und liebreizender ist als Laenia.“

Statt nun durch die Worte, mit denen sich Tiburtius ihm genähert hatte, erzürnt zu sein, vergaß Millius seinen hohen Rang und seine Lage im Kerker in der Umgebung der Gefangenen; vielmehr fuhr er fort, sich von ferne an den schönen Körperlinien der Frau des Schiffsherrn zu weiden. Tiburtius aber bemerkte dieses und wurde infolgedessen nur noch dreister und flüsterte weiter: „Und sieh nur: es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß Theodora schön ist; denn alle sagen, daß in den Gebieten, die Byzanz untertan

sind, keine Frau gefunden wird, die man mit Theodora vergleichen kann . . . allein das sagt man nur so um des Sprechens willen . . . Tatsächlich aber ist es so, daß die Zeit keinen verschont: Theodora ist nicht mehr die, die sie als Schauspielerin war, — freilich ist sie jetzt unsere Kaiserin, und verleihe ihr der Allerhöchste viele Jahre, — aber . . . erinnere dich nur, wie verwelkt sie heuer schon ist, und schaue dann aufs neue die keusche Laenia an . . .“.

„Wozu dieser Vergleich? Beide sind sehr schön.“

„Ja, beide sind sehr schön, aber jene ist auf dem Thron, sie trägt den Purpur und die unschätzbare Krone, ihre Schultern und ihr Hals werden täglich von den gesalbten Handflächen junger Sklavinnen geglättet, ägyptische Weiber aber hüllen ihre Brüste zur Nacht in einen weichen Teig wohlriechenden Brotes aus den Früchten der ägyptischen Palme, doch, um die Wahrheit zu sagen, auch das hilft ihr schon nicht mehr: der wohlriechende ägyptische Teig gibt ihren Brüsten nichts als eine gekünstelte Zartheit, allein ihre vormalige Straffheit kann er ihnen nicht wiedergeben . . . Nein, das ist vorbei . . . Doch sieh dagegen, wie die Brüste der Laenia sind, und dabei ist Laenia jetzt voller Kummer und leidet bittere Not, — sie trägt ein armseliges Hemd und befindet sich in einer Schar von Menschen, denen jede nur erdenkliche Unsauberkeit anhaftet, und dennoch, schau nur, wie ihre Schönheit strahlt . . . betrachte den majestätischen Blick, die weißen Zähne und zumal ihre Brüste, die keinen ägyptischen weichen Teig brauchen . . .“

„Bis zu welcher Summe läßt sich die Schuld ihres Mannes herabsetzen?“ unterbrach Millius, vor Ungeduld fiebernd, des Beitreibers Rede.

Liburtius ließ sogleich ein Drittel der Schuld nach, als er aber wahrnahm, daß Millius noch immer unerschlüssig war, sagte er einschmeichelnd: „Ich bemerke, daß das Schicksal dieser Unglücklichen dich sehr rührt, und will, um dir etwas Unangenehmes zu erweisen und mich fñrderhin deiner Dankbarkeit zu versichern, mir Mñhe geben, die Kaufleute zu bestimmen, daß sie dir ihre Forderungen an Thalaläus nicht um zwei Drittel, sondern schon um ein Drittel dessen abtreten, was er ihnen in der That noch schuldet. Zaudere nicht länger und befehl, daß alles so geschehe, wie ich es dir vorschlug. Mag denn Laenia dir ihr Glück verdanken und Sorge tragen, wie sie dir ihre Dankbarkeit am besten erweist.“

Millius erwiderte ihm: „Gut denn, ich bin einverstanden, — ihre Dankbarkeit ist mir kostbar, allein Zwang auszuüben liegt mir ferne. Laß mich noch einige Worte mit dieser Laenia sprechen, deren Schönheit in der That nicht geringer ist als die jener Frau, die gegenwärtig mit Recht den byzantischen Thron schmückt.“

Liburtius neigte sich zum Ohr des Millius und raunte: „Sie ist noch größer . . . Theodora kann sich nicht mehr mit dem vergleichen, was Laenia besitzt . . . und außerdem . . .“

„Was willst du sagen?“

„Theodora ist viel zu vielen gut bekannt.“

„Still . . . Du bist verwegen.“

„Fürchte nichts . . . Ich weiß was ich spreche, und wollte dir nur noch sagen, daß Taenia ihr Lager aufschlägt wo es sich trifft, im Zelt und auf Stroh, zusammengekauert und vor Kälte die Brüste mit den Händen bedeckend, während Theodora, die Arme von flaumweichen Decken zugedeckt, ruht; biete Taenia den gleichen Luxus, und du wirst sehen, wie ihr Körper sich alsbald wölben und welche Formen er annehmen wird! . . . Oh, du begreifst es selber, daß Taenias Schamhaftigkeit vieles geben kann, was Theodoras ganze Erfahrung und Liebeskunst nicht mehr zu erzielen vermag . . . Du bist bereits erglüht, ich sehe es, und wenn ich auch alt bin, ich kann dich nur zu gut verstehen.“

„Du hast recht, die Schönheit dieser Frau trübt mir den Verstand,“ sagte Millius, „und ist sie nicht zudem eine Heidin?“

„Ja, sie ist eine Heidin, sie ist die Tochter des Priesters Polyphron, der sich selbst getötet hat, weil er die neue Ordnung nicht mehr mit ansehen mochte.“

„Die Heidinnen haben doch volle Freiheit, über sich selber zu verfügen: sie kennen keine Einschränkungen!“

„Ja, das ist bei ihnen so hergebracht: sie geben sich dem Dionysos hin, und zum größeren Ruhme der Isis den Ausländern. Sie haben ihre besondere Ansicht hierüber.“

Millius wandte sich zum Schnellschreiber Eulogius und befahl diesem, Taenia alsbald herbeizurufen.

6

Als der Jüngling ihr die Botschaft brachte, daß sein Herr sie rufe, erhob sich Taenia sogleich und

begab sich zu Millius; dieser überreichte ihr mit freundlichem Lächeln eine Goldmünze und sprach: „Es blieb meinem Blick nicht verborgen, was du keinem bisher verbergen konntest, der dich ansah, — du bist unerträglich schön. Wisse denn, daß deine Schönheit mein Herz verwirrt hat und daß ich zu vielen Opfern bereit bin, um deine Liebkosungen zu erlangen. Willige ein — komm heute abend in mein Haus und bleibe in meinem Schlafgemach bis zum Morgen. Hierfür will ich dir geben, was du auch verlangst.“

Taenias Gesicht wurde von Purpur überglüht, doch antwortete sie ruhig: „Für dieses — will ich nichts.“

„Ich biete dir fünfhundert Goldstücke dafür.“

„Es wäre vergeblich, selbst wenn du mir tausend bötest.“

„Zwei!“

„Es ist zwecklos — denn ich werde nicht zu dir kommen.“

„So gebe ich dir fünf.“

„Und seien es zehn.“

„Zwanzigtausend!“

„Du beleidigst mich mit diesem Schachern; ich habe mich freilich seit der Zeit, da ich ins Unglück geraten bin, an ähnliche Kränkungen bereits gewöhnt. Vieles muß die Armut jenen Menschen verzeihen, die im Überfluß leben, meine Liebe aber ist nicht verkäuflich: ich liebe nur meinen Gatten!“

„Liebe ihn immerhin, allein du bist doch eine Heidin und sündigst nach der Meinung deines Glaubens

feinestwegs, wenn du auf das eingehst, was ich dir vorschlage. Dein Gott Anubis wird dir deswegen nicht zürnen. Bring ihm insgeheim dieses Opfer für deinen Mann dar, der dadurch die Freiheit wiedererlangen wird.“

„Es ist richtig, was du sprichst,“ erwiderte Taenia, „ich bin die Tochter eines Priesters, und die Ehe mit meinem Gatten ist jetzt nicht mehr durch das Gesetz gebunden. Du hast recht, es steht in meinem Belieben, ihn zu verlassen und mit dem Herzen einen anderen zu erwählen, allein ich bin Thalaläus treu, weil ich ihn liebe, und ich, die ich mit ihm in Überfluß und Glück gelebt, sollte es wirklich fertig bringen, ihn jetzt im Kummer zu verlassen? Nein, das soll nicht geschehen, nimm auch dieses Goldstück zurück, das du mir gegeben hast, — ich habe heute Geld genug, um Brot und Fisch für uns alle zu kaufen.“

Der Hipparch staunte über die sanfte Antwort Taenias, die ihm dadurch nur noch mehr gefiel, und nur noch brünstiger entbrannte sein Verlangen.

„Behalte das Goldstück“, sagte er, „und nimm hier noch ein weiteres und sei versichert, daß du dich hierdurch zu nichts verpflichtest, aber sei nicht unvernünftig und denke lieber noch einmal nach. Wenn du einwilligst, zu mir zu kommen, so will ich den Preis noch erhöhen: ich will zu deinen Füßen den ganzen Mantelsack voller Almosen ausschütten, und dann kannst du für das Geld deinem Gatten die Freiheit zurückkaufen. Überlege das, bevor du mir eine Antwort gibst.“

„Du bist sehr freigebig“, versetzte Taenia, „und hast den Preis für meine Schönheit so sehr erhöht, daß er jetzt zum Preis der Freiheit meines Gatten geworden ist, und da ich, wie du richtig sagst, eine Heidin bin, brauche ich keinerlei weitere Bedenken zu haben, allein du vergaßest, daß unsere Frauen in den Tempel der Göttin Isis nur mit Einwilligung ihrer Gatten zu gehen pflegten, und daß es darum kein Betrug war; also geht auch das, wovon du mit mir sprichst, meinen Mann an, und mithin muß ich ihn erst fragen, ob er einwilligt, daß ich seine Freiheit um diesen Preis erkaufe. Wenn mein Mann darauf eingehen sollte, dann will ich . . . dann werde ich das tun, was zu tun man mich zwingt. Dies ist meine Antwort, wenn du aber wissen willst, was mein Gatte dazu sagt, so werde ich sogleich gehen und ihn fragen und darauf das tun, was er gebietet.“

Dieses letztere erschien zwar dem Millius völlig verrückt, der Beitreiber Tiburtius aber, der unweit gestanden und das ganze Gespräch mitangehört hatte, beruhigte den Hipparchen und sagte ihm: „Laß sie jetzt, Millius, laß sie gewähren: die Männer sind verständiger als die Frauen. Diese pflegen häufig bei den unpassendsten Gelegenheiten hartnäckig zu sein, der Gatte dagegen wird Taenia sicherlich eine Antwort geben, auf die hin sie zu dir kommen und dir mit unverstörter Seele ihre Liebesungen schenken wird. Du willst ja selber keinerlei Gewalt.“

Nachdem Tiburtius den Millius aus dem Gefängnis begleitet, begab er sich zu dem gefesselten Thalaläus

und stellte ihm die Vorteile dar, die er aus dem Vorschlag des Hipparchen ziehen könnte.

7

Der in seinem Kerker schmachtende Thalaläus entgegnete dem Tiburtius nichts, sondern brach nur in bittere Tränen aus, Trags darauf aber umarmte er Taenia, nachdem sie endlich zu ihm gekommen, und dankte ihr mit Tränen für ihre Treue.

„Was denkst du darüber?“ fragte ihn Taenia.

„Und wenn es mir bestimmt wäre, noch unzählige Jahre in einem schlimmeren Kerker zuzubringen als in diesem, den Herodes gebaut hat, und wenn ich in ihm sterben müßte ohne jede Hoffnung, irgendwann einmal das Meer und die Sonne und die lieben Gesichter unserer Kinder wiederzusehen, auch dann noch würde ich die ewige Pein der Gefangenschaft einer Minute deiner Schande vorziehen. Du kannst freilich handeln, wie du es willst, ich aber sage dir, daß ich lieber hier mein Leben abschließen und in dieser Gruft sterben will, ehe ich zugebe, daß du zu meiner Rettung deine Reinheit hingibst, — in ihr beruht dein Zauber, in ihr meine Freude und meine Kraft!“

Als Taenia diese Worte ihres Gatten vernahm, war sie hochbeglückt, entsprachen sie doch ihren eigenen innersten Gefühlen.

„Ich danke dir,“ versetzte sie, „denn du hast jetzt meine Seele gestärkt, und so will ich dir auch entzählen, was ich verschwieg, als ich mich deinem Willen unterwarf. Wisse denn: wenn du gesagt hättest, du

seiest einverstanden, so hättest du mir eine Beleidigung zugefügt, viel bitterer als es jene vermögen, die, da sie unser Unglück sehen, mich bestimmen wollen, mit meiner Schönheit Handel zu treiben. Diese Schmach hätte meine Seele nicht ertragen.“

„Was aber würdest du getan haben?“ fragte Thalaläus.

„Wenn du gewünscht hättest, daß ich mich auf das Ruhelager des Würdenträgers begeben, hätte ich deinen Willen ohne zu murren erfüllt und dich losgekauft, sobald ich sein Schlafgemach verlassen hätte; nie aber wäre ich wieder zu dir gekommen, sondern hätte mich ins Meer gestürzt.“

„Oh, dieses war auch mein Gedanke!“ fiel Thalaläus ein.

„Und nun danke ich dir, daß du mein Herz bewahrt und daß ich mit meinen Kindern, Virina und Vitus, weiterleben darf.“

Thalaläus und Taenia vergaßen ihren Kummer und waren so voll Freude, als wäre ein unendliches Glück über sie gekommen. Da aber die Gefangenen im Kerker zu Askalon auf ihrem Stroh sehr eng nebeneinander lagen und durch keinerlei Wände getrennt waren, so wurde dieses Gespräch, obwohl Thalaläus und Taenia sich bemühten, so leise als möglich zu sprechen, von ihren Nachbarn gehört, darunter auch von dem Bösewicht Anastas. Einige der Gefangenen lachten darüber, einer aber übermittelte die Worte der Ehegatten dem Beitreiber Liburtius, der ihm dafür ein Geldstück gab, selber jedoch in gewaltigen

Zorn geriet, da er in dem Verlangen des Millius eine kostbare Gelegenheit gesehen hatte, die Schuld des Thalaläus einzutreiben, — und nun wurde bei dieser Wendung die Eintreibung zu einer hoffnungslosen Sache. Der erzürnte Beitreiber faßte insgeheim den festen Entschluß, Taenia ihrer Hartnäckigkeit wegen so empfindlich als möglich zu treffen, und wandte seit der Zeit alle erdenklichen Mittel an, um Thalaläus' Lage zu erschweren, denn er hoffte auf diese Weise Taenia zu zwingen, dem Wunsche des Hipparchen gefügig zu sein.

Der verärgerte Tiburtius begann damit, daß er Taenia auflauerte, als sie sich aus dem Kerker zu der Weinschenke begab; er näherte sich ihr leise und redete auf sie ein, sie möge doch nicht die Wünsche des reichen Würdenträgers in den Wind schlagen. „Was macht es dir!“ sprach er zu ihr, wobei er die dicken Lider niederschlug, so daß seine listigen Augen nicht zu sehen waren. „Du verharrst doch noch im alten Glauben und brauchst das keineswegs für eine Sünde zu halten.“

Taenia schüttelte nur den Kopf und erwiderte kein Wort.

Allein Tiburtius war schamlos und ließ nicht ab. Er folgte Taenia und erzählte ihr weiter, wie gewaltig Millius und wie bedeutend er sei, schließlich aber senkte er die Stimme, zwinkerte mit seinen dicken Augenlidern und flüsterte ihr ins Ohr, daß der Hipparch schon längst abgereist wäre und nur deshalb mit seiner Gerichtssetzung, in der er den Anastas verurteilen solle, zögere, um einen Vorwand zu haben, noch länger

in Askalon verweilen zu können; sein Ziel aber sei nur das eine — eine einzige kurze Minute zu erlangen, während der er Laenia besitzen dürfe, und hierfür würde er sie so freigebig belohnen, daß sie ihren Mann auf der Stelle loskaufen könne, er aber, der Hipparchy Millius, würde gleich darauf den Anastas hinrichten lassen und nach Damaskus zurückkehren.

„Überlege doch selber, wie nutzlos dein Starrsinn ist! Das Ganze ist doch nur eine kurze Minute, und du wirst diesem Manne nie wieder begegnen. Was ist denn viel dabei? . . . bedenke doch, dein kleines Geheimnis wird nirgends bekannt werden, und glaube mir, auch du selber wirst es bald vergessen; denn wirst du etwa in den beseligenden Umarmungen deines geliebten Gatten lange daran denken können?! Oh, wie glücklich ist Thalaläus, daß du ihn liebst! Sei denn verständig, erbarme dich des Thalaläus und bring ihm dieses lächerliche Opfer eines Augenblicks. Ich aber nehme es auf mich, alles so geschickt einzurichten, daß du zu Millius hin wie auch zurück ganz unbemerkt gehen wirst: ich bin von ihm beauftragt, seine Nahrungsmittel zu beschaffen, und wie häufig geschieht es, daß ich Fischer in sein Haus schicke. Ich will dir einen Korb geben, in den ich eine Melone und einen bunten Regenpfeifer lege, du aber wirst als junger Fischer zu ihm gehen, wobei du deine schönen Beine entblößen sollst, und mit nackten Armen einen prächtigen rosigen Fisch an den Riemen in sein Haus tragen.“

Laenia aber stieß den Tiburtius weg und weigerte sich, so zu handeln, wie er sie zu überreden versuchte; da

wurde der Weitreiber Tiburtius zornig und schwur, er würde sie und ihre ganze Familie ins Verderben bringen. Taenia jedoch blieb unbeugsam und trug still ihren Kummer, wobei sie nach wie vor ihre Zeit theils mit den Kindern im Zelt, theils mit dem Gatten im Kerker und endlich mit Harfenspiel abends in den Lauben des Weingartens verbrachte.

Daß Thalaläus es abgelehnt hatte, seine Freiheit durch Taenias' Erniedrigung zu erkaufen, war ihr ein so großer Trost, daß sie auch den Tiburtius nicht fürchtete, sondern doppelte Tapferkeit in ihrem Innern empfand, was sich auch in ihrem Harfenspiel äußerte. Und wenn auch der Besitzer der nächtlichen Zelte genau so wie Tiburtius ihre Keuschheit keineswegs billigte, so hatten doch seine nächtlichen Gäste mehr Verständnis für den Kummer der armen Harfenspielerin, und immer häufiger fielen aus ihren Händen die Münzen zu Taenias Füßen nieder, diese aber sammelte sie in ihren Korb, in welchem, verdeckt von großen Blättern, ein trockner schwarzer Käse lag und Früchte für ihre Kinder.

Aber nicht nur Taenia war es, die des Nachts keinen Schlaf fand, — auch Tiburtius, den Weitreiber, floh der Schlaf, und ersann auf neue Mittel, Taenia zu verderben.

8

Es schien Tiburtius undenkbar, diesen Zufall, der ihm so gelegen kam, ungenüßt verstreichen zu lassen; die Hindernisse aber, die Taenia ihm in den Weg legte, entfachten seine Begierde, sein Ziel zu erreichen, nur

noch mehr. Tiburtius brachte dem Millius köstliche Früchte und rosige Fische und ließ dabei durchblicken, er wäre bereit, Taenia gewaltsam zu ergreifen und sie, in ägyptische Seidentücher verhüllt, zu ihm zu bringen; allein Millius war ein Feinschmecker und wollte sie nicht gewaltsam besitzen: sein Wunsch war, daß die schüchterne Taenia selber zu seiner Thür käme und ihm ihren Arm auf die Schulter lege, ihm zuflüsternd: „Ich komme zu dir, Millius; die Stunde ist günstig und bis zur Morgenröte will ich deinen Wünschen untertan sein.“

Tiburtius zog nur die dicken Augenlider empor und versetzte: „Meiner Ansicht nach ist das eine überflüssige Zartsinnigkeit, nichtsdestoweniger aber will ich mir Mühe geben: verschiebe die Hinrichtung des Anastas noch ein wenig, denn ich hoffe etwas zu vollbringen, dessen Folge sein soll, daß Taenia bald selber zu dir kommen und sprechen wird: die Stunde ist günstig.“

Um Taenias Unbeugsamkeit zu brechen und sie schneller dahin zu bringen, daß sie einwillige, den Wunsch des Millius zu erfüllen, erzählte der Beitreiber Tiburtius die Geschichte der Taenia allen Gläubigern des Thalaläus. Diese gerieten in großen Zorn darüber, daß Taenia eine Möglichkeit, mit ihnen quitt zu werden, so von sich weise, und gingen daher zu dem gefangenen Gatten und machten ihm Vorwürfe, indem sie zu ihm sprachen: „Du und dein Weib, ihr seid die ehrlosesten Menschen. Du hast uns ruiniert und gedachtest uns in die gleiche Lage zu bringen, in der du dich jetzt nach Recht und Billigkeit befindest, dein Weib aber beleidigt mit ihrem Starrsinn den Würden-

träger; statt daß du sie nun zur Vernunft bringst, verweigerst du im Gegentheil deine Mithilfe bei dieser unbedeutenden Sache, die ganz andere berühmte Leute, ungleich wertvoller als du, erduldet haben. Du bist nicht Abraham und bist auch nicht Isaaß, von denen seit unendlichen Zeiten die Bücher künden, und dennoch haben auch diese und ihre Weiber sich den Umständen gefügt. Wende dich auf eine kurze Stunde zur Wand und verseufze sie wie ein armer Mann, und sogleich wird sich alles zum Besten kehren: wir alle werden glücklich sein, du aber wirst frei werden und aufs neue deine Freunde in deinem Hause sehen und mit deiner Frau und deinen Kindern am Ufer des Meeres im Schatten der Sykomore sitzen können, während auf deinem Tisch wieder duftende Melonen stehn, der schwarzköpfige Kampfhahn und rosige Fische. So gib denn schnell deine Einwilligung, auf daß deine törichte Taenia sich dem großen Manne füge.“

„Nein,“ entgegnete Thalalaus, „ich habe euch nicht vorsätzlich geschädigt und werde auch keineswegs glücklich sein können, wenn ich meine Freiheit durch die Schmach meiner keuschen Gattin wiedererlange. Ihr mögt mich weiter plagen, soviel ihr wollt.“

Die Kaufleute zürnten sehr über diese Antwort und schrieen: „Jetzt sehen wir noch klarer, daß du ein gemeiner Mensch bist und nur an dich selber denkst, und daß du dich nicht im mindesten um die andern kümmerst! Unter diesen Umständen erwarte auch für dich selber nicht die geringste Gnade von uns! Mag denn mit dir der Beitreiber Tiburtius so grausam ver-

fahren wie er will. Mögen alle die Seuchen auf dein Haupt kommen, die sich hier seit den Tagen des Herodes eingenistet haben.“

Thalaläus aber entgegnete: „Mag dies alles geschehen, mir wird die Tugend meiner Laenia stets teurer sein.“

Nachdem dieses sich zugetragen, bestach der verärgerte Tiburtius den Gefangenewart Rabbula, jede Zusammenkunft Laenias mit ihrem Manne zu verhindern; außerdem schrieb er einem seiner Bekannten, namens Sergius, der mit öffentlichen Frauen in Alexandria handelte, er möge schnellstens einige solcher Schönen nach Askalon schaffen, die auf der Harfe zu spielen verständen, schlüpfrige Lieder sängen und wollüstige Länze wüßten, mit dem „Suchen einer Wespe, die sich in der Kleidung verfliegen hat“.

Der Gefängniswärter Rabbula erfüllte alsbald, was Tiburtius von ihm verlangte, denn als Laenia wiederkam, um ihren Mann zu sehen, nahm er ihr die Speisen fort, um sie ihrem Mann zu bringen, wobei er freilich das bessere selber aufaß, Laenia aber verjagte er von der Türe. Als sie sich darauf unweit vom Kerkereingang am Boden niederließ und in Tränen ausbrach, machte Rabbula ihr noch Vorwürfe und sprach zu ihr: „Selber bist du an allem schuld: warum ist dir dein Hochmut mehr wert als alles andere? Das bedeutet, daß du nur für dich selber Liebe empfindest.“

„Du sprichst nicht die Wahrheit,“ erwiderte Laenia.

„Wieso nicht die Wahrheit? Du hast doch die Mög-

lichkeit, einen Quell von Glück über viele hinströmen zu lassen, aber ihr Durst ist dir gleichgültig. Du bist mir so eine, du Tochter eines Priesters des Anubis. Mögen dich Schlamm und Schimmel bedecken wie einen Brunnen, der in seinem eigenen Schacht versiegt ist. Ich aber will sogleich hineingehen und Thalaläus' Ketten an Armen und Beinen verstärken und ihm mit dem Ochsenziemer den bloßen Leib bearbeiten.“

Taenias Lage war wahrhaft entsetzlich geworden, denn Rabbula ließ sie nicht mehr in den Kerker und legte in der That ihrem Gatten doppelt schwere Ketten an, außerdem aber schlug er ihn abends und morgens mit der Peitsche; doch selbst in dieser Lage blieben Thalaläus und Taenia immer noch unbeugsam. Oh, wieviel Kraft zum Ertragen dieses Elendes schöpften die beiden aus ihrer gegenseitigen Liebe! . . .

Unterdessen aber näherte sich auf seiner bunten Excrete der Frauenhändler Sergius aus Alexandria, den Tiburtius eingeladen hatte, und brachte dreißig schöne und verwegene Frauen nach Ascalon, die erstaunlich ‚die Wespe zu suchen‘ verstanden und auch noch andere Verführungskünste kannten, die bisher dortzulande noch nicht bekannt waren. Ihre Neuheit und Ungezwungenheit mußten Taenia in den Schatten stellen und sie aus den Weingartenzelten verdrängen, wodurch wiederum ihr die Erwerbsmöglichkeit genommen wurde. Und außerdem — wer konnte es wissen —, vielleicht würde auch Millius an dem ‚Wespensuchen‘ Gefallen finden, so daß Taenia eines Tages bedauern würde, ihn abgewiesen zu haben.

Als Sergius aus Alexandria nebst seinen zugänglichen Mädchen in Askalon ans Ufer gestiegen war, sagte Tiburtius zu dem Kerkerwärter Rabbula, er dürfe Laenia wieder zu ihrem Manne ins Gefängnis lassen, verteilte aber vorher an jenem Tage kleine Brode mit Schwarzkümmel und anderem aromatischen Gewürz an die Gefangenen im Kerker und sagte: „Das schickt euch der großmütige Millius, der Hipparch aus Damaskus. Er hätte gern euer Los noch mehr erleichtert und wäre sogar bereit, viele von euch loszukaufen, aber er ist krank, geplagt und kann nicht hierher kommen, um nach euch zu sehen.“

Die Angeketteten nahmen die frischen Laibe mit Schwarzkümmel und andern würzigen Zutaten und fragten: „Woran leidet denn Millius?“

Tiburtius aber antwortete ihnen: „Seine Krankheit rührt von der Widerspenstigkeit der hier öfters erscheinenden Gattin des Thalaläus her, die eine übertrieben hohe Meinung von sich hat und die Seele des Würdenträgers nicht heilen will.“

Da schrieten die Gefangenen: „Möge denn der berühmte Millius in Ewigkeit leben und alles Unheil auf die widerspenstige Laenia herabkommen, die Frau jenes hochmütigen Thalaläus, der so viele geschädigt hat.“

Da begannen alle Laenia so sehr zu hassen, daß sie den ganzen Tag über dem Thalaläus die Ohren vollgellten; zu den Kerkergefangenen gesellten sich dann noch

jene, die zu Besuch kamen, und so verbreitete sich rasch die Unzufriedenheit mit Taenia durch ganz Askalon. Besonders wurden Thalaläus und Taenia von jenen verwünscht, die durch den Untergang seiner Schiffe geschädigt waren. Tags darauf kamen alle diese Kaufleute und Wagenbauer und Teppichwirker in hellen Haufen zu Thalaläus ins Gefängnis und sprachen zu ihm: „Hör uns an, Thalaläus! sei nicht unvernünftig, sondern willige in das, wonach der von Leidenschaft gepeinigete Müllius so sehr verlangt.“

Diese unerträglichen Bestürmungen quälten Thalaläus noch mehr als der Kummer, der ihn bedrückt hatte, als der Gefängniswärter Rabbula Taenia nicht zu ihm gelassen hatte. Denn obwohl Taenia jetzt freien Zugang zu ihrem Manne hatte, rief doch ein jeder ihrer Besuche solch ein Geschrei und so viele Vorwürfe in allen Winkeln des stinkenden Loches nach, daß Thalaläus und Taenia es nicht ertragen konnten und vereinbarten, einander hier nicht mehr zu sehen.

Als der Beitreiber Tiburtius dies erfahren hatte, fand er bald einen neuen Angriffspunkt: er ging zu dem Weibe Puplia, der Mutter des Thalaläus, und sprach zu ihr: „Du bist doch eine alte und erfahrene Frau und hast natürlich nicht vergessen, wie man in Askalon gelebt hat, als du noch jung warst.“

„Versteht sich, das weiß ich noch,“ sagte Puplia.

„Die Frauen sahen damals nur den Betrug als ehrlos an; war aber kein Betrug damit verbunden, brachten sie sich Anubis dar, obwohl sie wußten, daß statt des Gottes ein Sterblicher sie in seinen Armen

hielt. Ich meine, der Priester Polyphron, Laenias Vater, dürfte nicht selten Mysterien dieser Art vollzogen haben.“

„Ja, ich glaube wohl, daß Polyphron uns so mitgespielt hat. Wir erkannten im Dunkel zwar, daß nicht der Gott uns liebte, sondern ein sehr leidenschaftlicher Sterblicher, schämten uns aber davon zu sprechen und schwiegen, während Polyphron es immer weiter trieb und viele zu dem brachte, was ihm nützlich erschien.“

„Nun also, du siehst! Und trotzdem seid ihr ehrliche und gute Frauen geblieben?“

„Was sollten wir tun? Wir leisteten dem, was nicht zu ändern war, keinen Widerstand, und so fügte sich schließlich alles stillschweigend.“

„Das ist es, was not tut! Ich freue mich, so verständige Worte von dir zu hören! Ich wußte doch, daß du bei deiner reichen Lebenserfahrung selbstverständlich auch einen gesunden Verstand hast. Nun überlege doch einmal, wohin das führen soll: dein Sohn Thalaläus schmachtet im stinkenden Kerker, in dem er langsam verfault, während es von seiner Frau abhängt, ob er die Freiheit wiedergewinnt und ihr alle euren Besitz zurückerhält oder nicht.“

„Ist das möglich? Deine Worte lassen mein altes Herz erstarren und meine Tränen hervorbrechen. Sag mir denn: was muß geschehen?“

Liburtius erzählte ihr von den Wünschen des Millius und von Laenias Starrsinn: die alte Puplia schlug die Hände zusammen und begann bitter zu weinen und

zu murren. „Warum nur! . . . warum ist das nicht schon längst heimlich geschehen?“

Da fuhr Tiburtius fort: „Ich war davon überzeugt, daß du diese Worte sprechen würdest! An Taenias Stelle hätte jede gescheite Frau längst so gehandelt und in einem solchen Falle ihren Stolz nicht höher gestellt als das Glück der Familie. Einer guten und klugen Frau muß es doch lieber sein, selber ein wenig zu weinen, als die weinen zu sehen, die sie liebt. Ist es nicht wahr?“

„Es ist wahr,“ bestätigte Puplia.

„So steh mir denn bei, dieses Werk der Vernunft zu vollbringen. Du bist doch die Mutter des Thalaläus, die Großmutter deiner Enkel Virina und Vitus, dieser kleinen und elenden Kinder . . . Überlege, was ihrer in Zukunft harret! Thalaläus wird verschmachten und die ekeln Würmer des Gefängnisses werden ihn auffressen, seine Kinder aber werden ohne Lehre aufwachsen, du selber wirst heimatlos sterben, der schlanke Leib deiner hochmütigen Taenia jedoch wird sich einst beugen, ihr Gesicht wird welken, und niemand wird sie mehr ansehen mögen . . . Dann wird sie ihren jetzigen Eigensinn bereuen und ihren Hochmut verfluchen. Ja, es könnte sogar soweit kommen, daß sie selber einmal vor dem Zelt die vorübergehenden Unbekannten mit den Ellbogen streift und mit geschminkten Augen anblickt, daß sie ihnen die Arme schmeichelnd um den Hals schlingt; aber alles wird vergebens sein. Um keinen Silberling wird sie dann das verkaufen können, was heute der gütige Würdenträger mit Gold

aufwiegen will. Oh, habe wenigstens du ein Einsehen mit deinen Angehörigen und mit den Fremden, weise Puplia, und veranlasse Taenia schnell, die enteilende Stunde zu nützen, solange noch das junge Blut Millius zu Lorheiten treibt. Jetzt unterwirft er sich noch sklavisch den Launen seines Herzens und ist zu allem bereit, nur um nicht nach Damaskus fahren zu müssen, ohne zuvor Taenias sanfte Liebkosung empfangen zu haben; allein es kann kommen, daß diese Blut erlischt. Einen solchen Glücksfall wird es dann nie wieder mehr geben, und wenn er erst einmal unwiederbringlich verloren ist, wird dann nicht dir und uns allen der verdammte Hochmut deiner Schwiegertochter immer verhaßt sein?“

Puplia schwieg, ihre erloschenen Augen starrten in die Weite, reichliche Tränen strömten über ihre von der Sonnenglut verbrannten Wangen, Tiburtius aber ergriff schmeichelnd ihre Hände und schloß mit den Worten: „Deine Tränen, Greisin, rühren mich, allein sie trösten mich auch: ich sehe, daß du das Glück der andern nicht als etwas Nichtiges betrachtest wie Taenia, sondern gewißlich Taenias Gedanken so lenken wirst, daß sie ihren Stolz nicht mehr als ein größeres Gut ansieht als das Glück der andern.“

Da seufzte die Großmutter Puplia und erwiderte: „Furchtbar spitz und ätzend sind deine Worte, oh Tiburtius; es fällt mir schwer, sie anzuhören, allein du hast es erraten: ich bin mit dir einverstanden und werde Taenia zu überreden versuchen, ihre Unerbittlichkeit nicht länger für eine Tugend zu halten, denn unsere Leiden sind allzu unerträglich.“

Liburtius, der Weitreiber, lobte Puplia dafür und entfernte sich, zufrieden mit seinem ersten Erfolge; er begab sich in die Weingärten, in denen jetzt kleine Seidenzelte für die schlanken und hübschen Mädchen aufgeschlagen waren, die Sergius aus Alexandria herbeigeschafft hatte. Die älteren Männer Askalons hatten sich versammelt, diese Schönen anzuschauen, sie unterhielten sich über ihre Reize und tranken Wein, in dem Nelkenköpfe schwammen; Puplia aber nahm, kaum daß Laenia heimgekommen war, das anmutige Haupt ihrer Schwiegertochter auf ihren Schoß und löste ihr die feingeflochtenen Haare, wobei sie sie flehentlich bat, sich doch des Elendes ihrer Familie zu erbarmen.

„Was willst du denn?“ fragte Laenia.

Da beugte sich Puplia zu ihr nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Begib dich zum Würdenträger!“

10

Als Laenia diese Worte von der Mutter ihres Gatten vernahm, erschrak sie und entgegnete ihr: „Bist du es, oh Puplia, von der ich dieses vernehme? Du bist doch Thalaläus' Mutter und solltest meine Standhaftigkeit unterstützen, mit der ich meinem Gatten treu bin, statt dessen aber legst du selber den Dold in meine Hände und sendest mich fort, die weibliche Scham und die Tugend der Gattin in mir zu töten. Wenn es so ist, so darf ich nicht mehr auf dich hören.“

Puplia aber erwiderte: „Beharrlichkeit und Treue sind gut, doch allzu unerträglich ist unser Jammer geworden. Wenn du noch im früheren Überfluß lebtest,

hättest du solche Worte nie von mir gehört, jetzt aber, da wir alle im Elend sind und du allein uns retten kannst, jetzt spreche ich zu dir: rette uns, oh Laenia! . . . Oh, Laenia, Laenia! rette uns durch deine Schönheit!“ Die alte Puplia fiel bei diesen Worten vor ihr auf die Kniee und bedeckte ihre Beine mit ihren grauen Haaren.

„Ich liebe meinen Gatten, und meine Treue zu ihm steht für mich höher als jedes Glück, das ich um diesen Preis erkaufen soll.“

„Sage ich dir denn, du sollst ihn nicht lieben? . . . Aber um dieser Kinder willen, die das Los der Verachteten und Bettler erwartet, müßte es dir, wenn sie dir teuer sind, nicht schwer fallen, dich selber zum Opfer darzubringen!“

„Nicht schwer . . . Oh Götter! Muß ich wirklich solches hören?“

„Nicht schwer — das sagte ich dir aus dem Grunde, weil ich und andere, die ich kannte, ebenfalls liebten und ebenso schamhaft waren und doch alles das in uns erstickten, wenn es zum Ruhm des Dionysos und der Göttin Isis notwendig war.“ Puplia dämpfte ihre Stimme noch mehr und fuhr raunend fort: „Die Priester im Tempel der Isis kannten ein wundervolles Getränk. . . . Es ist völlig unschädlich . . . nachher nur . . . einen Tag oder zwei tut der Kopf ein wenig weh. Ganz wenig . . . Ich sah selber, wie es aus kleinen blauen Pilzen bereitet wurde . . . Dieses Getränk nimmt einem das Gedächtnis . . . Außerdem hat es noch eine wunderbare Eigenschaft . . . Wenn man es getrunken hat, so ist einem, als empfinde man die Umarmungen und

Liebeslungen dessen, für den das Herz in Liebe erglüht ist . . . Ich weiß wohl, wo man diese kleinen Pilze findet, und habe sie sogar schon, sie liegen hier in einem Geschirr . . . Ich habe bereits ihren Saft gepreßt, der die Erinnerung umnebelt . . . Und in seinem Nebel wirst du süß träumen bis zur Frühe des folgenden Morgens, dann aber werde ich mit dem ersten Lichte selber zur Tür des Millius kommen, dich zu holen; du wirst mir das Gold geben, damit ich laufe, Thalaläus aus der Gefangenschaft freizukaufen, indessen du zum Meere gehst, um ganz und gar in seinen Wellen unterzutauchen. Erfrischt nach Hause zurückgekehrt, wirst du deinem Gatten begegnen und die Liebesträume der vergangenen Nacht werden dann für euch Wirklichkeit werden.“

„Was sprichst du da? was sprichst du?“ rief Laenia.
„Ist es wirklich dein Ernst, daß man das darf?“

„Man darf es zweifellos,“ versetzte Puplia nickend. Sie führte noch einmal alles an, was sie von den Gebräuchen beim Isisdienst wußte, und schloß mit dem Trost, daß der Saft des Pilzes, der die Erinnerung nimmt, sie vor allem bewahre, was die bisherige Aufrichtigkeit ihrer Gefühle für den befreiten Gatten vielleicht trüben könnte.

Laenia wußte nicht mehr, was sie entgegenen sollte: ihre Hände verkrampften sich in ihrem Haar, vor Scham verhüllte sie ihr glühendes Antlitz mit ihnen und schluchzte unter Tränen: „Oh, ich Unglückliche! Wozu bringen mich die Ratschläge der Menschen! Ich bin schon fast zu schwach, zu erkennen, wie ich handeln

soll, und nur meine Scham und meine Liebe sagen mir, daß ich deine Lehre nicht befolgen darf.“

„Der Trank, der das Gedächtnis aufhebt, wird auch deine Scham beseitigen.“

„Ja, gib ihn mir, gib ihn mir schnell, diesen Saft, damit ich vergessen kann, was ich von euch hören muß. Meine Sinne verwirren sich: ich werde zugrunde gehen, weil ich bald nicht mehr erkenne, wo der wirkliche Pfad meiner Pflicht liegt.“

„Wenn du dich selber mehr liebst als die andern, so bleibe dir treu, wenn du aber Thalaläus und die Kinder liebst, dann opfere ihnen deinen Hochmut und koste von dem Pilz, der die Erinnerung löscht.“

„Ich liebe Thalaläus und will nur darum mich rein erhalten; du aber liebst ihn gleichfalls und verlangst dennoch von mir, zu einem fremden Mann zu gehen und unter dem Einfluß des Trankes bei ihm zu bleiben. Wie ist das möglich, daß die Liebe sowohl das Eine wie auch das Andere bewirken kann! Welche Liebe ist dann die aufrichtigere, welche die größere? . . . Ich werde noch verrückt werden! Oh, ihr alten oder ihr neuen Götter, erleuchtet meinen Verstand!“

„Ein jeder wird dir sagen,“ entgegnete Puplia, „daß jene Liebe größer ist, die nicht an sich selber denkt. Die Mutter liebt mehr als das Weib!“

„Mehr! . . . Oh nein! Nein! nie!“ rief Laenia, ihre Haare um den Hals schlingend, erhob sich, nahm ihre Harfe und eilte zu den Weingartenzelten, wo sie von den Schiffen noch etwas für ihren Gesang zu erhalten hoffte. Allein dort erwartete sie ein neuer

Schlag, denn die Töchter Ägyptens machten jetzt den trauervollen Gesang Taenias überflüssig.

Bald, nachdem Taenia das Zelt verlassen hatte, kam Tiburtius zu Puplia und fragte sie aus, ob es ihr gelungen sei, Taenia zu überreden? Puplia gab ihm das ganze Gespräch wieder bis zu den letzten Worten: ‚Nein, nie!‘, allein Tiburtius störte das wenig, und er erwiderte ihr lächelnd: „Ach, werteste Puplia, du hast wohl vergessen, daß alle verliebten Leute töricht sind; gib nur nicht nach und beharre auf deinem Willen. Steter Tropfen höhlt den Stein, schon im Altertum hat ein Weiser das vor den Menschen bewiesen. Er geriet in einen Streit mit einem Mann, der dumm und eigensinnig war und auch ‚nie‘ sagte. ‚Nie‘ — ist ein dummes Wort, und so entgegnete der Weise: ‚Nie soll man nie sagen.‘ Fahre denn ruhig fort, und du wirst siegen.“

„Ich habe wenig Hoffnung,“ antwortete Puplia. „Taenia ist allzu rein, wie ein Bleichstein so rein.“

„Ein Bleichstein! Was tut’s, auch der Bleichstein wird dunkel, wenn man leise, aber lange auf ihn klopft und immer auf die gleiche Stelle. Sie hört dich bereits an, das ist vortrefflich: wenn nur erst einmal das Weiße ein wenig angedunkelt ist, dann wird es nach und nach blau werden und gelb und schwarz. ‚Nie soll man nie sagen.‘ Notwendig ist nur das eine,“ fügte er hinzu, dicht über das Ohr der Alten gebeugt, „Eile tut not, damit es Millius nicht verdrießt, noch länger warten zu müssen, und er aus Ärger das Urteil über Anastas spricht und nach Da-

maskus zurückkehrt, noch ehe Taenia ihm gesagt hat: „die Stunde ist günstig.“

Puplia gab Tiburtius das Versprechen, Taenia gegenüber beharrlich zu sein, und leistete sogar einen Schwur auf ihr eignes Leben und das Leben ihrer Enkelkinder Virina und Vitus. Als Tiburtius dieses erreicht hatte, begab er sich heiter zu den Zelten des Epimachos, allwo in der abendlichen Kühle die von Sergius hergeschafften ägyptischen Mädchen sich in verführerischer Gestalt zeigen sollten. Für alle Fälle hatte sich Tiburtius viele glänzende Goldstücke in den Gürtel gesteckt und trug dort auch einen kleinen Beutel mit aromatischen Nelkenköpfen, die bekanntlich das Blut in Wallung bringen.

II

Völlig zerquält von ihrem Gespräch mit der Schwiegermutter schritt Taenia die bekannten Pfade zu den Zelten im Weingarten des Epimachos. Sie ging gebückt unter der Last ihrer Harfe und stolperte zuweilen, denn sie konnte vor Tränen kaum den Weg erkennen. Bitter litt Taenia und dachte bei sich: „Wie werde ich wohl jetzt nach so viel Aufregung und Kummer singen können? Welche Worte vermag ich jetzt zu reimen; und wird sich wohl in meiner Brust noch eine Stimme finden?“ Allein kaum hatte sie den Weingarten betreten, da erkannte sie sogleich, daß hier kein Platz mehr für sie war. Der Garten war voller Menschen, nicht nur die Seefahrer hatten sich hier versammelt, sondern auch prächtig gekleidete Jünglinge und bejahrte Leute,

die zu den Vornehmsten in Ascalon gehörten. Die einen zeigten sich öffentlich, die andern aber lagen in Büschen versteckt und verschlangen mit ihren Blicken ein nubisches Mädchen, das aufrecht da stand, umringt von ihr ähnlichen Gefährtinnen, die wie eine Blumen- girlande im Kreise lagen. Sie waren alle hübsch, — ihre Augenbrauen waren schmal und zu einem feinen Halbkreis erweitert, ihre Lider künstlich geschwärzt, die Brüste trugen sie offen, an ihren Hälsen bewegten sich mit leisem Rasseln trockne braune Kerne, Handflächen und Fußsohlen hatten sie mit roter Farbe geschminkt . . . Es war, als ob ein Lavastrom von ihnen ausginge und sogar der Erdboden unter ihnen brenne . . . In dieser Gesellschaft war keine Poesie der Worte, war keine sehnsüchtige Harfe mehr vonnöten — auch ohne Harfenspiel waren alle von dem hingerissen, was die im Kreise sitzenden Ägypterinnen taten: sie sangen leise, wobei sie das Summen eines fliegenden Insektes nachahmten; Sergius, der Herr der Tänzerinnen, aber begleitete sie ebenso leise auf einem Instrument, das nur eine Saite hatte; die Tänzerin, die in der Mitte des Kreises ihrer Freundinnen stand, zuckte hin und her, unruhig bald von dieser, bald von jener Seite ihres Körpers eine Wespe verschreckend, die sich ihr scheinbar näherte . . . Das Summen verstärkte sich, alles fühlte, wie ärgerlich die zudringliche Wespe immer nähere Kreise zog und sich schließlich in den leichten Gewändern der Darstellerin verfang . . . Sie fuhr empor, ihre Miene drückte Schrecken aus, ein Schaudern ging über ihren ganzen Körper, und ihre Unruhe theilte sich sogleich den andern

Mädchen mit, — diese erhoben sich und bewegten die Arme, wobei sie kleine Kastagnetten ertönen ließen, die wie klappernde Knöchel klangen . . . Die Wespe schlüpfte aus einem Kleidungsstück ins andere, während die Frauen, den ganzen Körper aus Angst vor dem Stich der Wespe wild wiegend, von einem einzigen Schauer ergriffen schienen; ihre farbigen Fußsohlen und Zehen wirbelten wie ein Kreisel, zu einer flammenden Lohe verschmelzend; und während sie so tanzten, rissen sie hastig ein Kleidungsstück nach dem andern ab, bis sie zuletzt vor aller Augen völlig nackt dastanden . . . In diesem Augenblick ertönte aus einem Busch oder von einem Boot am Ufer des Meeres der dünne Ton der Schalmei eines Bootsmannes, worauf sofort und mit einem Male die Feuer erloschen, die Schamhaftigkeit erstickt wurde und der aus Ägypten herübergewehrte Schatten alles umnebelte . . .

In diesem Halbdunkel trat Sergius zu Laenia, packte sie roh an der Schulter, versetzte ihr einen Stoß in den Rücken und sagte: „Fort von hier!“ Er entriß ihr die vielfaitige Harfe und schmetterte sie an einen Sykorenenstumpf, daß sie zerschellte.

Nun war Laenia alles genommen, womit sie ihren eingekerkerten Gatten, aber auch Virina und Vitus und deren Großmutter Puplia bisher ernährt hatte. So brach denn für diese alle der Tag an, den sie vom Morgen bis zur Nacht ohne jegliche Nahrung verbringen mußten.

An diesem Tage kam Laenia mit leeren Händen in den Kerker. In tiefer Schwermut saßen die Gatten,

einander umarmt haltend; aber ihre Bedrängnisse waren noch nicht zu Ende. Vergebens schloß Laenia die Ohren, um nicht die Vorwürfe zu hören, die ihr die rohen Gefangenen von allen Seiten zuschrieten, weil sie zu Tiburtius hielten, der ihnen die Brote mit dem schwarzen Kümmeel gegeben hatte.

Laenia brauchte Thalaläus nicht einmal zu erzählen, wie sehr sich ihre Lage verschlimmert hatte: er begriff es gleich und sagte zu seinem Weibe: „Ich fühle genügend Kraft in mir, den Hungertod zu erdulden, du aber sollst volle Freiheit haben: ich wage nicht, dir Vorschriften zu machen oder von meinen unglücklichen Kindern, Virina und Vitus, zu sprechen. Mache diesen letzten Versuch: sende sie aus, daß sie um Almosen bitten; Vitus und Virina sind anmutig, meine Mutter Puplia aber ist so alt, daß sie schon fast nach dem Grabe riecht; wenn sie sich zu dritt auf den Rand des Weges nach Gaza oder Asdod setzen und ihre Hände ausstrecken, so wird man sich ihrer gewiß erbarmen und ihnen Körner oder wenigstens einen toten Fisch zuwerfen.“

„Es ist zwecklos, daran zu denken,“ erwiderte Laenia. „Dies alles ist bereits versucht worden: ich schickte sie aus, aber niemand wollte ihnen heute etwas geben, alle fürchten den Hipparchen und spotten ihm zuliebe über die Kinder, ja, man sagte sogar zu Virina: ‚Fluche deiner Mutter, warum hat sie kein Erbarmen mit euch!‘ Auch deine Mutter Puplia, die schon fast nach dem Grabe riecht, verflucht mich seit dem Augenblick, da ich mit einem leeren Korb ohne Brot zurückkehrte;

sie wollte mich überreden, mich dem Würdenträger zu verkaufen.“

Bei dieser Enthüllung zerriß Thalaläus die Lumpen, die er trug, und sprach: „Ich will nichts weiter hören! Quäle mich nicht länger, sondern tue, was du kannst. Da kommt bereits der Kerkerwärter Rabbula. Das Gefängnis wird gleich geschlossen werden.“

Taenia erhob sich und schauderte zusammen, denn in dem gleichen Augenblick rasselten dort, wo im Dunkeln der Bösewicht Anastas lag, plötzlich alle Ketten, und etwas fiel zu Taenias Füßen nieder.

Taenia bückte sich, um den gefallenen Gegenstand aufzuheben, und fand zwei kleine Brotläibe mit schwarzem Kümmel. Leise fragte sie: „Wer bist du, mitfühlender Mensch, der du zwei Tage lang das gespendete Brot nicht gegessen hast und es jetzt einer Unglücklichen gibst? Sage mir, welchen Glaubens du bist, damit ich deinen Gott für dich anflehen kann?“

„Sprich meinen Namen nicht vor Gott aus,“ erwiderte ihr die rauhe Stimme des Anastas, „ich glaube an keine Kindermärchen, allein du hast mit deinem bittern Kummer mein Herz gerührt, — das ist alles! Geh und gib jedem deiner Kinder ein Brot.“

Taenia hatte noch nicht Zeit gefunden ihm zu antworten, da knirschte Thalaläus mit den Zähnen wie ein Wolf, entriß ihr die beiden Brote und begann sie mit furchtbarer Eile zu verschlingen.

Taenia schlug die Hände vors Gesicht, um nur ja nicht länger mit ansehen zu müssen, wozu der furchtbare Hunger Thalaläus getrieben hatte . . . Es packte

sie ein Grauen davor, daß womöglich ihr Gatte sie bitten könnte, den Saft jenes Pilzes zu trinken, der die Erinnerung auslöscht, und zu Millius mit den zärtlichen Worten zu gehen: ‚Die Stunde ist günstig.‘

12

Es war Abend geworden. Kaum hatte Taenia das Thor des Kerkers hinter sich, da blieb sie nachdenklich stehen. Eigentlich hätte sie jetzt zu ihren Kindern gehen sollen, aber mit leeren Händen zu ihnen kommen, hieß nur ihre Qualen verdoppeln. Außerdem wollte sie den Vorwürfen der rasend gewordenen Puplia entgehen, die nichts Besseres wußte, als ihre Schwiegertochter zu verfluchen und in greisenhaftem Gemurmel vor sich hinzuklagen: „Oh, wo ist meine frühere Schönheit! Fluch über mich, daß ich alt und häßlich geworden bin! Oh, und wenn es ein Ungeheuer wäre, hausend im grünen Abgrund des Meeres, ich würde vor nichts zurückschrecken, nur um die Leiden meines lieben Sohnes und seiner Kinder zu lindern! Fluch über die selbstsüchtige Taenia!“

Taenia überlegte unwillkürlich: wo alle so sprachen und auch die alte Puplia so fühlte und lehrte, und sogar Thalaläus selber, müde der Qualen, ihr freistellte, zu tun, was sie für richtig hielt, hatte sie da in der That Recht, in unbeugsamem Starrsinn ihre Tugend weiter zu verteidigen? So weit war es bereits gekommen, daß ihre frierenden und hungernden Kinder, Vitus und Virina, große Not ausstehen mußten, verschärft durch das Wehklagen der erkaltenden Groß-

mutter, und sie, die Mutter, es nicht wagte, vor sie hinzutreten. Nicht einmal ein Obdach hatte sie jetzt, und dazu war die Nacht kalt, und ganz Askalons hatte sich plötzlich eine Aufregung bemächtigt. Es schien, als ob Millius mit der zu langen Verschiebung der Urteilsverkündung, nach der Anastas hätte öffentlich gerichtet werden müssen, großes Übel angerichtet habe. Es kamen auch Gerüchte in Umlauf, die Räuber aus der Bande des Anastas hätten sich wieder erholt und sich gesammelt, ja, man sprach davon, daß sie sich bereits in der Umgebung von Askalon zeigten. Gestern und heute hatten sie schon mehrere Raubanfänge verübt und sogar zwei Wanderer erschlagen, die nach Asdod und nach Gaza unterwegs waren. Die geängstigten Bewohner Askalons rechneten mit der Möglichkeit, daß die Räuber unter geheimer Mithilfe irgendeines Verräters sich verkleidet durch die Tore Askalons in die Stadt schleichen, den Kerker überfallen, die Türen sprengen und Anastas entführen könnten, dessen Name allein hinreichte, allen die größte Angst einzulösen. Der Kerkerwärter Rabbula war keineswegs überzeugt, daß das große hölzerne Schloß vor der Kerkertür dem Ansturm vieler verzweifelter Leute, die gegen die Türe drängen, widerstehen würde; darum verließ er die Ältesten aus Askalon, die derweilen sorglos und mit Lust zusahen, wie die zugereisten Ägypterinnen unter dem Rasseln der Kastagnetten ‚die Wespe suchten‘, und ließ sich bei Einbruch der Nacht vor dem Kerkertor nieder. Millius kam zur Vernunft, aber es war schon zu spät: er befahl, daß die Tore As-

kalons vom Sonnenuntergange an bis zum Morgen geschlossen blieben, und ordnete ferner an, daß jede Nachstunde Wachen die Straßen der Stadt durchstreifen sollten. Diese Wachen hatten jeden, der irgendwie verdächtig erschien, gleichviel, ob Christ oder Heide, festzunehmen. Da aber den Christen alle Nichtchristen verdächtig erschienen und die Heiden ihrerseits den Christen mißtrauisch gegenüberstanden, so ereigneten sich bei jeder Begegnung der Wachen mit den nächtlichen Wanderern auf den Straßen und menschenleeren Plätzen Streitereien und Zusammenstöße. Es gab bei diesen Gefechten sogar häufig Verwundungen und Verletzungen, wenn aber Weiber dabei waren, außerdem Vergewaltigungen. In dieser Stunde hielt jeder in Ascalon nur seine Mitgläubigen für wert geschont zu werden, jeden Andersgläubigen aber sah man als verachtenswert an und erwies ihm keinerlei Barmherzigkeit.

Als Laenia sich nunmehr in der Dunkelheit auf der Straße befand, fiel ihr all dies ein und sie erbebte. Ihre Lage war so verzweifelt, daß sie, wenn in diesem Augenblick der Jüngling Eulogius oder Tiburtius, der Beitreiber, vor sie getreten wäre, vielleicht gesagt hätte: ‚Ihr habt gesiegt, ich bin bereit zu folgen, zu wem immer ihr mich führt.‘ Allein zum Glück waren diese nicht in der Nähe, denn sie schauten mit den anderen zu, ‚wie die Wespe gefangen wurde‘, so daß Laenia nur zwischen zwei Gefahren zu wählen hatte, entweder sich der Möglichkeit einer Begegnung mit den Wachen auszusetzen, auf die sie irgendwo

auf den öden Plätzen stoßen konnte, oder aber sich zu beeilen, durch die Stadttore zu kommen und auf dem Gras eines Olivenhaines zu übernachten, in dem sich der Friedhof befand. Sie wählte das letztere: es schien ihr besser, die Nacht im Schweigen des Friedhofes zu verbringen; und außerdem war in ihrem Geist ein Aberglaube aufgefliegen, der schon von Jugend auf in ihr genistet hatte: die Leute, die dem Heidentum anhängen, in welchem Laenia aufgewachsen war, huldigten dem Brauch, sich bei unlösbaren Zweifelsfällen an die Gebeine der Verstorbenen zu wenden. So eilte denn Laenia hastig durchs Stadttor zum Olivenhain in der Absicht, auf dem Friedhof ein Grab zu suchen, aus dem ein weisagender Schädel rage, und ihn zu fragen; was dieser ihr bedeuten würde, das wollte sie tun. Alle Lebenden verurteilten sie, alle sagten ihr, daß nicht jene Quelle die segensreiche sei, die in ihren Tiefen das reine Wasser aufbewahre, sondern jene, die weithin als Strom sich ergieße und den laben, der durstig sei. Alle diese Gründe hatten ihre klare Erkenntnis getrübt, und sie war im Zweifel darüber, ob sie wirklich so handle, wie es recht sei.

„Oh, schneller nur, schneller, — ich will eilen und die Gebeine befragen!“

Laenia flog hastig über die dunkelnden Felder zum Olivenhain, darin sich der Friedhof barg. Vor den Räubern, die auf den Wegen nach Asdod und Gazaring um Askalon lagerten, fürchtete sie sich nicht. Weshalb freilich diese ihr nicht schrecklich erschienen, — darauf mußte sie eigentlich keine Antwort. War

nicht von allen im Kerker zu Askalon Anastas der einzige gewesen, der die gespendeten Brötchen mit dem schwarzen Kümmeel sich vom Munde abgespart und sie ihr für ihre Kinder gegeben hatte? Außerdem trug sie ja keine goldgestickten Gewebe, weder Ketten noch Armbänder und auch keinen kostbaren Gürtel, — ihre Gewänder waren arm und einfach, was konnte man ihr wohl nehmen? In allem übrigen schienen ihr die Räuber keineswegs gefährlicher als Millius, Liburtius und Rabbula zu sein, und auch nicht schrecklicher als ihre Schwiegermutter Puplia und zuletzt sogar als Thaläläus selber, denn auch diesen hatte die dauernde Qual gierig wie einen Wolf gemacht, so daß er Worte gesprochen hatte, bei denen sie noch jetzt erzitterte.

Taenias einzige Sorge war in dieser Stunde, in der Dunkelheit nicht vom Wege abzuirren und den Pfad zum Olivenhain zu finden.

13

Taenia beugte sich unablässig zu Boden, um den Pfad nicht zu verlieren, und sie verlor ihn auch nicht: unbehelligt gelangte sie schließlich zum Olivenhain, allein kaum hatte sie ihn betreten, da sah sie durch die Bäume das Feuer eines Scheiterhaufens lodern. Sie versteckte sich und sah genau hin, wer bei jenem Feuer sei, und alsbald gewahrte sie zwei Männer, die sie sogleich als Räuber erkannte. Die beiden waren völlig nackt und wärmten sich am Feuer, neben ihnen lehnten an einem Baum ihre Lanzen mit den geschärften Spitzen, in deren glänzendem Metall sich die Flamme wider-

spiegelte. Laenia schwankte, ob sie weitergehen oder sich verbergen sollte, allein das scharfe Gehör der Räuber hatte ihr Nahen bemerkt, denn mit einem Male sprangen die beiden auf und stürzten sich auf den Baum, hinter welchem sie sich verbarg, packten sie an den Armen und drohten ihr, sie auf den Scheiterhaufen zu werfen und sie der Folter zu unterziehen.

„Wozu mich foltern?“ fragte Laenia. „Ich will euch gern erzählen, wer ich bin und wohin ich gehe, und auch, wie unglücklich ich bin.“

Und so erzählte sie ihnen denn alles und verschwieg auch nicht, daß sie das Brot von Anastas erhalten hatte.

Die beiden Räuber wurden, nachdem sie Laenias Erzählung angehört hatten, nachdenklich und sagten schließlich: „Wir werden dich rächen, wir sind zwei Brüder und beide Räuber — Tiburtius war es, der uns ins Elend stieß.“

Laenia erwiderte ihnen, daß sie keinerlei Rachegefühle hege, sondern die beiden, wenn sie wirklich Mitleid mit ihr hätten, nur darum bitte, sie zum Friedhof zu geleiten und ihr das Grab suchen zu helfen, aus welchem der prophetische Schädel rage.

„Da ihr euch hier verborgen habt und von hier aus die Umgebung durchstreift, habt ihr ihn sicherlich schon bemerkt. Zu ihm kommen alle jene, deren Jammer ihre Kraft übersteigt und ihre Vernunft trübt, um sich Rat zu holen.“

Als die Räuber dies hörten, brachen sie in ein so furchtbares Gelächter aus, daß es im Wald laut wider-

hallte; die abergläubische Taenia erschrak darüber sehr, faßte die Räuber bei den Händen und sprach zu ihnen: „Da ihr bis jetzt so gut zu mir waret, schreckt mich nicht länger mit eurem entsetzlichen Lachen. Sagt mir lieber, ob ihr den weis sagenden Schädel gesehen habt oder nicht.“

„Freilich haben wir ihn gesehen, wir wissen nur nicht, ob, nachdem wir ihn betrachtet, noch etwas übrig geblieben ist, was andere noch betrachten könnten.“

Ungeordnet und ungereimt begannen die Räuber Taenia zu berichten, daß sie bei Tag den Friedhof aufgesucht hätten, um in den Gräbern nachzusehen, ob nicht irgendwelche Kostbarkeiten mit den Toten verscharrt worden wären . . . Sie hätten auch mancherlei gefunden, dafür aber einen Schrecken ausstehen müssen, ganz unwürdig ihres tapferen Berufes: „Wir bemerkten nämlich“, erzählten sie, „zwischen den spitzen Steinen menschliche Spuren und sagten uns: es kann doch kein Toter sein, der auf diesem Pfad zu wandeln pflegt! Laß uns sehen. Wenn dort vielleicht jene Gebeine sind, zu denen die dummen Leute pilgern, um sich Rat zu holen, so wird es dort gewiß auch Geld geben. Wir gingen alsbald hin und fanden etwas, das aus dem Boden ragte und wie ein Igel aussah. Wir schauten genauer hin: es war ein Schädel, noch mit völlig vertrockneter Haut bespannt und ganz und gar verstaubt. Der Bruder sagte zu mir: ‚Heb ihn auf; gewiß wird Geld darunter liegen.‘ Ich machte mich daran, ihn aufzuheben, allein der Schädel ließ sich nicht aufheben . . . Da sprach ich zum Bruder: ‚Sieh doch

nur, er scheint irgendwie befestigt zu sein.' Der Bruder darauf zu mir: ‚Rüttle!‘ So rüttelte ich denn... Er schwankte, aber er blieb am gleichen Fleck, und außerdem war es mir unheimlich, ihn zu berühren, weil er ja aus einem Grabe ragte... Mein Bruder jedoch rief: ‚Welche Dummheit! Was bist du für ein Räuber? Stoß ihn aus aller Kraft nach rechts und nach links, — dreh ihn herum und zieh' kräftig, dann wird er schon abreißen!‘ Da ich mich in den Augen meines Bruders nicht bloßstellen wollte, tat ich nach seinen Worten, und es gelang mir, den Schädel auf die Seite zu biegen, abreißen freilich konnte ich ihn nicht. Da bückte sich denn der Bruder ebenfalls und sagte: ‚Schön, laß uns gemeinsam ziehn,‘ — wir zogen und fielen nach rückwärts, aber ein jeder von uns hielt nur einen Feszen trockner runzeliger Haut, ähnlich einem Baumpilz, in der Hand. Der Bruder betrachtete es und sagte: ‚Es scheint, wir haben ihm die Ohren abgerissen.‘ Da erschraßen wir beide, beugten uns zu dem Kopfe herab und untersuchten ihn genauer.“

„Warum sprichst du nicht weiter?“

„Ich hielt inne, weil ich noch immer Angst verspüre, obwohl ich mich nachher gehörig betrunken habe... Dieser Schädel hatte Augen!“

„Waren die nicht längst verwest?“

„Nein. Es waren lebendige Augen, — sie waren zum Himmel gerichtet und schauten gerade in die Sonne.“

„Es ist doch unmöglich, in die Sonne zu schauen... nur ein Gerechter, nur ein Heiliger vermag die Sonne anzuschauen.“

„Vielleicht ist es auch ein Heiliger, oder zum mindesten war er es noch heute morgen.“

„Was habt ihr ihm denn angetan?“

„Weiter haben wir ihm nichts getan: wir liefen fort, aber ... übrigens, wenn er es ist, den du brauchst ...“

„Ach, ich brauche ihn sehr notwendig!“

„Dann wollen wir dich zu ihm geleiten.“

Taenia dankte den Räubern; diese aber nahmen aus der Wurzel eines alten Baumes zwei helleuchtende Stücke verfaulten Holzes und geleiteten unter ihrem Schein Taenia durch den dunkeln Hain auf den Friedhof zu dem Ort, wo in einem dunkeln Graben, der einen Steinhaufen durchzog, sich etwas befand, das halb wie ein menschliches Grab, halb wie eine Regenwassergrube aussah. Als aber die Räuber ihre leuchtenden Holzstücke darüber hielten, bemerkten sowohl sie als auch Taenia alsbald etwas anderes, das weder Form noch Aussehen hatte, aber entsetzenerregend war. Es konnte ebensowohl ein Igel wie der Kopf eines Menschen sein. Es war ungewiß, mit welchem von beiden es mehr Ähnlichkeit hatte, in der That jedoch war es ein Kopf, ganz eingenäht in das Fell eines Tieres. Es waren darin zwei Schlitze für die Augen, über den Lippen aber starrten schmutzige Haarbüschel.

„Das ist vermutlich der, den du brauchst,“ sagten die Räuber, „wir wollen dich nicht länger stören, mit ihm zu sprechen.“

Die Räuber entfernten sich und die arme Taenia blieb allein; die Worte aber, in die sie ihre Frage kleiden wollte, hatte sie vergessen. Das neue Furchtbare

brachte das Maß ihres Leidens zum Überfließen, so daß sie in ein lautes Schluchzen ausbrach und auf die Steine niederfiel, wobei ihr Gesicht den vermeintlichen Schädel berührte; im gleichen Augenblick jedoch traf ein Laut ihr Ohr.

Kein Leichnam lag in dem Grabe, es hauste darin ein Christ und Asket, der das Gelübde des Schweigens getan hatte, der alte Thermanus. Ein Heide von Geburt, war er hernach zum Christen geworden und hatte schließlich, nach der Ansicht der meisten Leute, den Verstand verloren, denn er verließ sein Haus, haßte alles was Fleisch war, und die Sorgen um das Leben, grub sich schließlich selber ein und schwieg. Schon seit mehreren Jahren hatte er sein Schweigen mit keinem Laut gebrochen. Er schwieg, als die räuberischen Brüder an seinem Kopfe rissen, — er schwieg, als Laenia vor seinem Haupte, das weder Gestalt noch Antlitz hatte, in Tränen ausbrach; als aber Laenia völlig von Kräften nieder sank und zu weinen aufhörte, da brach er gegen seinen Willen den Schwur: Thermanus, der Schweiger, begann zu phantasieren . . . Dieses geschah eine Stunde vor Sonnenaufgang, da die erste morgendliche Frische die Luft durchzog und hinter den Steinen des Friedhofes ein scheuer Vogel im wilden Grase zu zwitschern begann. Laenia wurde etwas munterer, gleichzeitig aber schien es ihr, als ob alles ringsum zu phantasieren beginne. Vielleicht aber war es nur ein Fieberwahn von ihr. Ihr war, als bewege sich dieser

Igel, dieses in tierische Felle eingenähte Haupt ... und plötzlich hörte sie einen Laut unter dem überhängenden Fell, ähnlich der Bewegung eines Vogels, der sich im Blattwerk rührt. Laenia erbebte vor Schrecken, denn es ist leicht begreiflich, welch ein Entsetzen der Vorgang in ihr auslöste, da sie ja nicht wußte, daß hier der Schweiger Thermutius in der Erde vergraben war, sondern wähnte, einen Totenschädel vor sich zu sehen. Und plötzlich weisagte dieser Schädel. Laenia lauschte. Anfangs war es unverständlich ... immer noch bewegte sich der Vogel. Der Schweiger hatte die Fähigkeit zu deutlicher Rede verloren. Nach und nach aber drangen aus seinen von Tierhaut verhängten Lippen Laute, die einer menschlichen Stimme ähnlich waren. Man konnte verstehen, daß er in seinem Fieberwahn die östliche Gabel von den zwei Mäusen vorbrachte, der weißen und der schwarzen, die an einem Zweige nagen, der aus der Wand einer furchtbaren Schlucht herauswächst und an dem ein Mensch hängt ... unter ihm der Abgrund, zu seinen Häupten aber der hohe Raum des klaren und grenzenlosen Himmels ... Abwechselnd nagen die Mäuse, die weiße und die schwarze ... der Zweig muß brechen ... der Mensch muß in die dunkle Tiefe stürzen ... das Herz krampft sich zusammen ... die Hände werden matt ... ihm wird übel ... die Kräfte verlassen ihn ... gleich wird er fallen ... Immer noch wechseln die Mäuse einander ab ... immer noch nagen sie ...

Der Vogel schien ganz erwacht und sich nicht mehr im Dickicht zu bewegen ... jetzt entfaltete er die Flügel

und schwang sich empor: deutlicher wurden die Worte: „Aufwärts, blicke stets aufwärts!“ rief der Schweiger und fuhr leiser fort: „Keine Grenzen hier und keine Grenzen dort, doch blickst du nach unten, wird dir übel, — schaußt du aber nach oben, so geht dir das Herz auf . . .“

Laenia lauschte; sie vernahm weiter: „Im Vorgebirge sprudelt ein Quell klaren Wassers . . . Die Wasser sind durchsichtig und frisch . . . Wüste ringsum . . . es ist schwül . . . um Mittag . . . Dort wandert ein Unglücklicher. Ein ermatteter Krieger ist's . . . Er sieht das Wasser, schon kniet er nieder, trinkt und hat seinen Durst gestillt . . . Warum nur hat er so schnell getrunken? Sein abgekühlter Kopf ist im Augenblick wie berauscht . . . Es ist, als fürchte er etwas . . . er flieht, er hat sogar seinen Gürtel voll Goldes zurückgelassen . . . Darauf kommt ein Jüngling . . . und auch diesen quält die Hitze, und auch er spürt Durst . . . Er trinkt . . . Er nimmt den Gürtel mit dem Golde und geht . . . Langsam kommt ein Greis . . . auch er ist durch die Schwüle ermattet . . . Auch der Greis trinkt und ruht aus . . . Bergquell! wozu hast du die Drei getränkt? Der Krieger kam inzwischen zur Besinnung, sieht, daß sein Gürtel fehlt, und es fällt ihm ein, wo er sein Geld gelassen hat . . . Der Krieger eilt zurück und zückt das Schwert . . . ‚Greis,‘ ruft er, ‚verwünschter Greis! gib mir mein Gold zurück!‘ Der Greis hat das Gold nicht genommen, der Greis ist unschuldig . . . Der Krieger hört nicht auf seine Worte . . . Erschlagen liegt der Greis . . . Sein Blut strömt in den Quell, und gebrübt

ist der reine Quell . . . Es ist kein reiner Quell mehr, ein Blutquell ist er geworden . . . Besser, er wäre nicht entsprungen . . . Besser, er hätte nicht den Krieger angelockt, den Jüngling und den Greis . . . Wahre die Reinheit! Aufwärts richte den Blick, stets aufwärts!“ — hier brach die Verständlichkeit der Worte ab, und aufs neue begann die Bewegung, als ob ein Vogel sich im Gebüsch rühre, und plötzlich verschwand der in Tierhaut eingehüllte Kopf mit dem Fell, das über dem Schliß für die Lippen hing, — verschwand so plötzlich, als wäre der Boden des Grabes eingebrochen.

Thermutius, der Schweiger, der im Fieberwahn vor seinem Hinscheiden, ohne sein Gelübde zu brechen, zum ersten Male gesprochen, stand vor Gott. Laenia aber hatte aus seinem Phantasieren das erfaßt, was sie erfassen mußte: sie wußte jetzt, daß die Wahrheit auf ihrer Seite war und nicht auf der Seite jener, die sie die ganze Zeit dazu bringen wollten, ‚sich als Strom zu ergießen‘. Verdammnis dem Bösen! Das Böse muß nicht unbedingt und notwendigerweise geschehen, es gibt nicht nur Millius allein auf der Welt . . . und es gibt nicht nur das augenblickliche Dasein, das scheinbar dazu zwingt, ‚sich zu ergießen‘ . . . Doch sollten die eigenen Angehörigen einen dazu zwingen können? Sind nicht alle Unglücklichen bemitleidenswert? Weder Leiden noch Tod soll man scheuen, um Unglücklichen zu helfen, aber man soll es nicht mit schmählischen Handlungen tun. Nein! Darüber hinaus, aufwärts, aufwärts!

Und kaum hatte sie aufwärts geblickt, da begannen sich alsbald andere Gedanken in ihrem Geiste zu formen.

Wer den Nächsten mehr liebt als sich selbst, der wird ihn auch wahrhaftig stets erretten. Was seid Ihr Millius, was du Beitreiber Tiburtius, oder du Puplia, was alle ihr, die ihr die Keine umbrüllt, sobald sie im Kerker zu Askalon erscheint! Sie weiß jetzt, was sie tun muß, um Thalaläus zu befreien. Taenias Geist ist erwacht, ihre Nerven sind angespannt wie die Saiten einer hochgestimmten Harfe. Das Ziel liegt klar vor ihren Augen; sie hat ihren festen Entschluß gefaßt. Sie erhebt sich, blickt dem aufsteigenden Morgenrot entgegen und murmelt: „Unsichtbarer, der Du lebst hinter den Grenzen, die unserem Blick gesetzt sind! In meinem Innern vernehme ich Deine Stimme: gekräftigt hast Du meinen Geist, und so will ich denn mein Leben für die Meinen hingeben, meine Seele aber will ich Dir rein zurückbringen! ... Mein Gatte und meine Kinder, ich bringe euch die Rettung! Und nicht brauche ich jenen Trank dazu, der die Erinnerung auslöscht!“

15

In gehobener Stimmung kehrte Taenia zur Stadt zurück. Ihre Schönheit war vielleicht noch niemals so edel gewesen. Der Olivenhain, darin Taenia die Nacht verbracht und der ihr so viel begeisterte Entschlußfähigkeit gegeben hatte, lag ostwärts von Askalon, und so kam es, daß, als sie sich der Stadt näherte, die Strahlen der aufgehenden Sonne sie von rückwärts beschienen und so ihr Antlitz beschattet war, während ihr schlanker Leib, den ein ärmliches Gewand aus blauem Leinen umhüllte, und ihr weißes Kopftuch im hellen Lichte

schimmerten. Askalon lag vor ihr; sie betrat die Stadt wie eine Königin, die sich als arme Hirtin verkleidet hat, und bemerkte nicht, daß sich ganz Askalon in ungewöhnlicher Erregung befand. Man erwartete ein großes Ereignis, das leßlich mit den gleichen Begebenheiten zusammenhing, die Laenia bedrängten, und die Abwendung einer entseßlichen Gefahr: es war bekannt geworden, daß die verzweifelten Freunde des Anastas von ferne her mit zwei Mauerbrechern gekommen waren, deren einer dazu bestimmt war, den Zufluß frischen Wassers nach Askalon zu stören, der andere sich den Zugang zum Kerker des Herodes zu erzwingen, um alle zu befreien, die in ihm eingeschlossen waren.

Allen wurde es nun klar, daß Millius sich zu lange verliebten Launen hingegeben und infolge der Schliche des Tiburtius die Angelegenheit des Bösewichts Anastas zu lange vernachlässigt hatte. Denn Anastas' Freunde waren derweilen nicht müßig geblieben und hatten sich zu bewaffneten Banden versammelt. In der vergangenen Nacht waren sie mit einem jähen Vorstoß von Gaza und Asdod aus vorgerückt und hatten jetzt unweit von Askalon ihr Lager aufgeschlagen.

Der Gefängniswärter Rabbula fand in dieser Nacht keinen Schlaf; denn er hörte unterirdische Geräusche mit überraschender Deutlichkeit — Meißelhiebe und Spatenstiche. Kein Zweifel, es wurde unter dem Gefängnis ein Mauerbrecher eingesetzt, allein von woher das geschah und in welcher Richtung der Gang gebohrt wurde, war unklar, und doch war es unbedingt notwendig, dies zu erfahren und zwar so, daß niemand

im Volke von der drohenden Gefahr erfuhr. Es wurden darum besondere Vorbereitungen getroffen, die sowohl zur Entdeckung des unterirdischen Werkes, als auch zum Ende Anastas' führen mußten, damit seine Freunde, falls es trotz allem ihnen gelang, nachts in den Kerker einzudringen, ihn nicht mehr lebendig fänden.

Dieses Unternehmen bestand darin, den Kerker zu Askalon auszubrennen.

Welch eine Bewandnis es mit diesem Ausbrennen hatte, wie es vor sich ging und wozu es dienen sollte, — das muß weitläufiger besprochen werden; vorher sei aber in Kürze geschildert, wie denn der furchtbare Kerker des Herodes, dem man den Namen der Große gegeben hatte, überhaupt beschaffen war.

16

Das unterirdische Gefängnis wie das, in welchem der Bösewicht Anastas und Laenias Gatte, Thalaläus der Schiffer, eingeschlossen war, besaß fast nichts von den Einrichtungen, welche das Leben der Menschen erträglich machen. Hier schliefen, aßen und tranken die Menschen immer auf demselben Platz, wohin man sie auf verfaultes Schilfrohr oder moderiges Stroh geworfen hatte. Die Insassen des Kerkers waren dort, wo sie lagen, angeschmiedet worden, wie es sich gerade traf: die einen hatte man an die eisernen Wände gefettet, die andern an die Säulen, welche die Decke stützten, die dritten an Ringe und hornartig gebogene Gabeln, die in die Fliesen des Bodens eingelassen waren. Oft war in diesem Gefängnis ein so entsetzliches Gedränge, daß

an einem Ring nicht nur die Ketten eines einzelnen, sondern gleich mehrerer Menschen angeschmiedet waren. Eine solche Enge herrschte auch jetzt im Kerker zu Askalon.

Die Eisenringe befanden sich längs der Wände dicht nebeneinander, ebenso an den Säulen und auf dem ganzen Boden. Wo die Fliesen aneinanderstießen, da war ein Ring, und an jeden dieser aus dem Boden ragenden Ringe waren vier Männer geschmiedet. Diese Unglücklichen vermochten nur dann zu sitzen oder zu liegen, wenn sie ihren Körper ganz zusammenkrümmten; trotz alledem konnten hier längst nicht alle untergebracht werden, die man in der Gefangenschaft schmachten lassen wollte: in dem langen, getäfelten abschüssigen Gang, der von der Oberfläche zum unterirdischen Gewölbe hinabführte, lagen alte Schiffsmasten mit tiefen Kerben und dazugehörigen Verkeilungen in zwei Reihen. In diese Einschnitte wurden die Beine der Gefangenen gepreßt und darauf mit den Keilen festgeklemmt. Die Klöße mit ihren Pflöcken konnten recht gut die Eisen ersetzen und waren sogar noch viel quälender als die Ketten: in diesen vermochte man wenigstens die Lage der Beine zu verändern; wem die Beine aber in Klöße geschlagen waren, der konnte sich nicht rühren, und darum schwoollen ihm mit der Zeit die Beine immer mehr an, bis sie zuletzt nicht selten aufbrachen. Ein Mensch, dessen Beine in Klößen lagen, hatte nur gerade soviel Kraft, um sich für einen Augenblick zu erheben und sich gleich darauf so schnell als möglich wieder niederfallen zu lassen.

Die grausame Strenge, mit der man in der alten Zeit die Gefangenen behandelte, war dadurch gerechtfertigt, daß es in diesen Gefängnissen nicht wie heutzutage vielköpfige Wachen gab. Damals führte nur ein Kerkerwärter, der für alle Gefangenen verantwortlich war, die Aufsicht, und nicht selten versagte man ihm sogar einen Gehilfen. Meistens mußte er die Hilfe seiner Angehörigen, zuweilen sogar die seiner eigenen Frau oder seiner Töchter, in Anspruch nehmen. Furchtlos betraten diese die düsteren Kerker, da ja alle, die hier weilten, in Ketten lagen oder mit den Beinen in Klößen staken. Die syrischen Gefängnisse, die Herodes erbaut hatte, waren noch viel schlimmer als die ägyptischen, in welchen der Mundschenk und der Speisemeister des Pharao saßen. Wie schon weiter oben zu lesen war, bestand der Kerker zu Askalon aus einem geräumigen dunklen Kellergewölbe, ähnlich jenem, in welchem zur Zeit des Herodes so lange ohne Gericht der Täufer schmachten mußte, der dann in einem Augenblick trunkener Lust erschlagen wurde. Unter diesen Umständen konnte auch ohne vielköpfige Wache keiner so leicht entspringen, dagegen war es leicht, sich unter der Erde zu diesen schlecht eingerichteten Kerkern durchzugraben.

Das Amt des Kerkermeisters war meist sehr einträglich — war er doch im wahren Sinn des Wortes Herr des Hauses; er konnte mit den Gefangenen völlig nach Belieben umgehen. Wegen übertriebener Strenge und Grausamkeit wurde keiner jemals zur Verantwortung gezogen, da diese Wärter den Gehorsam der Ge-

fangenen ohne den Beistand einer vielzähligen Wache nur erzwingen konnten, wenn sie völlig mitleidlos waren. Freilich mußte sich bei solcher Enge, und da kein Gefangener je seinen Platz verlassen konnte, ein widerlicher und entsetzlicher Kot im Kerker des Herodes ansammeln, der einen so furchtbaren Gestank verbreitete, daß nicht selten Menschen durch ihn zugrunde gingen. Das Schilfrohr und das feuchte Stroh, auf welchem die Gefangenen lagen, verfaulte unter ihnen und wurde jahrelang nicht erneuert. In diesem abscheulichen, stinkenden Sumpf wimmelte es von weißköpfigen Würmern, Kellerasseln und großen grauen Wanzen, in den Spalten der Fliesen aber nisteten gefleckte Spinnen, Skorpione und Kakerlaken . . . Es geschah auch nicht selten, daß man, wenn einer gestorben war, dies erst lange nachher bemerkte, so daß der Leichnam längere Zeit auf dem Fleck, auf dem er gelegen war, verweste . . . Eine besondere Art von Würmern hauste dort, die den Kranken und Gestorbenen ‚die Augen ausaugten‘ . . . In den Kerkern, die Herodes angelegt hatte, gab es wenig Fenster, und diese waren immer nur winzig klein. Die Kerker waren im vollen Sinne des Wortes finster; damit aber wenigstens etwas frische Luft täglich eindrange, stand vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang das Thor des Kerkers offen, und an der Schwelle pflegte der Kerkerwärter selbst oder einer seiner Angehörigen zu sitzen. Es gab immer nur ein Thor, und durch dieses mußte jeder, der die Gefangenen besuchen wollte oder ihnen Speise brachte, am Gefangenenwärter vorbei. Dies war

nämlich erlaubt, da es für den Kerkerwärter von Nutzen war, weil er dann die Gefangenen nicht zu speisen brauchte. So kam während des Tages, so lange das Thor offen stand, in den Kerker wenigstens ein kleiner Zug frischer Luft; brach aber die Nacht an, so entfernte sich der Kerkerwärter in seine eigne Behausung, verschloß das Thor mit festen Pflöcken und Riegeln, worauf die Luft im Kerker schnell stickig wurde und die Gefangenen kaum mehr atmen konnten. Das war sehr peinigend. Denn gleichzeitig kroch in hellen Scharen das ganze lebendige Ungeziefer, die graue Wanze, der Skorpion und die geschwänzte Kellerassel, hervor, kroch auf die Leiber der Gefangenen und nagte an ihrer schmutzigen und entzündeten Haut, ihnen jede Möglichkeit des Schlafes und der Ruhe raubend. Statt nachts ausruhen zu können, litten die Eingekerkerten Qualen, die sie nicht selten zum Wahnsinn trieben. Glücklich waren unter ihnen die zu nennen, welchen die Pein schnell den Geist verwirrte und denen der Irrsinn Wahngelbilde schickte.

Kaum war des Nachts die Kerkertür geschlossen, so konnte man durch die engen Fenster dieser furchtbaren unterirdischen Gewölbe ununterbrochenes Stöhnen und Heulen vernehmen, zuweilen aber auch verzweifelte Schreie und wahnsinnige Verwünschungen und das Klirren der Ketten, die das Echo dieser Verwünschungen waren. Morgens aber, wenn die Kräfte die Unglücklichen vollends verließen, verstummten diese Schreie, dann war nur noch ein Knirschen hörbar als säge eine stumpfe Säge — das war das Zähne-

Leßtor III. 6

knirschen der Gefangenen. Die Menschen wälzten sich hin und her; preßten einander und phantasierten fiebrig — das war der Schlaf im Kerker zu Askalon. Nicht selten geschah es, daß, wenn der Kerkerwärter Rabbula morgens das Thor des Gefängnisses öffnete, er einen oder mehrere der Gefangenen erstickt fand; zuweilen aber bemerkte er es nicht einmal gleich, daß sie gestorben waren, und hielt sie nur für schlafend oder ohnmächtig, denn es gab hier immer solche, die nach der Öffnung der Thüre noch lange in tiefer Ohnmacht lagen. Erst wenn durch das offene Thor die Luft zu ihnen drang, kamen sie langsam zu sich, aber freilich nur, um andere Qualen zu erdulden, jene nämlich, welche das Leben hier mit sich brachte.

Unter solchen Umständen vergingen die Tage der Gefangenen in Qualen der Verzweiflung, die häufig ebenso schwere als abscheuliche Leiden nach sich zogen. Nur einmal im Jahre, und manchmal auch nicht einmal das, wurden die Gefangenen aus dem Kerker gelassen und konnten dann Himmel und Sonne sehen. Das geschah in unbestimmten Fristen, und zwar nur, wenn der Kot des verfaulten Schilfrohres und des Strohs so furchtbar geworden war, daß es selbst dem Wärter unmöglich schien, zu den Gefangenen zu gehen. Dann wurden alle in Ketten hinausgeführt, in eine alte untaugliche Barke gesetzt und mit dieser aufs hohe Meer gefahren; derweilen aber wurde der Kerker mit trockenem Reisig angefüllt, welches verbrannt wurde, um alle Unsauberkeit durch Feuer zu reinigen.

Dieses Ausbrennen brachte ernstlichen Nutzen und wurde so vollzogen, daß man in die Kerkertür ungeheure Mengen von harzhaltigem Reisig und auch von Stroh stopfte und beides anzündete; der starke Luftzug, der von der Tür zu den Luftlöchern im fernsten Winkel zog, fachte die Flamme immer stärker an, wodurch alle Unsauberkeit verbrannt wurde, die sich hier angehäuft hatte.

Das Durchfeuern des Gefängnisses war für jeden Einwohner von Askalon stets ein Ereignis, lebendig und voller Spannung. Es interessierte alle schon deswegen, weil man, wenn die Gefangenen aus dem Kerker geführt und zur Barke geleitet wurden, einen jeden sehen konnte, der dort schmachten mußte, und mit eigenen Augen gewahren konnte, welche entsetzlichen Entstellungen die Gefangenschaft ihm zugefügt hatte. Bei jedem Ausbrennen des Loches strömten die Einwohner wie zu dem alleranziehendsten Schauspiel herbei und drängten sich vor dem Tore, begierig in der Schar der Gefangenen diejenigen wieder zu erkennen, die sie vormals gekannt und zuweilen längst vergessen hatten. Das Schauspiel war entsetzlich, am entsetzlichsten aber war, daß nicht alle Gefangenen hinausgeschafft wurden. Es herrschte die begründete Überzeugung, daß man vor der Durchfeuerung des Gefängnisses dort jene zu vergessen pflegte, die man sich auf immer vom Halse schaffen wollte. In Askalon glaubte männiglich daran, daß man bei jedem der-

artigen Ausbrennen Inzassen des Kerkers lebendig dem Feuertode preisgäbe, denn in der That, es kostete gar nichts, das zu bewerkstelligen, und man that es auch wirklich mit jenen, mit denen man ein Ende machen mußte. Diesen Umstand gedachte der Gefängniswärter Rabbula sich jetzt zunutze zu machen. Nachdem er die Geräusche unter der Erde vernommen, die ihn so erregt hatten, begab er sich zu Millius und sprach: „Herr, du hast einen großen Fehler gemacht: es war falsch, daß du so lange gezaudert hast, Gericht über Anastas zu halten. Heute Nacht hörte ich Geräusche unter dem Kerker. Der Kerker ist untergraben, aber ich weiß nicht, von woher der Schacht gegraben wird. Jede Stunde kann uns das Unheil bringen: sie können Anastas losschmieden und fortführen. Trage du alsdann die Verantwortung dafür, ich aber will ihn nicht länger hüten.“

Millius erschrak und rief: „Gibt es denn wirklich kein Mittel, das abzuwenden und mit allem ein Ende zu machen, ehe jenen der Durchbruch gelingt?“

Rabbula senkte den Kopf, sah Millius an und sagte flüsternd: „Es gibt für jedes Ding auch eine Abhilfe; freilich muß der, der es weiß, gut bezahlt werden.“

Da rief Millius den Jüngling Eulogius herbei, nahm ein Menge Goldes aus dem Beutel der Almosen und warf es, ohne erst lange zu zählen, Rabbula hin. Rabbula nahm das Gold und sprach: „Gib mir sogleich Erlaubnis, das Ungeziefer im Gefängnis auszubrennen.“

Millius antwortete: „Ich genehmige es dir im Namen des Kaisers. Geh denn und tue was nötig.“

Allein Rabbula stand noch immer da, wog in der Hand das Gold und fragte leise: „Ist es Anastas allein, der die Ruhe meines Gebieters stört?“

Da warf ihm Millius weiteres Gold zu und erwiderte: „Du bist ziemlich verständig: Anastas ist nicht der einzige, der mir verhaßt ist. Es gibt dort noch einen andern — seinen Namen wird dir der Beitreiber Liburtius sagen.

„Diesen Namen kenne ich selbst“, versetzte Rabbula und ging.

All dies geschah um die gleiche Morgenstunde, da Laenia in der Morgenröthe aus dem Olivenwäldchen kam und sich, weil sie ja nichts von all dem wußte, über die sichtbar große Bewegung der Menschen wunderte, die alle von Neugierde und Erregung besessen waren, da ja bekannt geworden war, man würde heute die Gefangenen auf die Barken bringen und das Gefängnis ausbrennen.

18

Die Durchfeuerang des Gefängnisses war freilich nicht das Werk eines Augenblicks, denn zunächst mußte alles, was hierzu notwendig war, vorbereitet werden: man brauchte harziges Reisig und Stroh und man bedurfte geräumiger Barken, um auf ihnen die ins Freie geschafften Gefangenen unterzubringen. Um all das herbeizuschaffen, war wenigstens ein halber Tag vonnöten. Die Reisigfuhrn waren die ersten An-

zeichen dafür, daß der Kerker ausgebrannt werden sollte. Kaum hatte der Gefängniswärter den Millius verlassen, als er sogleich befahl, alle Holzhauer zusammenzutrommeln, damit sie ans Herbeischaffen des Reisigs gingen; kaum aber hatten sich diese daran gemacht das Reisig zu schlagen, da erkannten die Bewohner Askalons auch schon, daß die Durchfeuerung des Gefängnisses vorgenommen würde, und strömten in Scharen herbei, um nur ja dabei zu sein, wenn die Gefangenen zu den Barken geschafft würden.

Dies eben war die erregte Bewegung, die von Laenia bemerkt wurde, als sie sich morgens zum Gefängnis begab, ihren Thalaläus zu besuchen.

Laenias Weg führte sie durch die Straße, darin sich das Haus befand, in welchem der Würdenträger Millius wohnte, und es geschah also, daß, als Laenia an diesem Hause vorüberging, Millius sie sogleich bemerkte und, die Hand an sein Herz pressend, ausrief: „Oh, wie ist sie mager geworden und wie sehr hat sie sich verändert! Allein auch mit dieser kummervollen Miene ist sie in meinen Augen noch bezaubernd! Ruft sie denn — sie möge auf eine Minute zu mir kommen.“

Der Beitreiber Tiburtins, der um die gleiche Zeit bei Millius weilte, lief alsbald zu Laenia hinaus, zupfte sie am Ärmel, so daß sie stehen blieb, und redete sie an: „Die Götter selber haben dich hierhergeführt, oh schöne Laenia. Beim Namen deiner Kinder, Virina und Vitus, beschwöre ich dich, eile nicht so schnell an der Thür dieses Hauses vorüber, hinter der eine all-

gewaltige Hilfe deiner harret. Tritt mit mir gemeinsam ein, ich aber bürge dir dafür, daß du mit dem Befehl hinausgehen wirst, der deinen Thalaläus befreit.“

Taenia entfernte die Hand des Tiburtius und entgegnete: „Keines Menschen Befehl ist mir mehr vonnöten; ich selber werde Thalaläus befreien.“

„Du selber gedenkst deinen Kindern den Vater zurückzugeben? Weißt du wohl auch, was du da sprichst?“

„Freilich, ich habe alles erwogen und werde danach handeln. Thalaläus wird noch heute frei sein.“

„Ich sehe, daß der Wahnsinn aus dir spricht. Wer wird ihm denn die Türen des Kerkers öffnen?“

„Ich selber werde ihm die Türe der Befreiung aufthun.“

„So hast du vermutlich einen weißen Raben erblickt und den Verstand verloren.“

Allein Taenia lächelte nur und raunte: „Du hast recht, ich habe einen weißen Raben gesehen, mein Verstand aber ist noch nicht geschwunden.“

„Verliere lieber nicht vergeblich deine Zeit. Nicht umsonst hat Fortuna dich zu Millius' Türe geführt . . . Tritt ein und sage das kurze Wörtchen: ‚der Augenblick ist günstig.‘ Denn sonst ist es mit deinem Thalaläus zu Ende.“

„Ende und Anfang sind nicht in euren Händen.“

„Wenn aber Rabbula heute beim Ausbrennen deinen Thalaläus im Gefängnis vergessen sollte, dann dürfte sein Ende wohl unausbleiblich sein.“

Taenia erblaßte, ihre ganze Gestalt kam ins Wanken, aber es drang kein Schrei aus ihr, kein Stöhnen, sicher ging sie ihres Weges zum Kerker, Liburtius jedoch eilte, Schaum vor dem Munde, zu einem Esel, der dortselbst an die Säule gebunden war, schwang sich auf diesen und ritt unter entsetzlichen Flüchen fort, wobei er das Tier aus aller Kraft mit dem Stock bearbeitete.

Taenia mochte nicht einmal umblicken, wohin ihr Feind so eile; sie fürchtete niemand: wußte sie doch, daß keiner etwas so Entsetzliches und Entscheidendes ersinnen konnte als das, was sie selber erdacht und wozu sie sich entschlossen.

Dieses war ein Entschluß, den auszuführen sie niemand zu hindern vermocht hätte.

19

Im Gefängnis war die Erregung noch stärker als auf den Straßen und in der Stadt. Das bevorstehende Ereignis, das den Gefangenen alsbald bekannt gemacht wurde, war für diese allzu wichtig, — ein jeder wollte die Berge, das Meer und den Himmel wiedersehen, und gleichzeitig regte einen jeden insgeheim der furchtbare Gedanke auf, ob man wohl nicht gerade ihn vor dem Beginn des Ausbrennens hinauszuführen vergessen würde. Überall klirrten die Ketten und schrien die unzähligen heiseren und gequälten Stimmen. Es hatten sich diesmal noch mehr Besucher im Kerker eingefunden als sonst. Staubwiderlichen Schimmels und unerträglicher Gestank schwang im Keller-

gewölbe von der Tiefe bis zur Decke, auf der jetzt, wie in Borahnung des Unheils, die Wangen in dichten Scharen saßen, während in den Fliesenspalten des Fußbodens die Skorpione hin und her und übereinander krochen.

Gefesselte und nichtgefesselte Menschen standen in hellen Haufen. Es gelang Laenia nur mit Mühe und Not, sich durch die gedrängten Scharen ihrer Feinde zu zwängen, die, kaum daß sie ihrer gewahr wurden, sogleich zu schreien begannen: „Da ist sie, da ist das verwünschte und verhaßte Weib! Ihr Gatte hat uns vernichtet, sie aber will nicht einmal das kleine Werk zur allgemeinen Rettung tun! Sie zerreißen wäre noch eine milde Strafe!“

„Ja,“ schrien andere, „beide sind Ungeheuer! Ihr Gatte wollte reicher sein als alle, um wohlthätiger zu werden als alle, sie aber will dafür reiner sein und die andern im Gestank verfaulen lassen.“

„Macht nichts; dafür wird ihr Sohn Vitus als Dieb aufwachsen, ihre Tochter Virina wird sich im Hafen verkaufen.“

„Verdammt der Thalaläus! Verwünschte Laenia!“

Die Gefangenen begnügten sich nicht mit diesen groben Verwünschungen, sondern verletzten sie noch mit schamlosen Verhöhnungen ihrer Keuschheit.

Laenia hörte alles, allein sie schwieg. Sie hatte sich bereits daran gewöhnt, denn sie wurde ja hier meistens so empfangen. Laenia eilte so sehr sie konnte, ihren Mann aufzusuchen, und fand ihn neben dem Ring liegend, an den er geschmiedet war. Er war ohn-

mächtig geworden, die andern aber traten in der Dunkelheit unablässig auf ihn.

Es gelang Laenias Bemühungen, den Gatten wieder zur Besinnung zurückzubringen, allein anfangs erkannte er sie nicht einmal, sondern schaute nur schweigend in stumpfem Gleichmut vor sich hin. Dann aber sprach er, daß der Gefängniswärter Kabbula ihn vermutlich im Gefängnis vergessen wolle und daß er sich darauf vorbereitet habe und diesen schnellen Tod der langen Pein sogar vorzöge.

„Ich habe dir schon zu viel Sorgen gemacht, und alles umsonst — schenke nunmehr deine ganze Zärtlichkeit lieber unsern Kindern, Birina und Vitus.“

„Du bist ihnen weit mehr von nöten,“ entgegnete Laenia. „Ich bin viel zu schwach, ich verstehe nicht zu arbeiten und bin unfähig, für sie das zu erwerben, was sie brauchen.“

Thalaläus schüttelte nur den Kopf und murmelte:

„Oh, du täuschest dich! Nur du kannst ihnen geben, was sie brauchen. Du wußtest immer zufrieden zu sein, — das ist es, was not tut und was Glück bringt, ich aber war von steter Gier erfüllt, Reichtümer zu erwerben, — und das ist es, was nicht not tut und worin das Unglück des Lebens beruht. Dafür leide ich jetzt.“

„Deine Leiden werden heute ein Ende nehmen.“

„Ich weiß es, daß sie ein Ende nehmen werden, da man mich heute hier verbrennen wird.“

„Nein, man wird dich hinauslassen!“

„Weswegen denn wird man mich hinauslassen?“

„Weil es überflüssig ist, den Gefangenen eingesperrt

zu halten, von dem man ohnehin nichts mehr erlangen kann.“

„Was willst du damit sagen?“ rief Thalaläus laut.
„Sollte dir wirklich die Verzweiflung den Gedanken eingegeben haben, dich selber zu töten?“

„Die Verzweiflung hat mir viele Gedanken eingegeben, die schlimmer waren als der Gedanke, mich selber zu töten; jetzt aber habe ich nicht mehr die Absicht mich zu töten: ich werde am Leben bleiben und dennoch wird alles, was man hier angeklagt hat, Menschen ins Elend zu stoßen, vergeblich sein.“

„Was gedenkst du zu tun?“

„Das wirst du sehen . . . hierüber soll man nicht sprechen.“

Mit diesen Worten erhob sich Taenia schnell und befand sich urplötzlich vor dem Durchschlupf zu dem verseuchten Loch und war einen Augenblick darauf schon fast darin, allein im gleichen Augenblick erklimmten die Ketten des Anastas und schlangen sich seine festgeschmiedeten Arme um Taenias Leib.

„Halt!“ flüsterte er ihr ins Ohr, „halt! Ich habe verstanden, was du zu tun gedenkst, aber es ist nicht vonnöten. Ich werde dir deinen Gatten und deinen Kindern ihren Vater auf eine andere Weise wiedergeben. Bis zum Mittag ist noch Zeit genug. Eile denn, so schnell du kannst, vor die Stadt auf den Weg nach Usdod. Dort wachsen vor dem alten Tempel der Isis zwei Palmen . . . unter jener, die rechts steht, liegt mitten unter dem kleinen Kiese ein großer Stein, der ähnlich aussieht wie ein zusammengerolltes Kälbchen

. . . Er ist zu schwer für dich, nimm aber eine Scherbe und stoche damit unter jene Ecke, die wie das Maul aussieht. Wenn du drei Spannen tief gekommen bist, wirst du auf einen Kupferkessel stoßen. . . . Er ist ganz mit Gold angefüllt. Du bist so gut und so treu, daß du mir leid tust, und ich wußte noch nicht, was Mitleid heißt. . . . Ich wußte nicht . . . wie schön es ist, mit einem Menschen Mitleid zu haben. . . . Nimm denn mein Geld und kaufe deinen Mann los. Und eile jetzt fort, eile fort so schnell du kannst!“

Derweil sie diesen Worten lauschte, stand Taenia da, gestrafft wie ein geschmeidiger Bogen, kaum aber hatte Anastas das letzte Wort gesprochen, da flog sie dahin wie ein Pfeil vom Bogen fliegt und verschwand in der Richtung auf Asdod.

20

Während Taenia also auf dem Wege nach Asdod hineilte, spielten sich im Kerker zu Askalon erschütternde Szenen ab.

Es begann damit, daß, nachdem Taenia verschwunden war, um den Schatz zu holen, der Beitreiber Liburtius und der Kerkermeister Rabbula das Gefängnis betraten. Sie kamen mit schlimmen Absichten und traten beide vor Thalaläus, sprachen kein Wort zu ihm, sondern begannen seine Ketten von dem Ring, an den sie geschmiedet waren, loszulösen.

Thalaläus geriet in Bewegung und fragte sie unter Tränen, was ihre Absicht sei.

Sie aber sagten ihm: „Wir wollen dich in die Kam-

mer der Ausfägigen tun. Mag deine Laenia dich dort in ihren Armen empfangen.“

„Besser, ihr verbrenntet mich!“ flehte Thalaläus sie an.

„Wir wissen selber, was besser und was schlimmer ist,“ entgegneten Rabbula und Tiburtius, und zerrten ihn zum Loch, ohne auch nur im mindesten sein entsetzliches Jammern zu beachten. Von allen Gefangenen aber, die dieses Jammern mit anhörten, trat keiner für Thalaläus ein. So sehr fürchteten alle, daß Rabbula es ihnen wiedervergelten könnte; als aber nach einem nicht geringen Kampfe Thalaläus an Anastas, dem Bösewicht, vorübergeschleift wurde, geschah etwas, das niemand erwartet hatte. Der ungemein kräftige Anastas schlug mit seinen Ketten Tiburtius und Rabbula so heftig vor den Kopf, daß sie niederfielen, und preßte sie zusammen und stieß sie in das verseuchte Loch hinein. Tiburtius sowohl als Rabbula kreischten laut auf, Anastas aber drohte sie zu töten, wenn sie es wagen würden, sich zu rühren.

Furchtbarer Aufruhr entstand im Kerker, und man brachte Millius alsbald die Kunde. Millius legte sogleich seine rote Toga an, nahm seinen Jüngling, den Schnellschreiber Eulogius mit, und begab sich mit ihm zum Kerker, allein er schwankte in völliger Ungewißheit, da er auch jetzt noch nicht wußte, was er eigentlich tun sollte.

Eulogius, der Schnellschreiber, fragte, derweil er mit Millius Schulter an Schulter schritt: „Darf ich es wagen, meinen Herrn zu fragen, was er zu

fun gedenkt, wenn wir den Kerker betreten haben werden?“

Millius blieb stehen, blickte ihn an und erwiderte: „Die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht.“

„Trotz alledem, an wem gedenkst du Rache zu üben und für wen willst du eintreten?“

„Sag lieber, was du selber denkst, denn für einen guten Ratsschlag kann gute Bezahlung werden.“

„So laß denn Rabbula und Tiburtius dort, wohin sie geraten sind. Sonst könnte es sein, daß sie gegen dich in dieser Sache zeugen werden, wofür dich weder der Imperator noch Theodora loben würden.“

„Allein was soll mit ihnen geschehen?“

„Oh, mein Herr! Reinigt das Feuer nicht alles? Man soll nur nicht mehr länger zaudern. . . . Wen bestellst du als Kerkermeister statt des Rabbula?“

„Wenn du willst, ernenne ich dich selber dazu.“

„Ich bin dir dankbar und werde es dir schon nach sehr kurzer Zeit durch die Tat beweisen.“

Mit solchem Zwiegespräch näherten sie sich dem Kerker, an dessen Eingang sie die längst vorbereiteten Reisighaufen und eine große Menschenmenge vorfanden.

Als Eulogius die Menschen erblickte, trat er vor und sprach: „Bürger von Askalon, tretet beiseite und macht den Weg dem edlen Millius frei, der hier kommt die Schuldigen zu bestrafen, welche die Unordnung herbeigeführt haben, und jenen beizustehen, die unter der Grausamkeit des abgesetzten Kerkerwärters Rabbula und seines Genossen, des raubtierähnlichen Bei-

treibers Liburtius, gelitten haben. Nach dem Willen Millius', meines Herrn, werde ich jetzt die Ämter der beiden in mir vereinigen, so daß im Kerker eine neue Ordnung herrschen wird.“

Die Menge schob sich auseinander und öffnete den Weg zum Eingang, gleichzeitig aber erschien Laenia.

Obwohl der Tag furchtbar schwül war und die Hitze ausstrahlenden Klippen die Glut nur noch mehr verstärkten, hatte die schwache und zerquälte Laenia die Ruinen schnell erreicht, die ihr der Räuber Anastas genannt, den Ries am angewiesenen Platz aufgegraben, den Schatz erlangt und sich alsbald, so geschwind sie konnte, auf den Heimweg zur Stadt gemacht. Sie traf dort im gleichen Augenblick ein, da Eulogius seine Worte gesagt und Millius sich in den Kerker begeben wollte. Es war viel Gold, das sie bei sich trug, allein Laenia hatte sich nicht Zeit genommen, es abzuräumen oder zu zählen, sondern warf alles, was sie hatte, Millius zu Füßen und sprach: „Da ist das Lösegeld für meinen Gatten und für alle, die hier schmachten. Mögen das jene Leute nehmen, denen die Eingekerkerten es schulden, du aber laß augenblicks die Gefangenen frei.“

Millius staunte und wußte nicht, was er entgegen sollte; allein da raunte ihm Eulogius zu: „Jetzt gilt es zu zeigen wer du bist; in Minuten wie diesen muß du dem Volk deine Gerechtigkeitsliebe beweisen.“

Das Gold war mehr als das dreifache der vollen Schuld des Thalaläus.

„Woher hast du mit einem Male diesen Reichtum?“

sprach Eulogius zu Laenia. „Dieses hier reicht hin, um alle freizukaufen, die ihrer Schulden halber im Kerker zu Askalon gehalten werden; ist es denn auch wirklich so, daß du alles das für die andern hergibst?“

Laenia erwiderte, sie habe das Gold aus der Erde geholt und wünsche, daß alle, die ihrer Schulden wegen gepeinigt würden, sogleich freigelassen würden.

Millius befahl das Gold abzumiegen und den Schuldnern alsbald die Freiheit zu geben. Eulogius aber, der gleichzeitig an Stelle von Tiburtius Beitreiber und anstatt Rabbulas Kerkerwärter geworden war, ließ Schmiede kommen und die Ketten aller derer aufbrechen, die ihrer Schuld wegen im Kerker waren. Die Übeltäter aber und Mörder befahl er zur Barke zu bringen, schickte zum Markt, um für sie Nahrung und frische Gewänder kaufen zu lassen und auch weiche Pelzstücke, um diese unter die Ketten an jene Stellen zu tun, an welchen das Eisen bis zu den Knochen durchgedrungen war.

Derweilen herrschte im Kerker ein gewaltiger Lärm, so daß niemand weder die Geräusche hören konnte, die von dem immer näherrückenden unterirdischen Stollen erklangen, noch das Brüllen Rabbulas und Tiburtius' und die Schreie Anastas', der das schmale Schlupfloch, welches zu ihnen führte, mit seinem Leibe deckte. Ein jeder hatte nur noch mit sich selber zu tun.

Thalaläus wurde als erster freigelassen, und Laenia entfernte sich sogleich mit ihm; mit ihrem einen Arm umfing sie den Gatten, mit dem andern aber stützte sie auf ihrem Haupte den Korb mit der Nahrung, die sie

gekauft. Als Puplia die beiden sah, dachte sie nur, daß Laenia endlich getan hätte, was Millius wünschte, und setzte nach der freudigen Begrüßung ihres Sohnes Birina und Vitus auf seine Kniee und führte gleich darauf die Schwiegertochter beiseite und lobte sie ihres Gehorsams wegen.

Laenia hatte nur ein Lächeln zur Antwort. Sie erwiderte still: „Lobe mich nicht, ehrwürdige Puplia, deinen Ratschlag habe ich nicht befolgt und bin deines Lobes keineswegs würdig, — das Gold aber hat mir nicht Millius, der Würdenträger, sondern der Übeltäter Anastas gegeben.“

Da erschraf die alte Puplia, schlug die Hände zusammen und fragte: „Anastas! Oh, ihr barmherzigen Götter! Und wieso hast du denn seine rauhen Liebkosungen den Liebkosungen des Millius vorgezogen und wo hast du jenen Saft gefunden, der die Erinnerung auslöscht?“

„Oh Mutter des Thalaläus!“, entgegnete ihr Laenia, „ich habe mich keinerlei Liebkosungen hingegen und nicht brauchte ich den Trank des Vergessens, aber jetzt ist es mir nicht möglich, dir zu erzählen, was sich mit mir zugetragen hat. Mag Thalaläus sich freuen und mit seinen Kindern zärtlich tun, uns aber laß schleunigst daran gehen, kochendes Wasser zu machen, damit wir für alle reichliche Nahrung zubereiten können, dann aber, wenn wir wieder vollständig beisammen sitzen, was wir so lange nicht mehr getan, und uns gesättigt haben, will ich euch auf das genaueste erzählen, was ich erlebt habe und wie es ge-
Leßkov III. 7

schehen ist, daß das Geld des Anastas ohne den Frank, der die Erinnerung tilgt, in meine Hände geraten ist.“

„Nein, Ärmste, es ist besser, wenn du all das vergiffest.“

Allein Laenia hatte aufs neue nur ein Lächeln und erwiderte nichts als dies: „Oh Mutter des Thalaläus! Der Missetäter verlangte von mir nichts dergleichen, woran du jetzt denkst und was du mir zu vergessen wünschest. Ich möchte im Gegenteil nichts davon vergessen und es allen erzählen, damit alle Menschen es wissen, was Anastas an mir getan, und in ihrem Herzen Mitleid für ihn empfinden.“

Und so geschah es denn, wie Laenia es wünschte. Nachdem die Speisen fertig geworden waren und die beseligte Familie ihren Hunger gestillt hatte, erzählte Laenia ihrer Schwiegermutter und ihrem Gatten, wie sehr sie im Kampf ermattet war und was sie nachts im Olivenhain gesehen und wie sie zurückgekehrt und Liburtius begegnet war und wofür Anastas sie gelobt und ihr den Schatz gewiesen hatte, den sie als Lösegeld für alle Schuldner gegeben.

Und während sie dieses erzählte, vergoß Laenia Tränen um Anastas, und zwar geschah es genau um die gleiche Stunde, da im Kerker zu Askalon die letzte und auch die unmenschlichste Tat geschah.

21

Nachdem die Gefangenen herausgeführt worden waren, wurde der Kerker mit Reifig angefüllt, worauf der Schnellschreiber Eulogius mit eigener Hand die

brennende Fackel hineinwarf: der Wind wehte, und rasend prasselte die Flamme hindurch. Der Rauch erstickte den Bösewicht von Askalon, aber nicht ihn allein. Die Menschen, die bis zum Schlusse dort verweilten, sahen, wie Anastas im Fenster des verseuchten Loches erschien. Er hatte sich von den Ketten losgerissen und rüttelte, schon fast am Erstickten, an dem Fenstergitter . . . Hinter ihm aber sah man die Gesichter des brüllenden Rabbula und des Liburtius; allein das Krachen des Brandes erstickte ihr Geheul und ihre Flüche. Eulogius ließ im Namen des Millius niemand dem Fenster nahe kommen, und so standen denn beide davor und hielten Wache, bis alles zu Ende war. Anastas erkannte sie, spie auf die rote Loga des Millius und heulte so laut, daß alle es vernehmen konnten: „Du bist der allergrausamste Missetäter zu Askalon!“

Und kaum hatte er das geschrien, da brachen durch die Menge zwei Männer, die keiner kannte. Beide waren nackt, und beide trugen Messer an ihren Hüften; während alles rings erstarrt und verwirrt dastand, warfen sich die beiden auf Eulogius und Millius und erstachen sie vor aller Augen; hinter ihnen aber fegten andere heran, sie waren an Zahl mehr als zwanzig, und bemühten sich das Feuer zu löschen, das im Kerker wütete, allein es war schon nicht mehr möglich, es zu ersticken. Anastas, Liburtius und Rabbula verbrannten, denn so verwegene auch die verzweifelten Räuber waren, die in die Stadt drangen, um Anastas zu retten, sie vermochten nicht in diese Hölle voller Feuer zu dringen. So sättigten sie denn ihr Verlangen nach Rache durch

die Ermordung des Millius und seines Schnellsehreibers. Die Räuber wurden nicht ergriffen, denn über die Bürger von Askalon war der Schrecken gekommen, — es dachten alle, eine unzählige Menge von Räubern sei eingedrungen, und so eilten sie denn fort, ihre Häuser und ihre Angehörigen zu verteidigen. Außerdem freilich muß gesagt werden, daß nur der lebendig verbrannte Anastas Mitleid fand, Millius aber nichts als die allgemeine Verachtung.

22

Taenia hatte sich schon lange vorher mit ihrem Gatten entfernt und sah nichts von all den Greueln dieser letzten Szene. Der Tag verstrich für sie wie ein einziger Augenblick. Thalaläus begab sich noch vor Untergang der Sonne ans Meer, um darin zu baden, Taenia aber saß, ihre Kinder in den Armen haltend, derweil am Ufer und folgte mit ihren Blicken einer absegelnden buntgefärbten Trireme, auf der ein ägyptisches Saiteninstrument summte und junge Frauenstimmen im Chore sangen; auf der Erhöhung, die von einem grellgestickten indischen Gewebe bedeckt war, suchte eine junge Nubierin, nach der Wespe, als verhöhne sie noch zum Abschied die Stadt Askalon.

Das war Sergius, der aus Furcht vor Unruhen mit seiner Truppe nach Alexandria zurückfuhr.

Puplia hatte sich unterdessen in die Stadt begeben, um ein geräumiges Zelt zu kaufen, in dem die Familie besser untergebracht wäre als in der erbärmlichen Hütte. Die Zeltmacher, die Puplia zurückbeglei-

teten, schlugen das reine Zelt mit den roten und blauen Querstreifen auf und erzählten Taenia währenddessen, was vorgefallen war; als diese aber vom Untergang des Anastas hörte, seufzte sie auf und sprach: „Nicht ohne Grund bemitleiden ihn alle: er hat zwar viel Böses getan, doch nicht war in seinem Herzen das Mitleid erstickt; wer aber Mitleid fühlen kann, der ist noch nicht für ein tugendhaftes Leben erstorben und ist selber des Mitleides würdig.“

Und wiederum erzählte sie, welchen Versuchungen sie ausgesetzt gewesen war und welche Ratschläge ihr die allerehrenwertesten und nächsten Leute erteilt hatten, zum Schluß aber fügte sie hinzu: „Ich will keinem Vorwürfe machen; über eines aber muß ich staunen: wie es eigentlich kam, daß jene, die für ihr Leben besorgt waren, mir immer nur den übeln Rat gaben, meine Keuschheit wegzurwerfen, und daß nur zwei Menschen mich nicht darin bestärkten, — und zwar gerade jene, die an kein weiteres Leben mehr dachten: der eine war der Einsiedler im Grabe, der andere aber der dem Tode geweihte Anastas. Ich segne den erbarmungsvollen Himmel, daß er mich diesen beiden begegnen ließ, die nicht mehr am Leben hingen, und flehe ihn an, ihnen das ewige Leben zu verleihen.“

Als die Zeltmacher solche Worte vernahmen, senkten sie ihre Häupter und beendeten ihre Arbeit schweigend: sie ebneten den Boden unter dem Zelt, richteten den Platz für das Essen her und beschütteten die Erhöhung mit buntfarbigem Sand, so daß es wie ein geblümter Teppich ausah.

Thalaläus war um die gleiche Zeit zurückgekehrt und hörte ebenfalls die Worte, die Laenia sprach, als aber die Zeltmacher, nachdem sie ihren Lohn erhalten, zur Stadt zurückgingen und Puplia die Kinder fortführte, um sie im lauen Wasser mit schäumender griechischer Seife zu baden, sprach der Schiffer zu seiner Gattin: „Ich hörte wohl deine Worte vom Unterschied zwischen denen, die am Leben hängen, und jenen, denen es nicht mehr teuer war. Die Bemerkung war gut; und weißt du auch, daß ich damals in Damaskus von jenem, der mir zum erstenmal von meinem neuen Glauben sprach, ein ähnliches vernommen habe?“

„Und was sagte denn dieser?“

„Er las mir solches vor: ‚jener, der das Leben liebt, der wird es verlieren, jener aber, der nicht daran hängt, der wird es nicht nur für sich selber finden, sondern wird auch andern die Kraft des Lebens verleihen‘.“

„Das ist vortrefflich, wieso aber kommt es, daß du dieses vergessen konntest und nur noch daran dachtest, wie du möglichst viel zu gewinnen vermöchtest?“

Thalaläus zuckte mit den Achseln, seufzte tief auf und sprach: „Ich wurde immer schlechter, je mehr ich den Reichtum berührte, — Reichtum ist gleichfalls nichts als ein Saft, der die Erinnerung abwendet: wenn man Reichtümer wünscht, verliert man unwillkürlich das wahrhaftige Gut.“

„Das wußte ich immer schon“, fuhr Laenia leise fort.

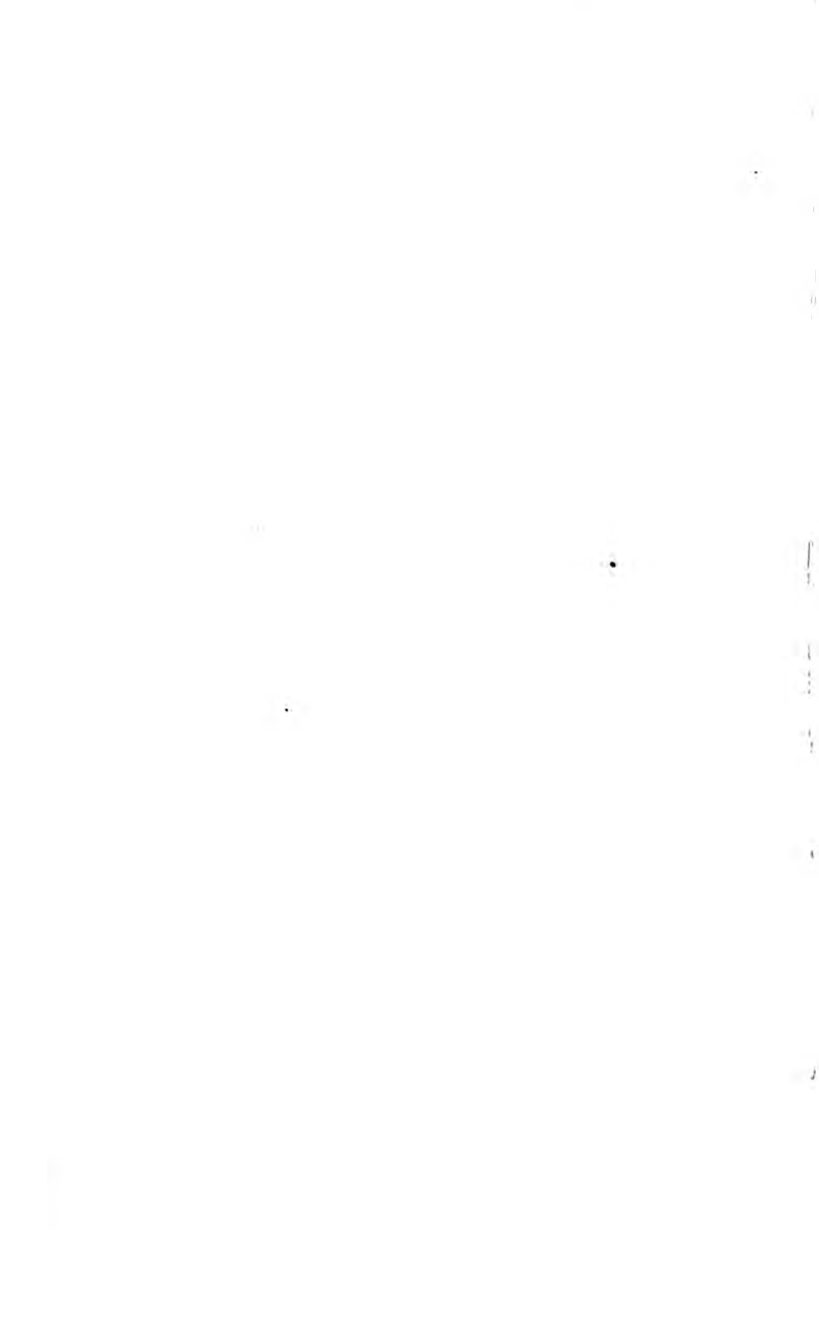
„Allein wer hat es dir geoffenbart?“

Taenia ergriff die Hand ihres Gatten und preßte sie still an ihr Herz, mit der andern aber wies sie ruhig auf den Himmel.

Sie wurden nachdenklich, beide; die Abendröthe versank, tiefer wurde die Bläue des Meeres, — Nacht und Kühle brachen herein.

Taenia erhob sich, sie nahm das Antlitz ihres Gatten in ihre Hände, blickte ihm in die Augen und sagte, sie ginge jetzt, das Zelt für die Nacht herzurichten.

Thalaläus blieb allein zurück und saß still da, die Knie mit den Händen umschlingend. Er blickte zum Sternenhimmel empor und bald wieder in die dunkle Weite des grenzenlosen Meeres. Dies alles war für ihn eine Erneuerung seines Lebens, und er fühlte sich selber als den glücklichsten Menschen, dem eigentlich nichts mehr zu wünschen bliebe. Ein Gefühl der Dankbarkeit durchdrang ihn ganz und gar und gute Tränen feuchteten seine Augen, aber noch durch die Tränen gewahrte er seine keusche Taenia, die, nachdem sie ihre Arbeit im Zelt verrichtet, den Eingang öffnete, das Leinen mit ihren bis zu den Schultern entblößten Armen hoch über ihren Kopf hob, ihn beim Namen rief und mit einem Flüstern hinzufügte: „Mein Freund, so komm doch, — die Stunde ist günstig.“



Die schöne Asa

„Liebe decket viele Sünden“

In einem der ersten Jahrhunderte nach Christus lebte im ägyptischen Alexandria ein sehr junges und schönes Mädchen namens Ufa, eine Ägypterin. Wegen ihrer Schönheit hieß sie allgemein ‚die schöne Ufa‘. Sie war Waise. Noch halb ein Kind, hatte sie ihre Eltern verloren, die ihr großen Reichtum hinterlassen hatten. Ufa besaß ein wohleingerichtetes Haus und einen ausgedehnten Weingarten auf einem Hügel, der in der Richtung des Nils verlief. Das auf Ufa überkommene Erbe wäre hinreichend gewesen, ihr für ihr ganzes Leben Überfluß und Wohlleben zu gewähren, aber die junge Ägypterin war von außergewöhnlicher Güte, sie fühlte jedes menschliche Leid wie ihr eigenes und zog sich nie zurück, wenn es galt, Menschen zu helfen, die sich in Not befanden. Das wurde ihr zum Verhängnis, wie ich im folgenden erzählen will.

Eines Abends, als sich der glühende Brand der ägyptischen Sonne gelegt hatte, begab sich Ufa mit ihren Dienerinnen zum Nil, um zu baden. Nach dem Bad ging sie erfrischt, in einen leichten Schleier gehüllt, langsamen Schrittes durch den Weingarten zu ihrem Haus zurück. Ihre Dienerinnen waren noch am Fluß zurückgeblieben, um die Badegeräte zusammenzupacken.

Nach dem schwülen Tag war der Abend herrlich; die Arbeiter waren nach beendigtem Tagwerk heimgang, der Weingarten lag still und leer. Ufa konnte überzeugt sein, daß sie allein im Garten war; als sie

sich in der Mitte des Gartens befand, bemerkte sie jedoch plötzlich zu ihrem Erstaunen einen ihr unbekanntem Mann. Er schien sich zu verbergen und machte sich zugleich mit hastigen Bewegungen etwas an einem Obstbaum zu schaffen. Man konnte denken, daß er Früchte stahl und Umschau hielt, in der Furcht, daß ihn die Gärtner ertappen könnten.

Der Ägypterin kam es in den Sinn, an den Unbekannten heranzugehen, um ihm zu helfen möglichst viele Früchte zu pflücken und ihn dann unbemerkt über den Pfad, der zum Nil führte, an den Badeplatz zu geleiten. Mit dieser Absicht ging denn auch Aisa auf den Unbekannten zu.

Als die Ägypterin jedoch näher kam, sah sie, daß der Unbekannte keine Früchte abriß, sondern etwas ganz anderes tat: er hatte an einen knorrigen Ast eines alten Baums zu irgendeinem Zweck einen Strick befestigt. Dies schien Aisa unverständlich, und sie verbarg sich, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Doch der Unbekannte machte eine Schlinge in den Strick und steckte seinen Kopf hinein. . . . Noch einen Augenblick, und er hätte sich aufgehängt, und es hätte die Kräfte des schwachen Mädchens überstiegen, ihn aus der Schlinge herauszuziehen. Ehe aber ihre Leute zu Hilfe herbei kommen konnten, wäre der Gehängte schon tot gewesen. . . sie mußte ihn also unverzüglich an seinem Vorhaben hindern.

Die Ägypterin rief laut: „Halt ein!“, stürzte zu dem Selbstmörder hin und hielt schützend ihre Hände über die Schlinge des Stricks.

Der Unbekannte war ein Hellene, ein alter Mann mit einem bekümmerten Gesicht und einem armseligen Gewand, dessen Ränder ausgefranst waren. Als er die Ägypterin sah, war er nicht so sehr erschrocken wie ärgerlich. Er sprach zu ihr: „Weh mir! welch böser Dämon schickte dich hierher, um mich an meinem Entschluß zu hindern?“

„Weshalb willst du sterben, da doch das Leben so schön ist?“ erwiderte ihm die Ägypterin.

„Vielleicht ist das Leben für dich und deinesgleichen schön, die ihr in Überfluß und Fülle lebt. Früher fand auch ich dies Leben schön, aber nun hat mich das Glück verlassen und mein Leben dünkt mir eine unerträgliche Last. Du tust nicht recht daran, mich am Sterben zu hindern. Geh deines Weges und gib mir die Möglichkeit, mich mit Hilfe meines Stricks aus diesem irdischen Jammertal zu flüchten, wo ich mich nicht mehr länger zwischen all dem Schmutz und Unrat abquälen mag.“

Das Mädchen ließ sich nicht abweisen und sagte:

„Ich erlaube nicht, daß du dich aufhängst; ich werde rufen und sofort werden meine Leute kommen. Verbirg lieber deinen Strick unter deinem Gewand und folge mir in mein Haus. Erzähle mir dort, was dich bekümmert, und wenn es mir möglich ist, dir zu helfen, werde ich es tun, wenn aber deine Lage in der That so trostlos ist, wie du glaubst, dann . . . geh mit deinem Strick wohin du willst: ich werde dir kein Hindernis in den Weg legen und du kannst dich dann immer noch früh genug an einem Baum aufhängen.“

„Gut,“ antwortete der Unbekannte, „wenn es mir

auch schwer wird, noch länger auf der Erde zu bleiben, so will ich dir doch folgen, denn du scheinst mir so voller Theilnahme, in deinen Augen ist so viel Klugheit und in deiner Stimme so viel Zärtlichkeit, daß ich dir gehorchen will. . . . Sieh, da habe ich schon den Strick unter meinem Gewand verborgen, ich bin bereit, dir zu folgen.“

Die Ägypterin führte den verzweifelt Unbekannten in ihr prunkvoll ausgestattetes Haus, ließ von einer Dienerin Früchte und eisgekühlte Getränke reichen, nötigte ihren Gast, auf einem mit weichen Kissen bedeckten Pfuhl Platz zu nehmen, und schritt hinaus, um ihr Badekleid mit einem andern Gewand zu vertauschen. Als Asa zurückkam, setzte sie sich neben den Gast. Hinter ihnen standen zwei schwarze Dienerinnen, die mit einer leichten Bewegung seidener Wedel einen großen von der Decke herabhängenden und mit aromatischen Düften getränkten Fächer aus bunten Federn in Bewegung setzten.

Die Ägypterin wünschte so schnell als möglich die Leidensgeschichte des Unbekannten zu erfahren, und dieser erfüllte sogleich ihr Begehren. Seine Erzählung war einfach und ohne große Ereignisse. Der Hellene, der willens gewesen war, sich selbst den Tod zu geben, hatte noch vor kurzem ein großes Vermögen besessen; verschiedene geschäftliche Mißerfolge jedoch hatten ihn derartig in Schulden gebracht, daß er seinen Gläubiger nicht mehr abzufinden vermochte. In dieser Schwierigkeit hatte er seine Zuflucht dazu genommen,

seinen Gläubiger mit Mitleid zu rühren; aber es war vergeblich gewesen. Der Reiche willigte wohl ein, einen Nachlaß zu gewähren, aber nur unter einer entsetzlichen Bedingung.

„Worin besteht diese Bedingung?“ fragte die Ägypterin.

„Ich kann es dir nicht vor deinen Dienerinnen sagen.“

Ufa gebot den Dienerinnen sich zu entfernen.

„Ich habe eine Tochter, ein Mädchen in deinem Alter, namens Jo. Sie ist wie du von edler Gestalt und liebreizendem Gesicht, über ihr Herz aber magst du selbst urteilen, wenn du das Folgende gehört hast. Mein Gläubiger, ein entsetzlich sittenloser Wollüstling, sagte zu mir: ‚Gib mir deine Jo zur Beischläferin und ich befreie dich vom Kerker; tust du das nicht, so wanderst du ins Gefängnis.‘ Ich war aufs tiefste beleidigt und wollte nichts davon wissen. Die Bedingung dünkte mir noch drückender, weil meine arme Jo einen Bräutigam hat. Er ist arm, doch hat er einen hervorragenden Verstand, und meine Tochter liebt ihn heiß von Kindheit an. Außerdem würde auch meine Gattin nicht die Schmach ertragen, daß unsere Tochter eine Beischläferin wird. Doch ein Unglück kommt selten allein. Es stellte sich neues Unheil ein. Meine Tochter erfuhr alles und sagte mir heute heimlich: ‚Ich weiß alles, Vater . . . ich bin kein Kind mehr . . . ich bin entschlossen, Vater. . . Auf daß man deinen greisen Hals nicht ins Schuldeisen lege . . . verzeih mir, Vater . . . ich bin entschlossen . . .‘

Jo begann zu schluchzen, und ich schluchzte noch

stärker als sie und wollte sie von ihrem Vorhaben abbringen, doch sie entgegnete:

„Die Liebe zu dir und meiner Mutter, die deine Erniedrigung nicht ertragen wird, spricht jetzt stärker in mir als die Liebe zu meinem Bräutigam. Er ist jung“, fuhr sie fort und verschluckte die aufsteigenden Tränen, „er wird eine andere lieb gewinnen und mit ihr das Glück des Ehelebens kennen lernen, aber ich... ich bin deine Tochter... ich bin die Tochter meiner Mutter... ihr habt mich beide aufgezogen... ihr seid alt... sprich kein Wort mehr dagegen, Vater, denn ich bin fest entschlossen.“

Dazu drohte sie noch, daß sie nicht mehr bis zum morgigen Tag warten, den mir der Gläubiger als letzte Frist gesetzt hatte, sondern noch diese Minute zu ihm gehen würde, wenn ich ihr noch ferner Widerstand leistete.“

Der Unbekannte wischte sich die Tränen ab, die ihm über das Gesicht rannen, und schloß:

„Was soll ich dir weiter sagen. Jo hat einen entschlossenen Charakter und liebt mich sowie ihre Mutter zärtlich und hingebend. . . . Es ist unmöglich, ihr etwas ausreden zu wollen, das sie sich vorgenommen hat. . . . Ich bat sie, nur bis morgen zu warten und tat so, als ob ich noch irgendeine Hoffnung hätte. . . . Den ganzen Tag lief ich umher wie von Sinnen, dann aber kehrte ich nach Hause zurück, umarmte mein Weib, umarmte meine liebliche Jo und ließ sie beide allein. Dann nahm ich leise den Strick und lief davon, um einen einsamen Platz zu suchen, auf dem ich allen

meinen Leiden ein Ende machen konnte. Du hast mich daran gehindert, aber dafür hast du mir durch dein Mitleid und deine Anteilnahme meinen Kummer leichter gemacht. Ich bin glücklich, dein Antlitz zu sehen, das so schön und gut wie das meiner Jo ist. Möge dich der Himmel segnen, doch jetzt leb wohl. Hindere mich nicht, ich will gehen und meinem Leben ein Ende machen. Wenn ich nicht mehr unter den Lebenden bin, wird Jos Furcht vor dem Eisen, das man ihrem Vater um den Hals legen wollte, vergehen. Sie wird ihren Bräutigam heiraten und braucht sich nicht um ihres Vaters willen auf das schändliche Lager des Reichen zu legen.“

Die Ägypterin hatte die Erzählung des Unbekannten aufmerksam angehört. Dann sagte sie und schaute ihm dabei fest in die Augen: „Ich verstehe deine liebe Tochter durchaus. Jo gefällt mir, sie muß ein gutes Mädchen sein.“

„Dadurch wird es um so schwerer für mich,“ antwortete der Unbekannte.

„Auch das begreife ich. Aber sage mir, wieviel du dem Gläubiger schuldest.“

„Oh, sehr viel,“ antwortete der Unbekannte und nannte eine sehr beträchtliche Summe.

Sie war genau so groß wie das Vermögen der Ägypterin.

„Komm morgen zu mir — ich werde dir die Summe geben.“

Der Unbekannte war wie von Sinnen. Er war außer sich vor Freude und konnte nicht an das glauben,
Leskow III. 8

was er gehört hatte. Dann begann er der Ägypterin sogar zu erklären, daß er nicht wage, eine solch gewaltige Summe von ihr anzunehmen. Er erinnerte sie daran, daß seine Schuld einen zu großen Betrag ausmache, und bat sie zu bedenken, ob sie sich nicht zu einem allzu großen Opfer entschlossen habe, von dem er nicht einmal wissen und versprechen könne, wie er es ihr vergelten sollte.

„Das ist nicht deine Sache“, entgegnete ihm die Ägypterin.

„Außerdem aber“, sagte er, „wolle bedenken, daß ich einem andern Volk angehöre — ich bin ein Helene und habe einen andern Glauben als du.“

Alsa senkte auf einen Augenblick die Wimpern ihrer schmalen, mandelförmigen Augen und antwortete ihm:

„Ich weiß nicht, worin dein Glaube besteht; das ist Sache unserer Priester. Aber ich glaube, daß Schmutz den Fuß eines Griechen ebenso besudelt wie den Fuß jedes andern. Bringe mich nicht in Verwirrung. So hat sich mein Herz erobert, geh jetzt, umarme deine Tochter und dein Weib und komm morgen wieder zu mir.“

Nachdem der Unbekannte gegangen war, hüllte sich Alsa sofort wieder in ihren Schleier und begab sich zu dem reichen Wucherer. Sie verpfändete ihm für einen hohen Preis ihr ganzes Besitztum und gab das empfangene Geld am andern Tag dem Unbekannten.

Nach Kurzem, als die Einlösungfrist verstrichen war, kam der Wucherer mit dem Schuldschein und raffte das ganze Besitztum Alsas an sich. Sie mußte

ihr Haus und den Weingarten verlassen und in einem ihrer Alltagskleider davongehen. Nunmehr war sie aller Mittel und Annehmlichkeiten des Lebens beraubt.

Als die früheren Bekannten ihrer Eltern Asa in dieser Lage sahen, sagten sie zu ihr:

„Asa, du unvernünftiges Mädchen! Schau, wohin dich deine unüberlegte Gutmütigkeit gebracht hat!“

Asa antwortete, daß ihre Gutmütigkeit nicht unüberlegt gewesen sei, weil sie jetzt allein das Unglück zu ertragen habe, ohne ihr Tun aber eine ganze Familie zugrunde gegangen wäre. Und sie erzählte ihnen von dem Unglück des Hellenen.

„So bist du doppelt unvernünftig, wenn du all das für Menschen eines fremden Glaubens getan hast!“

„Es ist hier keine Rede von Herkunft und Glaube, sondern die Leute litten,“ entgegnete Asa.

Als die Bekannten solches vernahmen, fühlten sie gegen Asa noch größere Erbitterung.

„Du willst dich mit deiner Güte bei den fremdgläubigen Einwanderern in ein gutes Licht setzen, nun, so lebe denn, wie du willst,“ und alle überließen sie ihrem Schicksal. Das Schicksal aber bereitete ihr eine harte Prüfung.

Asa konnte schweren Drangsalen, die sich in ihrer Prüfung bargen, nicht entgehen: sie war gänzlich unvorbereitet darauf, sich ihren Lebensunterhalt mit eigener Arbeit zu verdienen. Sie besaß Jugend, Schönheit, einen hellen, sogar durchdringenden Verstand und eine erhabene Seele, aber sie hatte keine einzige Handfertig-

keit gelernt. Ihr anmutiger, jungfräulicher Körper war zu schwach, um irgendwelche grobe Arbeiten zu verrichten, die Strandarbeiter jagten sie davon. Sie konnte weder Fruchtkörbe tragen noch Ziegelsteine beim Bauen, und wenn sie am Fluß Wäsche waschen wollte, dann zertraß die Asche, die man durch Verbrennung von Niltörhricht gewann, ihre zarten Hände, und das fließende Wasser verursachte ihr Schwindel, so daß sie einmal in den Fluß stürzte und halbtot und bewußtlos herausgezogen wurde.

Alsa war in einer verzweifeltsten Lage. Ihr Kleid war naß, und Hunger quälte sie. Eine Stranddirne teilte einen trockenen Gerstenfladen mit ihr. Sie war eine von den Buhlerinnen, die massenhaft am Ufer des Nils umherstrichen und auf die hier abends vorbeikommenden ausländischen Matrosen warteten. Dieses Weib war die einzige Mitleidige, die nachts ihre Doppelmatte mit Alsa teilte und sie gegen die Nachtkälte mit ihrem eigenen trockenen Gewand bedeckte. Und schließlich kam es soweit, daß Alsa dasselbe wurde wie diese Frau — eine Hafendirne.

Alle Bekannten Alsas wandten sich von ihr ab — sie war eine Verlorene. Zuweilen ging sie in ihrem ehemaligen Weingarten zu demselben Baum hin, an dessen Zweigen sich der Unbekannte, den sie ausgelöst, hatte aufhängen wollen. Sie gedachte seiner Erzählung und kam stets zu dem Schluß, daß sie nicht anders hatte handeln können als sie es getan: mochte sie leiden, doch dafür waren Jo und ihre alten Eltern ge-

rettet. Das erfüllte Aſas Herz mit Freude und gab ihr die Kraft, ihre Schmach zu ertragen. Zu anderen Zeiten aber war ſie am Rand der Verzweiflung und nahe daran, ſich in den Nil zu ſtürzen. Dann ſetzte ſie ſich dicht an den ſteilen Abhang des ſandigen Flußhügels, der rot wie ein dicker Blutklumpen war, und dachte darüber nach, ob es wirklich immer ſo ſein müßte, daß die Guten zwiſchen Schmuß und Unrat einhergingen?

Es gibt nur zwei Wege: entweder muß man teilnahmslos gegenüber dem Kummer der Menſchen ſein oder man muß ſelbſt im Leid untergehen. Eine dritte Möglichkeit — ſetze deinen Weg durch Schmuß und Unrat fort! Wofür iſt dann aber unſern Herzen das Wiſſen vom Mitleid gegeben? Warum ſind die Himmliſchen ſo grauſam hart? Weshalb kommt keiner von dort und zeigt, wie die Menſchen ihr Leben geſtalten können, ohne daß es Verworfene, Solge, Überſatte und Bettler gibt? Wenn doch von dort jemand herniederſtiege, der die Menſchen dies lehren wollte! Wenn es ſolchen Menſchen gäbe, wie wollte ſie, die arme Aſa, zu ſeinen Füßen ſchluchzen und ihr Leben lang alles erfüllen, was er ihr heißen würde!

In ſolcher Stimmung wandelte Aſa einmal langſam am Ufer des Nils entlang und begab ſich zu ihrem einsamen Plaß, ohne irgendwelchen ungeſtümen Seeleuten zu begegnen. Sie hatte bereits zwei Tage nichts gegessen und empfand quälenden Hunger. Alles drehte ſich vor ihren Augen. Sie ſchritt zum Fluß und bückte ſich, um zu trinken, aber ſofort ſprang ſie ent-

setzt wieder auf: so fürchterlich erschien ihr ihr abgemagertes Gesicht mit den müden Augen. Und noch vor kurzem hatte sie niemand anders als ‚die schöne Ufa‘ genannt.

„Oh, ich begreife jetzt, was das bedeutet! Ich bin nicht mehr ‚die schöne Ufa‘. Sogar den Verworfensten erscheine ich fürchterlich! . . . Der Hunger, der qualvolle Hunger wird immer stärker. . . . Aber ich will nicht murren . . . Mein letztes Gebet schicke ich den Himmlischen, die mich den Nächsten mehr lieben ließen als mich selbst, und damit will ich sterben!“

Sie eilte zum Fluß, um den Tod in den Fluten zu suchen, und hätte ihr Vorhaben unbedingt ausgeführt, wenn sie nicht unerwartet von jemandem an der Schulter zurückgehalten worden wäre. Sie blickte auf und sah vor sich einen alten Mann von bescheidenem Aussehen, der in ein fremdländisches Gewand gehüllt war.

Ufa hielt ihn für einen der Ausländer, die mit der bewußten Absicht hierher kamen, und sie sagte zu ihm: „Laß mich in Ruhe — ich will heute nicht mit dir gehen.“

Doch der Fremdling ging nicht fort, sondern schaute sie mitleidig an und sagte zu ihr:

„Du irrst dich, meine Schwester, wenn du denkst, daß ich beabsichtige, dir irgendein häßliches Wort zu sagen. Mir schien, als befändest du dich in einem Kampf mit dir selbst.“

„Jawohl! Ich hebe die Füße aus dem Schmutz und

will über glühende Kohlen schreiten. Das erfordert Kraft.“

„Du bist sehr schwach.“

„Ich habe zwei Tage lang nichts gegessen.“

„So nimm gleich etwas zu dir. Ich habe Brot und gedörrten Fisch.“

Der Fremde holte schnell einen Leinwand sack hinterm Rücken hervor und reichte Afa Fisch, Brot und eine große Flasche mit Wein gemischten Wassers. Afa begann zu essen und mit kleinen Schlucken das mit Wein vermischte Wasser zu trinken. Als ihr erster quälender Hunger gestillt war, richtete sie ihre Augen auf den Unbekannten und sagte leise: „Es ist nicht gut, daß ich deinen Proviant verzehre; du bist auf der Reise und brauchst deine Vorräte selbst.“

„Beunruhige dich nicht, Schwester — ich kann dulden —, und glaub mir, daß dulden weit tröstlicher ist als Duldende zu sehen.“

Afa schrak zusammen.

„Fremdling!“ sagte sie, „du hast mir Nahrung gegeben und gute Worte gesagt . . ., aber warum nennst du mich nun schon zum zweitenmal ‚Schwester‘? Begreifst du denn nicht, was ich für eine bin?“

„Du bist genau so Gottes Geschöpf wie ich, und deshalb für mich eine Schwester. Was geht es mich an, daß dich das Leid des Lebens und die Grausamkeit der Menschen zu dem gemacht haben, was du jetzt bist?“

Afa blickte ihn starr an, ihre Augen leuchteten wieder mit dem alten Glanz, als sie rief: „Deine Worte

brennen mich wie Feuer. Bist du vielleicht ein Bote der Götter?“

„Ich bin genau solch einfacher Mensch wie auch du, aber wir sind alle von Gott hierher gesandt, um einander Liebe zu erzeigen und einander im Leid zu helfen.“

„Aber wenn du ein einfacher Mensch bist, wer lehrte dich so sprechen, daß mein Herz brennt und zittert?“

„Wollen wir uns beide hier niedersetzen. Ich will dir erzählen, wer mich so sprechen gelehrt hat.“

Die unglückliche Afa wurde noch verwirrter.

„Wie?“ sagte sie, „du willst dich neben mich setzen? Ehrenhafte Leute könnten dich mit mir, der Buhlerin, sehen, und was wirst du ihnen dann zu deiner Rechtfertigung sagen?“

„Ich werde ihnen sagen, daß Der, Der ehrenhafter als sie alle ist, vor einer solchen Frau, wie du sie erzählst, keinen Abscheu gehabt hat.“

„Wer war denn aber dieser Er? . . . Ich habe von solch einem nichts gehört . . ., aber so du von Ihm sprichst, gießen deine Worte neues Leben in mein Herz. . . Vielleicht ist dieser Er dein Lehrer?“

„Du hast dich nicht geirrt: Er ist mein Lehrer.“
Afa begann zu weinen.

„Wie glücklich du bist, wie glücklich, Fremdling! Wo ist dieser Er, wo ist der himmlische Bote?“

„Er ist bei uns!“

„Bei uns! . . . Bei mir! Mache dich nicht über die

arme Asa lustig! . . . Asa ist unglücklich . . . Sage mir, wo Er ist, und ich will zu Ihm eilen . . . ich werde Ihn anflehen . . . und vielleicht schenkt Er mir ein neues Leben.“

Der Fremdling geriet selbst in Erregung.

„Beruhige dich!“ sagte er, „auch du wirst des neuen Lebens teilhaftig werden; mache dich nur erst von dem alten los, löse dich sobald als möglich von allem, was dich an die Vergangenheit bindet.“

„Höre denn, wer ich bin!“ rief Asa mit wiedergewonnener Lebenskraft und erzählte alles, was sich mit ihr zugetragen hatte. Als die Erzählung zu Ende war, fügte sie zu ihrer Rechtfertigung hinzu: „Man sagt, daß ich anders hätte denken sollen, aber ich konnte es nicht, mein Herz hat damals über die Vernunft gesiegt.“

„Wer seine Hand an den Pflug legt und rückwärts schaut, ist kein guter Ackermann. Bedauere nicht, wie du gehandelt hast.“

Asas Blick wurde stumpf. Sie sagte:

„Ich bedauere es nicht . . . nur der Gedanke an das bedrückt mich, was geschah, als — — —“

„Als du das Werk deiner lauterer Liebe vollbracht hattest,“ unterbrach sie der Fremdling. „Nachdem du dich selbst vergessen hattest, um die andern zu retten . . . laß diese Zerknirschung! Wenn glühende Kohle die Füße versengt, hüpfen die Füße in den kühlenen Schlamm, aber Liebe decket viele Sünden und macht die Purpurflecken wieder weiß wie die Wolle eines Schäfleins. Heb dein Antlitz in die Höhe. . . Empfange den christlichen Gruß von mir und wisse, daß Er, nach

Dem sich deine Seele drängt, deine Sünde mit dem Finger in treibenden Sand geschrieben und dem Wind geheissen hat, die Schrift davonzufegen.“

Asa richtete ihr Antlitz empor und weinte. Der Christ schaute sie an, unwillkürlich beugten sich seine Knie, er neigte sich tief vor ihr und sagte leise: „Sie lebt! Sie lebt!“

Die Tröstung ward vollkommen — neues Leben erfüllte die zerstörte Seele Asas. Der Christ teilte ihr in kurzen Worten die Lehre Christi mit und schloß wiederum damit, daß er ihr gutes Herz lobte. Doch Asa wollte unverzüglich wissen, ob es Menschen gebe, die nach dieser Lehre in gemeinsamer Liebe lebten, bei der kein Verdammten, keine Bosheit und Niedrigkeit Platz finde.

„Es gab solche Menschen,“ entgegnete der Christ.

„Warum sind nicht auch jetzt alle so?“

„Es ist schwer, so zu sein, Schwester.“

„Worin besteht dabei das Schwere?“

„Bernimm, wie sie lebten.“

Der Christ wiederholte ihr aus dem Gedächtnis die Stelle aus der Apostelgeschichte: „Bei allen, die an das Heil Seiner Lehre glaubten, war ein Herz und eine Seele, — niemand nannte etwas zu eigen, was ihm gehörte, alles bei ihnen war gemeinsam und alles, was sie besaßen, teilten sie so, wie es jeder brauchte; sie kamen jeden Tag zusammen und nahmen ihr Mahl mit frohem und schlichtem Herzen.“ (Apostelgesch. IV, 32.)

„Wie schön!“ rief Asa.

„Aber wie schwer!“

„Jossia, von den Aposteln Barnabas zubenannt, was ‚Sohn des Trostes‘ heißt, ein Levit aus Cypern, der dort ein Gut besaß, — verkaufte es und legte das Geld den Aposteln zu Füßen.“ (37.)

Nach vielen finsternen Tagen wurde das Antlitz Asas zum erstenmal wieder von einem Trostlächeln erhellt: Barnabas hatte seinen Besitz dahingegeben und man nannte ihn ‚Sohn des Trostes‘.

Asa erhob ihr Antlitz höher und sagte: „Das ist nicht schwer.“

„So geh zu der Stätte, die ich dir sagen werde, und erzähle den Menschen, zu denen du kommst, alles, was du mir erzählt hast.“

Der Fremdling nannte ihr den Platz, wo die Christen Alexandrias zusammenkamen und wo sich ihr Bischof befand.

Asa, die keine Minute Zeit verlieren wollte, erhob sich und ging, wohin man sie gewiesen.

Als Asa ankam, erkannte sie sofort ein Geistlicher und sagte zu ihr: „Mir ist dein Gesicht bekannt: du bist einer Buhlerin sehr ähnlich, die oft am Ufer des Nils entlang ging.“

„Ich bin diese Buhlerin,“ antwortete Asa; „aber ich will nicht wieder dorthin zurückkehren, wo du mich sahst, — ich will in christlicher Art leben.“

„Dies ist schön, aber du mußt dich zuvor durch Fasten und Buße reinigen.“

„Ich bin bereit, alles zu erfüllen, was notwendig ist.“

Man sagte ihr, wie sie fasten müsse. Sie ging und fastete lange, wobei sie sich von dem nährte, was man ihr aus Mitleid reichte. Endlich vermochte sie es nicht mehr auszuhalten und sie kam von neuem mit der Bitte, sie zu taufen und in die Gemeinschaft aufzunehmen. Die Geistlichen sagten ihr: „Du mußt vor allen deine Sünden bekennen.“ „Ja, ich bin auch deshalb gekommen, um allen zu sagen, wie schlecht mein Leben war, aber meine Kräfte haben mich verlassen, und ich fürchte, daß ich bald sterben werde. Ich bitte euch: sagt dem Bischof, daß ich ihn anflehe, mich so bald wie möglich in die Gemeinschaft aufzunehmen.“ Die Geistlichen sagten es dem Bischof, doch er ließ für Asa einen Katechisator bestimmen, der ihr das Symbol und alle Glaubenssätze erklären sollte. Erst wenn er ihre Kenntnisse bezeugt hätte, sollte sie getauft werden.

Allein Asa wartete es nicht ab. Der ungeduldige Wunsch, den Namen einer Christin zu erhalten und in der Gemeinschaft von Christen zu leben, verzehrte sie; sie flehte und weinte, „aber alle achteten ihrer wenig“.

Dageschah ein Wunder: als die verstoßene Ägypterin krank in „einem kleinen Stall“ lag, kamen um Mitternacht „zwei leuchtende Männer“ zu ihr und hüllten sie in weiße „Laufgewänder“. In ihnen blieb der tote Körper Asas auf der Erde zurück, ihre unsterbliche Seele aber schwang sich in die Wohnung der Seligen hinauf.

Das Ende Asas, die in Laufgewänder gehüllt war, machte den Geistlichen Beschwernisse. Sie waren im

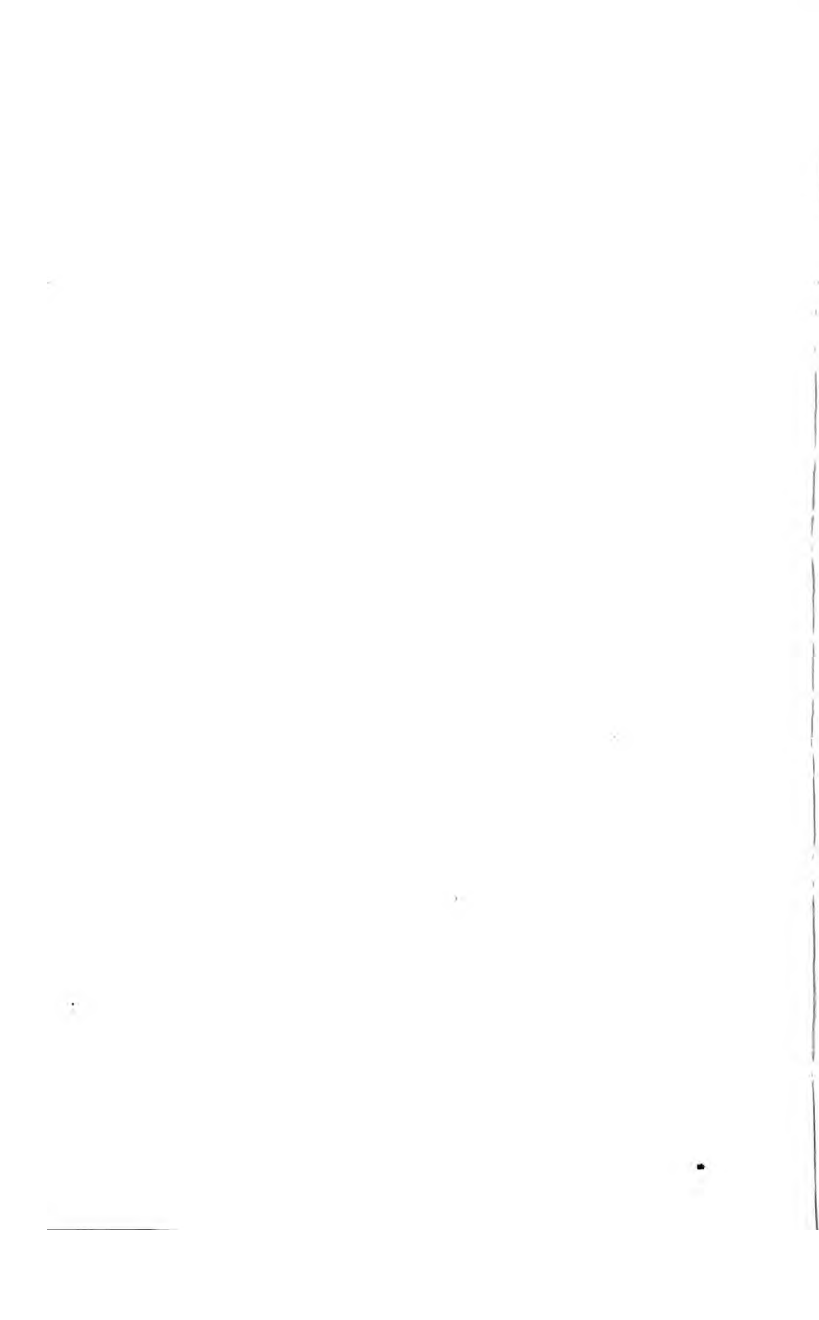
Zweifel, auf welche Weise man diese Frau begraben sollte, allein unerwartet erschien derselbe Fremdling, der mit der nunmehr entschlafenen Asa am Nilufer gesprochen hatte. Er war ein Philosoph und Presbyter von Syrien und ein Freund des Syriers Isaaß. Auf eine Eingebung des Geistes hin war er von seinem Weg aus hierher zurückgekehrt. Er neigte sich tief vor Asa und begann christliche Gebete zu lesen. Während er aber betete, zerfiel der Leib Asas zu Erde. Lange noch stand der Syrier auf demselben Fleck und schaute in die Ferne — er dachte an etwas, war wie verzückt und bewegte die Lippen.

Man fragte ihn: „Siehst du wirklich ein Wunder?“

„Ja,“ versetzte er, „mir ist, als ob sich der Himmel öffne . . . und sieh! . . . jetzt schreitet jemand hinein . . .“

„Doch nicht die Buhlerin?“

„O nein! die Buhlerin habt ihr im Staub vergraben — ich sehe es wie einen leichten strömenden Rauch von glühenden Kohlen zum Licht fließen — ich glaube, die, die dort eingeht, ist die Tochter des Trostes.“



Der Gaußler Pampalon

„Schwäche ist groß, Stärke gering. Wenn ein Mensch geboren wird, ist er schwach und biegsam; wenn er stirbt, ist er hart und brüchig. Wenn ein Baum im Wachsen ist, ist er biegsam und zart, wenn er aber trocken und hart wird, stirbt er. Biegsamkeit und Schwäche bedeuten blühendes Sein. Darum wird nie den Sieg davontragen, was hart und brüchig geworden ist.“

Laotse

Während der Regierung des Kaisers Theodosius des Großen lebte in Konstantinopel ein sehr vornehmer Mann, namens Hermius, ein ‚Patrizier und Eparch‘. Er war reich, von edler Herkunft und angesehen. Sein Charakter war schlicht und ehrenhaft; er liebte die Wahrheit und haßte die Heuchelei, aber mit diesen Eigenschaften paßte er nicht in die Zeit, in der er lebte.

In jener längst verschwundenen Zeit gab es in Byzanz oder, wie es heute heißt, Konstantinopel wie im ganzen byzantinischen Reich viel Streitigkeiten über den Glauben und die Gottesfurcht. Wegen dieser Meinungsverschiedenheiten entzündeten sich die Leidenschaften der Menschen, erwuchs Unfrieden und Zank, die zur Folge hatten, daß es nirgendwo Friede und Gottesfurcht gab, obwohl sich jeder um die göttlichen Dinge kümmerte. Statt dessen herrschten in den unteren Schichten der Bevölkerung die widerlichsten Laster, die man vor Scham überhaupt nicht mit Namen nennen kann, während die oberen Kreise allgemein einer entsetzlichen Heuchelei ergeben waren. Alle stellten sich gottesfürchtig, lebten aber ganz und gar nicht wie Christen: alle waren rachsüchtig, beneideten einander und hatten nicht das geringste Mitleid mit den niedrigen und armen Leuten. Während man selbst in Überfluß und Wohlleben schwelgte, fühlte man keinerlei Scham darüber, daß das einfache Volk zu gleicher Zeit in qualvoller Noth verfiel. Verarmte geriethen in Leib-

Лѣтов III. 9

eigenschaft oder Sklaverei, und es ereignete sich mehr als einmal, daß arme Leute vor der Thür tafelder Herrschaften Hungers starben. Bei alledem wußte das einfache Volk sehr genau, daß die vornehmen Leute in ständiger Feindschaft miteinander lebten und oft einander zugrunde richteten. Sie verleumdeten sich nicht nur gegenseitig beim Kaiser, sondern brachten sogar einander mit Gift um, sei es bei üppigen Gastmählern oder im eigenen Haus, indem man die Köche und andere Bediente bestach.

Oben wie unten war die Gesellschaft von Grund auf verderbt.

2

Der erwähnte Hermius hatte eine friedliebende Seele, die er zu wirklicher Menschenliebe stark gemacht hatte, wie es Christus durch die Evangelisten lehrte. Hermius hatte den Wunsch, wahrhafte Gottesfurcht zu erblicken, aber keine erheuchelte, die niemandem zum Segen, sondern nur zu Prahlerei und Täuschung dient. Hermius sagte: wenn man glaubt, daß das Evangelium von Gott ist und daß es offenbart, wie man leben muß, um das Böse auf Erden auszurotten, dann muß man auch so handeln, wie es im Evangelium geboten ist. Man soll jedoch nicht, was dort geschrieben steht, für gut und recht halten, selbst aber genau das Gegenteil tun. Da liest man: ‚Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern‘, und dennoch erläßt niemand einem andern auch nur die kleinste Schuld, dennoch erboft sich jeder über die

geringsfügigste Beleidigung und rechnet dem Nächsten jede Schuld an, ohne auf seine Kräfte oder sein Leben Rücksicht zu nehmen.

Wegen dieser seiner Anschauung machten sich alle vornehmen Herren über Hermius lustig und verhöhnten ihn, indem sie sagten: „Du willst gewiß, daß alle Bettler würden und sich gegenseitig ein Hemd über ihre Blößen würfen. In einem Reich wie dem unsrigen ist doch so etwas nicht möglich.“ Er entgegnete ihnen jedoch: „Ich rede nicht von unserm Staat, sondern nur, wie man leben muß, wenn man Christi Lehre folgt, die ihr doch alle eine göttliche nennt.“ Aber sie antworteten: „Es mag wohl gut sein, allein es ist unmöglich.“ Sie stritten mit ihm und stellten ihn dann beim Kaiser als einen Mann hin, der kindisch geworden und nicht mehr für seine Stellung geeignet sei.

Als Hermius dies bemerkte, begann er ernsthafter über die Frage nachzudenken, ob es in der That unmöglich sei, eine hohe Stellung in der Welt einzunehmen und gleichzeitig nach Christi Lehre zu leben.

Sobald sich Hermius in diese Frage vertieft hatte, kam er zu der Ansicht, daß beides durchaus nicht miteinander zu vereinigen sei, sondern daß man eins von beiden wählen müsse: entweder der christlichen Lehre oder der hohen Stellung in der Welt entsagen; denn die beiden ließen sich nicht miteinander vereinen, und wenn man sie auch mit Gewalt auf eine Stunde zusammenbrachte, so hielt der Bund dennoch nicht lange, und sie gingen noch weiter auseinander denn zuvor.

„Ein Teufel geht hinaus und bringt sieben andere wieder mit herein.“ Von einem andern Gesichtspunkt aus überlegte sich Hermius auch, daß er bald rings von Feinden umgeben sein würde, wenn er alle der Heuchelei bezichtigte und sich mit allen stritt, und daß ihn dann die anderen Würdenträger vor dem Kaiser verleumdten, ihn Landesverräther nennen und zugrunde richten würden.

„Mache ich's dem einen zu Dank“ dachte er, „so hassen mich die andern dafür. Bleibe ich bei den Schlaun — beschmutze ich meine Seele, schlage ich mich aber zu den Biederen — dann mache ich es ihnen auch nicht recht und stürze mich selbst ins Unglück. Man wird mich als einen Menschen hinstellen, der böse Gedanken hegt und Unfrieden stiftet, ich aber werde solche Unterstellungen nicht ertragen, sondern mich rechtfertigen. Meine Seele wird wie ein wildes Tier werden, ich werde meine Feinde wieder beschuldigen und endlich genau so schlecht und böse wie sie werden. Nein, so darf es nicht kommen! Ich will niemand beschimpfen noch jemandem einen Vorwurf machen, weil dies alles meiner Seele zuwider ist. Lieber will ich überhaupt alledem ein Ende bereiten, indem ich zum Kaiser gehe und ihn um die Erlaubnis bitte, meinen Ämtern und Würden zu entsagen, damit ich mein Leben irgendwo in Frieden als einfacher Mensch beschließen kann.“

3

Sobald sich Hermius solches überlegt hatte, handelte er. Er führte vor dem Kaiser Theodosius keine Klage

und erhob gegen niemand einen Vorwurf, sondern bat nur, ihn von seinen Amtsgeschäften zu entbinden. Der Kaiser redete Hermius zu, sein Amt weiter zu versehen, gab ihm aber schließlich die Entlassung. Hermius schied aus dem Staatsdienst und legte alle seine Würden nieder. Zu selbiger Zeit starb auch die Gattin des Hermius, und da der ehemalige Würdenträger nunmehr allein war, überlegte er sich noch ein übriges. ‚Sollte das nicht eine Weisung des Himmels sein?‘ dachte Hermius. ‚Der Kaiser hat mich von meinen Dienstgeschäften erzbunden, und Gott hat mich ledig gemacht. Mein Weib ist tot, ich habe keinen Verwandten mehr, für den sich die mühsame Verwaltung meiner Besitztümer lohnt. Jetzt kann ich unbehindert dem fernen Ziel des Evangeliums zustreben. Was soll mir Reichtum? Solange ich ihn habe, werden sich meine Sorgen nicht verringern, und wenn ich mich auch aller Dienstgeschäfte entledigt habe, so wird mich doch mein Besitz zwingen, mich mit ihm zu bekümmern, und mich wiederum zu Geschäften verleiten, die dem nicht anstehen, der ein Schüler Christi sein will.‘

Und Hermius hatte sehr viele Reichtümer. Er besaß Häuser, Dörfer, Sklaven und Kostbarkeiten jeglicher Art.

Hermius gab allen seinen Sklaven die Freiheit, den ganzen übrigen Reichtum verkaufte er und verteilte den Erlös unter den armen Leuten, die Not litten.

Er handelte so, weil er ‚vollkommen werden‘ wollte. Dem aber, der Vollkommenheit zu erlangen wünscht, hat Christus in klaren und eindeutigen Worten den

Weg gewiesen: ‚Gib alles hin, was du besitzest, und folge mir nach!‘

Hermius erfüllte das Geheiß mit aller Genauigkeit. Er behielt nicht das Geringste für sich und war voll Freude, daß ihm dieser Schritt durchaus keine Beschwerde und Betrübniß verursachte. Nur im Anfang wurde ihm sein Tun etwas schwer, aber dann bereitete es ihm großes Wohlgefallen, alles zu verteilen, auf daß ihn nichts verwirre und seinen Weg zum höchsten evangelischen Ziel verzögere und schwerer mache.

4

Nachdem Hermius sowohl die Last des Amtes wie des Reichthums von sich geworfen hatte, verließ er in aller Stille die Hauptstadt und machte sich auf die Suche nach einem einsamen Platz, an dem ihn keiner daran hindern konnte, sich in Reinheit und Heiligkeit zu bewahren und ein gottgefälliges Leben zu führen.

Nach einem langen Weg, den er barfuß zurücklegte, gelangte Hermius endlich in die Stadt Edessa, wo er ganz unvermutet die für ihn ‚bestimmte Säule‘ fand. Es war ein hoher Fels mit einem Einschnitt, in dessen Mitte soviel Platz war, daß ein Mensch darauf stehen konnte.

‚Sieh,‘ dachte Hermius, ‚hier ist mir ein Platz bereitet.‘ Sogleich erkletterte er den Felsen mit Hilfe einer morschen Stange, die irgendwo am Fuß des Felsens lehnte, und stieß dann die Stange weg. Der Stab fiel in den Abgrund und zerschellte, Hermius aber blieb stehen und stand auf seiner Säule dreißig

Jahre. In all dieser Zeit betete er zu Gott und wünschte nichts anderes, als die Heuchelei zu vergessen und all das andere Schlechte, das er mit angesehen und das ihn qualvoll erregt hatte.

Hermius hatte sich auf den Felsen nichts mitgenommen als ein langes Seil, woran er sich beim Klettern gehalten hatte. Dieses Seil leistete ihm noch gute Dienste.

Am einem der ersten Tage, als Hermius das Seil noch nicht eingezogen hatte, bemerkte es ein kleiner Hüterjunge, der hierher kam, um die Ziegen zu weiden. Der Hirte begann am Seil zu ziehen, Hermius aber rief ihn an und sagte zu ihm: „Bring mir Wasser, mich dürstet sehr.“

Der Bube band seine Kürbisflasche, die er mit Wasser gefüllt hatte, ans Seil und rief: „Trink dich satt und behalt den Kürbis oben.“

Desgleichen gab er ihm ein Körbchen, in dem eine Handvoll schwarzer, herber Beeren lag.

Hermius verzehrte die Beeren und sagte: „Gott hat mir einen Ernährer gesandt!“

Als der Bube des Abends seine Ziegenherde ins Dorf getrieben hatte, erzählte er sofort seiner Mutter, daß er auf dem Felsen einen Greis gesehen habe. Die Mutter des Hirtenjungen eilte zum Brunnen und begann, den andern Weibern diese Neuigkeit zu berichten. So verbreitete sich die Kunde von dem neuen Säulenheiligen schon sehr bald, die Leute aus dem Dorf pilgerten zu Hermius und brachten ihm mehr Linsen und Bohnen, als er verzehren konnte. So taten sie auch fernerhin.

Raum ließ Hermius an seinem langen Seil das geflochtene Körbchen und den ausgehöhlten Kürbis von oben herunter, so legten ihm die Leute auch schon Kohlblätter und trockene ungekochte Hülsenfrüchte in das Körbchen, den Kürbis aber füllten sie mit Wasser. Und davon nährte sich der ehemalige byzantinische Würdenträger und hochbegüterte Hermius dreißig Jahre lang. Er aß weder Brot noch irgendetwas am Feuer Bereitetes und vergaß ganz den Geschmack gekochter Speise. Das war nach damaligem Begriff Gott angenehm und gefällig. Hermius bedauerte nicht, daß er seine Reichtümer von sich gegeben hatte und erinnerte sich sogar nicht einmal daran. Er sprach mit niemandem auch nur ein Wort und machte einen strengen und rauhen Eindruck, indes er mit seinem Schweigen den Propheten Elias nachahmte.

Die Dorfbewohner glaubten, daß Hermius die Gabe hätte, Wunder zu tun. Er hatte ihnen das nicht gesagt, aber sie glaubten es so. Die Kranken kamen und stellten sich in den Schatten der Säule, den die Sonne auf die Erde warf. Wenn sie weggingen, spürten sie eine Verringerung ihres Übels. Doch Hermius schwieg und schwieg, den Sinn in sich gekehrt, oder er sagte aus dem Gedächtnis die drei Millionen Verse des Origenes her und die zweihundertfünfzigtausend Verse des Gregor, Pierius und Stephan.

So verbrachte Hermius seine Tage. Abends aber, wenn sich die Gluthitze gelegt und sein Gesicht von einem kühlen Hauch erfrischt wurde, gedachte er nach beendigtem Beten und Grübeln über Gott auch der

Menschen. Er dachte daran, wie im Verlauf dieser dreißig Jahre das Böse auf Erden zugenommen haben mochte, und wie unter der Fülle des Aberglaubens und der Scheinheiligkeit, die mit ihren eitlen Nichtigkeiten die wahre Lehre nach und nach veränderten, jetzt bei den Menschen alle wahre Tugend restlos ausgelöscht sein müßte, so daß nur noch eine Form ohne Inhalt zurückgeblieben sein konnte.

Die Eindrücke, die der Säulenheilige aus der von ihm verlassenen Hauptstadt mitgenommen hatte, waren so ungünstig, daß er an der ganzen Welt verzweifelte und nicht merkte, daß er durch diese Verzweiflung Plan und Ziel der Schöpfung überhaupt erniedrigte und sich für den einzig vollkommenen Menschen hielt.

Oft wiederholte er sich auswendig die Verse des Origenes, dachte aber dabei: mag auch die ganze Welt für die Ewigkeit geschaffen sein und die Menschen auf ihr sich wie die Schüler in der Schule darauf vorbereiten, in der Ewigkeit zu erscheinen, um dort ihre Erfolge in der Erdenschule vorzulegen . . . Aber welche Erfolge können sie wohl aufweisen, wo sie so voller Bosheit und Eigennutz leben, nichts von Christi Lehre annehmen und die heidnischen Sitten nicht vergessen? Wird da nicht am Ende die Ewigkeit veröden? Mochte Origenes auch den Trost geben, daß der Schöpfer sich nicht täuschen konnte, als er sah, daß ‚alles sehr gut war‘: Hermius meinte trotz allem, daß es doch in der Tat zu nichts tauge und ‚die ganze Welt im argen liege‘; und sein Geist bemühte sich

vergebens zu erfassen, wo die zu finden seien, die Gott wohlgefällig wären und das ewige Leben hätten.

Hermius vermochte sich niemand vorzustellen, der des ewigen Lebens würdig sei; alle Menschen erschienen ihm schlecht, alle waren mit bösen Neigungen ins Leben getreten und während ihres Aufenthalts in dieser Welt immer mehr verdorben.

Endlich kam die Verzweiflung über den Säulenheiligen, daß er glaubte die Ewigkeit würde veröden, da es keine Leute mehr gebe, die würdig seien, in sie einzugehen.

5

Einmal, als sich der Schleier der Nacht über dem Heiligen senkte, bewegte seinen Geist mit Macht der Gedanke, ob es noch Menschen gebe, die Gott wohlgefällig seien. Er neigte den Kopf zum Rand seines Felsens, wobei er etwas ganz Ungewöhnliches erlebte: ein leiser, gleichmäßiger Windhauch blies ihn an und dabei drangen folgende Worte an sein Ohr: „Vergeblich, Hermius, ist dein Gram und deine Furcht: es gibt Menschen, die Gott wohlgefällig und ins Buch des ewigen Lebens eingeschrieben sind.“ Der Heilige freute sich der süßen Stimme und sagte: „Herr, wenn ich Gnade in deinen Augen gefunden habe, dann gib, daß ich wenigstens einen von diesen Menschen sehen kann, damit mein Geist nicht mehr wegen dieser irdischen Schöpfung in Unruhe ist.“

Das sanfte Hauchen drang abermals an das Ohr des Greises: „Dafür mußt du alle vergessen, die du ge-

kannt hast, von deiner Säule steigen und den Menschen Pamphalon anschauen.“

Damit verslog der Hauch. Der Greis aber verneigte sich und dachte nach: War das, was er gehört hatte, Wirklichkeit oder ihm nur im Traum angeflogen? Und siehe, wieder verging eine kalte Nacht, wieder verging auch ein glühender Tag, als aber von neuem die Dämmerung kam, lehnte Herminus wiederum seinen Kopf an die Felswand und hörte: „Begib dich hinunter zur Erde, Herminus, du sollst dich auf den Weg machen und den Menschen Pamphalon anschauen.“

„Wer ist denn das, dieser Pamphalon?“

„Einer von denen, die du zu sehen wünschst.“

„Und wo wohnt dieser Pamphalon?“

„Er wohnt in Damaskus.“

Herminus richtete sich in die Höhe und war abermals nicht überzeugt, ob er die Worte wirklich oder nur im Traum gehört hatte. Darauf beschloß er bei sich, es noch ein drittesmal zu versuchen. Wenn auch dann dieselbe eindringliche Rede von Pamphalon erklingen würde, wollte er nicht mehr länger zweifeln, sondern von seinem Felsen klettern und nach Damaskus wandern.

Er wollte noch ausführlich in Erfahrung bringen, was das für ein Pamphalon wäre und wie er ihn in Damaskus finden solle.

Wiederum verging ein heißer Tag und wieder erklang mit dem Eintritt der Abendkühle wie ein leiser, linder Hauch der Name Pamphalons.

Die Stimme des Unbekannten sagte: „Weshalb zauderst du, Greis, warum steigst du nicht zur Erde nieder und wanderst nach Damaskus, Pamphalon zu schauen?“

Der Greis erwiderte: „Wie kann ich gehen und einen Menschen suchen, den ich nicht kenne?“

„Der Mensch ist dir genannt.“

„Genannt ist mir der Mensch Pamphalon, aber gibt es denn in solch großer Stadt wie Damaskus nur einen Pamphalon? Welchen von den vielen soll ich fragen?“

In der Luft ertönte wieder das feine, kühle Klingen: „Laß dich das nicht kümmern. Steig du nur so schnell wie möglich herab und geh nach Damaskus. Dort kennt jedermann den Pamphalon, den du brauchst. Frage den ersten besten, der dir begegnet; jeder wird dir den Weg zeigen. Pamphalon kennen alle.“

6

Nach diesem dritten Zwiegespräch zweifelte Hermius nicht länger, daß dies eine Stimme sei, der er Folge leisten müsse. Zu welchem Pamphalon in Damaskus er gehen mußte, beunruhigte ihn nicht mehr. Pamphalon, den ‚alle kennen‘, war wahrscheinlich irgend- ein weithin berühmter Poet, Kriegsmann oder ein allen bekannter Würdenträger. Mit einem Wort, es gab für Hermius nichts mehr zu überlegen. Er mußte ausführen, wonach er selbst gefragt hatte.

Und also war es Hermius bestimmt, nach dreißig-jährigem Stehen auf einem Fleck aus seiner Felskluft herabzuklettern und nach Damaskus zu wandern . . .

Einem Mann wie Hermius, der so gänzlich weltfremd geworden war, mußte es natürlich seltsam erscheinen, daß er sich zu einem Menschen aufmachen sollte, der in Damaskus wohnte. Denn diese Stadt war damals in bezug auf Reinheit der Sitten dasselbe, was heute Paris oder Wien ist, Städte, die nicht durch die Heiligkeit ihres Lebens berühmt sind, sondern für Brutstätten der Sünde und der Lasterhaftigkeit gelten. Indes, es gab in den alten Zeiten solche Seltsamkeiten, und es geschah oft, daß die lautersten Gesandten gerade in die schmutzigsten Städte geschickt wurden.

Hermius mußte sich also auf den Weg nach Damaskus machen. Aber da kam es ihm in den Sinn, daß er nackt sei, denn sein Hemd, in dem er vor dreißig Jahren hierher gekommen war, war schon längst vermodert und ihm vom Leib gefallen. Seine Haut war verbrannt und dunkel geworden, seine Augen blickten wild, die Haare waren ausgebleichen und flatterten ihm um den Kopf, die Fingernägel aber waren so lang wie die Krallen eines Raubvogels . . . Wie sollte er sich in solcher Gestalt in der großen und wegen ihrer Gepflegtheit berühmten Stadt zeigen?

Aber die Stimme hörte nicht auf, ihn zu leiten. Von ferne klang es: „Sorge dich nicht, Hermius, geh nur. Du wirst etwas finden, womit du deine Blöße bedecken kannst.“

Hermius nahm sein Körbchen mit den gedörrten Früchten und seinen Kürbis, ließ sie zur Erde hinunter und verließ seine Säule mit Hilfe desselben Seils, mit

dem er seine Nahrung von unten herausgezogen hatte. Der Körper des Säulenheiligen war so mager geworden, daß ihn das dünne und halbvermoderte Seil trug. Es krachte allerdings beträchtlich, doch flößte das Herminus wenig Schrecken ein. Er gelangte wohlbehalten auf die Erde und schritt schwankend wie ein kleines Kind davon, denn seine Beine waren keine Bewegung mehr gewöhnt und hatten alle Sicherheit verloren.

Lange wanderte Herminus durch die menschenleere, glühende Wüste. Er begegnete auf seinem ganzen Weg keinem einzigen Menschen, weshalb er auch keine Ursache hatte, sich seiner Blöße zu schämen. Wie er sich aber Damaskus näherte, fand er im Sand einen von der Hitze ganz ausgedörrten und trockenen Leichnam und neben ihm ein altes Ziegenfell, wie es damals die Mönche trugen, die in Gemeinschaften lebten. Herminus vergrub den Leichnam im Sand, das Ziegenfell hing er sich um die Schultern, und er war voller Freude, weil er darin eine besondere Vorsehung für sich sah.

Herminus war dicht vor Damaskus, als die Sonne unterzugehen begann. Der Greis hatte die Entfernung nicht richtig bemessen und wußte nun nicht, was er tun sollte: sich beeilen und schneller gehen oder sich nicht überhasten und lieber den Morgen abwarten? Den Augen schien die Stadt nahe, den Füßen aber ward das Gehen schwer. Herminus beeilte sich, noch vor Anbruch der Nacht anzukommen, aber er gelangte doch erst an, als eben die Sonne rot unterging. Dichte

Dämmerung legte sich über die Stadt und hüllte sie ganz in Dunkel. Es war, als wenn sich undurchdringliche Sünde über sie lege.

Strauen überkam Hermius — fast wäre er umgekehrt . . . Wiederum kam ihm der Gedanke in den Kopf, ob nicht alles, was er von seiner Reise vernommen hatte, nicht nur ein Traum, sondern sogar eine Versuchung gewesen sei. Was sollte man in dem Lärm dieser Stadt für einen Gerechten finden? Wo sollte hier die Gerechtigkeit herkommen? Wäre es nicht besser, von hier zurückzueilen, wieder den Felsen zu erklimmen und dort zu stehen, ohne sich je wieder vom Fleck zu rühren?

Er wollte sich schon wenden, aber seine Beine trugen ihn nicht mehr, und in den Ohren war wieder das feine Klingen: „Geh und biete so schnell du kannst Pamphalon in Damaskus den Willkommengruß.“

Der Greis wandte sich wieder Damaskus zu und seine Füße trugen ihn. Hermius gelangte in dem Augenblick an der Stadtmauer an, als der Stadtwächter das Tor bereits zur Hälfte geschlossen hatte.

7

Mit Mühe gelang es dem armen Alten, den Wächter zu bewegen, ihm noch den Durchgang zu erlauben; er mußte ihm dafür seinen Korb und Kürbis geben. Nunmehr befand sich Hermius aller Mittel bar in der ihm gänzlich unbekanntem und so grenzenlos sündigen Stadt.

Im Süden pflegt die Nacht schnell hereinzubrechen,

Dämmerung gibt es fast überhaupt nicht, und die Finsternis ist so dicht, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen kann. In den Städten des Orients wurden zu der Zeit, in der diese Geschichte spielt, die Straßen noch nicht beleuchtet, und die Bürger schlossen ihre Häuser frühzeitig. Der Aufenthalt auf den Straßen war dann nicht ganz ungefährlich, und darum sperrten auch die Einwohner alle Zugänge zu ihren Häusern fest ab, damit sich nicht im Schuß der Dunkelheit irgendein verwegenere Mensch einschleichen könne und sie bestehle, morde oder das Haus anzünde. Nachts wurden die Zugänge überhaupt nicht geöffnet oder doch nur für die eigenen Hausbewohner oder Freunde, die sich verspätet hatten, und das auch nur, nachdem man sich genau vergewissert hatte, daß wirklich jemand pochte, den man einlassen konnte.

Bis in die späte Nacht hinein geöffnet blieben nur die Türen der Buhlerinnen, zu denen jedermann der Weg frei stand. Ja, je mehr ihrem Licht zustrebten, desto wohler war ihnen.

Der Greis Hermius, der Damaskus in tiefster Finsternis antraf, wußte durchaus nicht, wo er bis zum Morgen bleiben sollte. Es gab natürlich Gasthäuser in Damaskus, aber Hermius durfte bei keinem einzigen anklopfen, weil man ihm dort Geld für das Nachtlager abgefordert hätte, und er besaß nicht einen roten Heller.

Hermius blieb also stehen und überlegte sich, was er in seiner Lage tun könne. Endlich entschloß er sich, im ersten besten Haus um ein Nachtlager zu bitten.

So tat er auch; er ging zum nächsten Haus und klopfte.

Man fragte hinter der Tür: „Wer klopft?“

Hermius sagte: „Ich, ein armer Pilger.“

„Ach, ein armer Pilger! Da treiben sich viele herum. Was willst du denn?“

„Ich bitte um Obdach.“

„Dann bist du am falschen Platz. Geh mit deinem Anliegen in ein Gasthaus.“

„Ich bin arm und habe kein Geld für das Gasthaus.“

„Das ist schlimm, aber geh in diesem Fall zu jemand, der dich kennt, vielleicht läßt der dich ein.“

„Mich kennt hier niemand.“

„Wenn es so ist, dann klopfe auch nicht für nichts und wieder nichts an unsere Tür, sondern mache schnell, daß du weiter kommst.“

„Ich bitte in Christi Namen.“

„Laß gefälligst diesen Namen! Viele von euch treiben sich hier herum, und alle führen Christi Namen im Mund, statt dessen aber lügt ihr und verdeckt nachher mit diesem Namen alle Übeltaten. Geh weiter, wir haben kein Obdach für dich.“

Hermius schritt zu einem andern Haus und begann auch hier zu klopfen und zu bitten.

Man fragte hier ebenfalls hinter der verschlossenen Tür hervor: „Was willst du?“

„Ich kann nicht mehr, bin ein armer Pilger . . . laßt mich in eurem Hause ausruhen!“

Wiederum kam dieselbe Antwort: „Geh in ein Gasthaus!“

„Ich habe kein Geld“, versetzte Hermius und bat auch hier im Namen Christi, aber er erntete nur Vorwürfe.

„Jetzt habe ich aber bald genug mit diesem Namen!“ tönte es als Antwort hinter der Tür des zweiten Hauses hervor. „Alle Faulpelze und Bösewichte verschlangen sich heutzutage hinter diesem Namen.“

„Ach,“ ließ sich Hermius vernehmen, „glaubt doch, daß ich noch nie jemandem etwas Böses zugefügt habe und auch nicht zufügen werde: ich komme gerademwegs aus der Wüste.“

„Nun, wenn du aus der Wüste kommst, dann hättest du lieber dort bleiben sollen. Du bist umsonst hierher gekommen.“

„Ich kam nicht aus eigenem Antrieb, ich erfüllte ein Gebot.“

„Nun, dann geh, wohin man dich gerufen hat, aber uns laß in Frieden: wir haben Angst vor denen, die sich Gottes Greise nennen und in Ziegenfellen einhergehen. Möglich, daß ihr sehr heilig seid, aber jedem von euch folgen sieben Teufel auf dem Fuß.“

„Ach!“ dachte Hermius, „wie sich die alten Bräuche geändert haben. Es scheint nicht mehr Sitte zu sein, Pilger gastlich zu empfangen. Alle kennen schon die Wüstensage, daß einem Asketen mehr Teufel folgen als einem gewöhnlichen Sünder, und darum ist es nicht besser, sondern schlechter geworden. Und da bin ich nun, ein Wüstenheiliger, der dreißig Jahre lang auf einem Fleck gestanden hat — im Schatten meiner Säule fanden die Menschen Heilung — und keiner

läßt mich unter sein Dach, ich kann nicht nur von Bösewichten ermordet werden, nein, schlimmer als Tod, jeder Schamlose, der die Natur zur Unnatur macht, kann mich beleidigen und mir mit schmutzigen Anträgen kommen. Nein, jetzt sehe ich klar, ich bin einem Satanspott zum Opfer gefallen, ich bin nicht zur Rettung meiner Seele hierher gesandt worden, sondern damit sie völlig in Verderbnis versinke, wie Sodom und Gomorrha.'

In diesem Augenblick bemerkte Hermius, daß jemand in der Dunkelheit schnell über die Straße gelaufen kam und lachend sagte: „Mit dir kann man seinen Spaß haben, Mönchlein.“

„Warum denn?“ fragte Hermius.

„Wie kannst du bloß so dumm sein, und bei den Wohlgeborenen und Reichen um ein Nachtlager bitten? Du mußt in der That gar keinen Begriff vom Leben haben.“

Der Säulenheilige dachte nach: sicher ist er ein Dieb oder ein Buhler, aber immerhin, er ist gesprächig, ich werde ihn doch fragen, was ich tun soll und wo ich ein Nachtlager erhalten kann.

„Wart einmal!“ sagte Hermius, „wer du auch seist, sage mir, ob es hier nicht Leute gibt, die als Menschenfreunde bekannt sind?“

„Warum nicht!“ antwortete der andere, „es gibt hier auch solche.“

„Wo?“

„Ja, du hast doch soeben an ihre Türen geklopft und mit ihnen gesprochen.“

„Nun, deren Menschenliebe ist gering.“

„So sind sie alle, die ihre Menschenliebe zur Schau stellen.“

„Und du kennst niemand, der gottesfürchtig wäre?“

„Ich kenne auch solche.“

„Wo sind sie?“

„Sie sind jetzt nach Sonnenuntergang in Gebete versunken.“

„So werde ich mich denn zu ihnen begeben.“

„Das will ich dir nicht raten. Gott bewahre dich, wenn du mit deinem Klopfen ihr inbrünstiges Gebet störst. Ihre Diener werfen dich zu Boden und schlagen dich blutig.“

Der Greis schlug die Hände zusammen: „Was ist denn das?“ rief er, „eure Menschenfreunde kann man durch nichts von seiner Not überzeugen, eure Gottesfürchtigen darf man nicht vom Gebet abrufen, eure Nächte sind voller Finsternis und eure Sitten entsetzlich! Weh mir! Weh!“

„Ich will dir etwas sagen: anstatt Kleinmütig zu sein und die Gottesfürchtigen aufzusuchen, — geh zu Pamphalon!“

„Was hast du gesagt?“ fragte der Einsiedler aufs höchste erstaunt. Und abermals erhielt er dieselbe Antwort: „Geh zu Pamphalon!“

8

Wie froh war der Einsiedler, etwas von Pamphalon zu vernehmen. So war er also doch nicht umsonst gekommen. Wer mochte das nur sein, der da aus der

Dunkelheit zu ihm sprach? Ein Schutzengel oder vielleicht einer der entsetzlichsten Teufel?

„Zu Pamphalon will ich ja,“ rief Herminius, „da ich zu ihm gesandt worden bin, nur weiß ich nicht, ob es der Pamphalon ist, von dem du sprichst?“

„Was ist dir denn von deinem Pamphalon gesagt worden?“

„Gesagt ist mir vieles, was ich nicht jedem mitteilen kann, als besonderes Kennzeichen ist mir jedoch übermittelt worden, daß ihn hier alle kennen.“

„Nun, wenn es so ist, dann spreche ich von demselben Pamphalon, an den du gewiesen bist. Es gibt nur einen Pamphalon, und er ist es, den alle kennen.“

„Warum kennen ihn denn alle?“

„Darum, weil er ein angenehmer Mensch ist und überall, wohin er kommt, Heiterkeit und Frohsinn mitbringt. Ohne ihn gibt es hier kein Gelage und kein Vergnügen, allen ist er lieb und wert. Kaum hört man irgendwo seinen grauen Hund mit der langen Schnauze im Lauf mit den Schellen klingeln, so rufen alle mit froher Stimme: Seht! Da läuft Pamphalons Akra! Nun wird wohl auch Pamphalon gleich kommen, und es wird was zu lachen geben.“

„Wozu führt er denn einen Hund mit sich?“

„Um die Lustigkeit zu erhöhen. Seine Akra ist ein wunderbarer, kluger und treuer Hund, der ihm hilft, die Leute in eine fröhliche Stimmung zu bringen. Außerdem befindet sich immer noch ein buntgefiederter Vogel bei ihm, den er in einem an einer langen Stange befestigten Reifen trägt; auch das ist ein kleiner Schatz,

denn er versteht Lieder zu pfeifen und wie eine Schlange zu zischen.“

„Wozu braucht denn Pamphalon das alles — einen Hund und einen buntgefiederten Vogel?“

„Wie denn — ohne diese Dinge, die die Leute lachen machen, ist doch Pamphalon unmöglich.“

„Ja, wer ist denn nun eigentlich dieser euer Pamphalon?“

„Kennst du ihn denn nicht?“

„Nein. Ich habe nur in der Wüste von ihm gehört.“

Der Plauderer verwunderte sich.

„Da sieh mal einer an!“ rief er. „Das bedeutet, nicht nur in Damaskus und den umliegenden Städten, sondern auch weit in der Wüste kennt man unsern Pamphalon! Nun, so muß es auch sein, weil es wohl kaum noch einmal solch einen Spaßmacher wie unsern Pamphalon gibt. Keiner kann ernst bleiben, wenn er seine Späße treibt, mit den Augen zwinkert, mit den Ohren wackelt, die Beine verkehrt setzt, pfeift, mit der Zunge schnalzt und den Lockenkopf dreht.“

„Setzt die Beine verkehrt und dreht den Kopf,“ wiederholte der Wüstenheilige, „ein Grimmassenschneider, ein Körperverrenker, ein Sprüngemacher . . . Was ist das denn nun für ein Mann, sag es endlich!“

„Ein Gaukler.“

„Wie? . . . Dieser Pamphalon? . . . Zu dem ich gehen soll? . . . Er ist ein Gaukler?“

„Nun ja, Pamphalon der Gaukler. Darum kennen ihn ja auch alle. Er springt durch die Straßen, schlägt

Rad auf den Plätzen, zwinkert mit den Augen, setzt die Füße verkehrt und wackelt mit dem Kopf.“

Hermius ließ vor Schreck seinen Pilgerstab aus den Händen gleiten und stammelte: „Hebe dich hinweg von mir, Satan, weiche! Hast du mich noch nicht genug verhöhnt?“

Doch der in der Finsternis Sprechende hörte nicht auf diese Beschwörung und fügte hinzu: „Pamphalons Haus liegt hier sofort um die Ecke. Sicher brennt noch Licht bei ihm, weil er abends seine Gauklerkleider herrichtet für die Vorstellungen, die er bei den Hetären gibt. Wenn aber kein Licht bei ihm ist, so zähle in der Dunkelheit von der Ecke nach rechts bis zu dem dritten kleinen Haus, tritt ein und bereite dir das Nachtlager. Es ist Pamphalons Haus und seine Tür steht immer offen.“

9

Betroffen von dem, was er über Pamphalon gehört hatte, blieb Hermius im Finstern stehen und dachte: „Was soll ich jetzt tun? Es ist doch unmöglich, daß der Mensch, dessentwegen ich meinen Fels verlassen und aus der Wüste wandern mußte, ein Gaukler sein kann! Welche Tugenden, des ewigen Lebens würdig, kann man wohl bei einem Komödianten finden, einem Grimassenschneider, einem Taschenspieler, der auf den Plätzen Possen reißt und die Müßiggänger in den Häusern erheitert, wo man Wein trinkt und sich den Ausschweifungen hingibt?“

Das war Hermius unbegreiflich. Aber die Nacht

war finster, nirgendwo fand er Einlaß, — er mußte zum Gaukler gehen.

Ein Unterkommen für die Nacht war für unsern Wüstenheiligen unerläßlich. Obwohl er an jedes mögliche Wetter gewöhnt war, so war es doch zu damaliger Zeit weit gefährlicher als heute in einer Stadt nachts auf der Straße zu bleiben. Damals gab es nicht nur Diebe, die einen ausplünderten, sondern es trieben sich auch verwegene Gesellen herum, wie man sie nur zu sehen bekam, bevor Sodom und Gomorrha in Flammen aufgegangen waren. Diese waren schlimmer als die wilden Tiere und hatten mit niemandem Erbarmen. Jeder mußte der schmähslichsten Beleidigungen von ihnen gewärtig sein.

An all das dachte Hermius und war darum sehr erfreut, als er, kaum daß er um die Ecke gebogen war, sofort ein hellerleuchtetes, einladendes Fensterchen sah. Das Licht kam aus einem kleinen Häuschen und strahlte hell wie ein Sternlein durch die Finsternis. Allem Anschein nach wohnte dort der Gaukler.

Hermius schritt auf das Licht zu und erblickte tatsächlich ein kleines, niedriges Haus, dessen Thür offen stand. Die Schilfmatte war hochgezogen, so daß man in das Innere der Wohnung blicken konnte.

Sie war nicht groß und bestand aus einer niedrigen, aber ziemlich geräumigen Stube, in der man alles überblicken konnte — den Hausherrn, die Einrichtung und all das, was er zu seinem Handwerk brauchte: Nach alledem, was man sah, war es nicht schwer zu erraten, daß hier kein Mann in Amt

und Würden, sondern eben nur ein Gaukler wohnen konnte.

An einer grauen Wand gegenüber der geöföfneten Thür hing eine Tonlampe mit einem langen Hals, an dessen Ende ein in Fett getränkter Docht mit roter Flamme brannte. Der Docht rußte stark; brennende Tropfen schmelzenden Fettes rannen von ihm herunter. An der ganzen Wand entlang hingen verschiedene seltsame Gegenstände, die allerdings mehr den Namen von Plunder verdienten. Da gab es griechische, ägyptische und sarazenische Gewänder, desgleichen bunte Federn, Schellen, Klappern, Handtrommeln, rote Stangen und goldene Reifen. In der einen Ecke war ein Haken in die Decke geschlagen. An ihm war ein dünner Stecken befestigt, der wie eine große Angelrute ausah, an dessen Ende ein Reifen aus Holz an einem Strick hing. Dort schlief der buntgefiederte Vogel, den Kopf unter den Flügel gesteckt. An seinem Fuß befand sich eine dünne Kette, mit der er an den Reifen gefesselt war. In der andern Ecke waren biegsame Schindeln zu einem Halbkreis zusammengebogen, und hinter ihnen lagen Schellen, Trommeln, Hörner und noch mehr solcher seltsamen Gegenstände; der Einsiedler, der den Land des Stadtlebens so lange schon nicht mehr gesehen hatte, vermochte sich nicht einmal ihre Bedeutung zu erklären.

In einer Ecke war auf dem Boden ein Lager aus Matten bereitet, in der andern stand ein Kasten. Dort saß vor einer Bank, die den Tisch ersetzte, der Hausherr in eigener Person und übte irgendein Kunststück ein

Sein Aussehen war seltsam: er war kein junger Mann mehr, eher konnte man ihn alt nennen, sein Gesicht war braun und zeigte einen gutmütigen, heiteren Ausdruck von einer gewissen maßvollen Beständigkeit, die Augen hatten einen leichten Glanz. Aber das Gesicht war geschminkt und das angegraute Haar zu kleinen Lößchen gekräuselt. Er hatte sich einen dünnen, kupfernen Reifen aufgesetzt, von dem glitzernde Ringe und Sternchen herabhingen, die leise klirrten. Solcherart war der Anblick, den Pamphalon bot. Er saß über die Bank gebeugt, auf der der verschiedenste Gauklertramp ausgebreitet lag, und beugte sein Gesicht über ein tönernes Kohlenbecken und einen Lößkolben. Durch das Lößrohr bließ er auf die glühenden Kohlen und befestigte kleine Ringe aneinander. Daß ihn von draußen der strenge Einsiedler schon eine geraume Zeit unverwandt beobachtete, bemerkte er nicht.

Endlich aber witterte der im Schatten zu Pamphalons Füßen liegende graue Hund mit der langen Schnauze die Gegenwart eines fremden Menschen, richtete den Kopf auf und erhob sich knurrend. Bei dieser Bewegung erklangen die Schellen an seinem Halsband, wodurch sofort der buntgefiederte Vogel erwachte und seinen Kopf unter dem Flügel hervorstreckte. Er sträubte seine Federn und gab einen Laut von sich, der wie Pfeifen oder wie ein kreischendes Wehen des Schnabels klang. Pamphalon richtete sich auf, tat auf einen Augenblick die Lippen vom Lößrohr und rief: „Still, Akra! Zoë, still! Erschreckt mir nicht den braven Mann, der mich holen kommt, die gelang-

weilten Reichen mit meinen Späßen zu unterhalten. Du aber, leichtfüßiger Bote,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wem immer du gehören magst, tritt schnell ein und sag, was dein Begehrt ist!“

Darauf gab ihm Hermius seufzend zur Antwort: „O Pamphalon!“

„Ja, ja, ja, schon lange bin ich Pamphalon — Länger, Gaukler, Sänger, Wahrsager, alles was du willst. Welche meiner Kunstfertigkeiten brauchst du?“

„Du befindest dich in einem Irrtum, Pamphalon.“

„Wieso, mein Freund?“

„Der Mensch, der vor deiner Tür steht, braucht deine Kunstfertigkeiten nicht. Ich bin keineswegs gekommen, dich zu Gauklerspielen zu rufen.“

„Nun, das macht mir keinen großen Kummer. Ich habe ja die ganze Nacht noch vor mir — irgend jemand wird schon kommen und uns zur Unterhaltung holen, damit ich und mein Hund für morgen etwas zu essen haben. Indies, womit kann ich dir denn nun zu Diensten sein?“

„Ich bitte dich, mir ein Nachtlager zu gewähren, und wünsche, mit dir eine Unterredung zu haben.“

Als der Gaukler diese Worte vernahm, schaute er auf, legte die Drahtringe und das Lotrohr auf den Kasten, hielt die flache Hand über die Augen, um sich gegen das Licht zu schützen, und sagte: „Ich vermag nicht zu sehen, wer du bist und kenne auch deine Stimme nicht . . . Übrigens, über mein Haus magst du verfügen wie über dein eigenes, was aber die Unter-

redung betrifft . . . so erlaubst du dir gewiß einen Spaß mit mir.“

„Nein, das tue ich nicht,“ entgegnete Hermius. „Mich kennt hier niemand, und ich bin von weither gekommen, um mit dir zu sprechen. Das Licht deiner Lampe leitete mich zu deiner Tür, und ich bitte dich, mich aufzunehmen.“

„Ich freue mich, daß das Licht meiner Lampe nicht nur für die Müßiggänger allein leuchtet. Wer immer du auch seist, bleib nicht länger auf der Straße, und wenn du in Damaskus kein besseres Nachtlager zur Verfügung hast, so bitte ich dich, bei mir einzutreten, damit ich dir ein Nachtlager bereiten kann.“

„Ich danke dir“, antwortete Hermius, „für deinen freundschaftlichen Willkomm möge Gott dich segnen, der auch Abrahams gastlicher Hütte seine Gnade schenkte.“

„Nun, nun, es braucht nicht so vieler Worte! Es ist überhaupt nicht nötig, darüber ein Wort zu verlieren, und du greiffst gleich bis auf Abraham zurück. Nimm die Sache nicht so wichtig, Alter. Es wird mir genügen, wenn du mich segnest, nachdem du dich von der Reise ausgeruht hast und mein Haus wieder verläßt. Jetzt aber tritt schnell ein. Solange ich zu Hause bin, kann ich dir beim Waschen behilflich sein. Sobald mich einer zu einem nächtlichen Fest ruft, werde ich keine Zeit mehr haben, mich dir zu widmen. Unsere Geschäfte blühen zurzeit nicht mehr so recht. Fremde Gaukler sind aus Syrakus zu uns gekommen. Sie spielen auf der Harfe und singen so süß, daß sie uns

unsere beste Kundschaft abspenstig gemacht haben. Man darf sich jetzt nichts mehr entgehen lassen und muß sofort dorthin eilen, wohin man gerufen wird. Und zudem ist jetzt die Stunde da, wo die reichen und vornehmen Herren zu den fröhlichen Heterären zu Gast kommen und ihre Belage abhalten.“

„Stunde des Unheils!“ dachte Hermius.

Aber Pamphalon fuhr fort: „Nun, tritt doch ein, erweise mir die Liebenswürdigkeit, und habe keine Angst vor meinem Hund. Das ist Akra, mein treuer Hund, mein Kamerad — Akra ist nicht zum Abschrecken da, sondern wie ich — zum Spaßmachen. Tritt ein bei mir, Wanderer!“

Damit streckte Pamphalon dem Gast beide Hände entgegen und wollte ihn über die Stufen aus der Dunkelheit der Straße in das erleuchtete Zimmer führen, aber entsezt sprang er einige Schritte vor ihm zurück. So furchterregend und wild erschien ihm der eintretende Wüstenheilige.

Der frühere Würdenträger hatte nach einem dreißigjährigen Aufenthalt in Wind und glühender Sonne jedes menschliche Aussehen verloren. Seine Augen waren ohne jede Farbe, der ausgedörrte Körper war ganz schwarz und zusammengeschrumpft, Hände und Füße bestanden nur noch aus Haut und Knochen, die langgewachsenen Fingernägel hatten sich bis in die Handflächen hinein gebogen, auf seinem Kopf war nur noch ein einziger Haarbüschel übriggeblieben, dessen Farbe nicht weiß und nicht gelb, nicht einmal grünlich war, sondern blau ausah, blau wie ein Entenei.

Zu alledem befand sich der Haarbüschel in der Mitte des Hauptes, genau wie der Schopf eines Enterichs. Erstaunt standen sich die beiden so verschiedenartigen Männer gegenüber: der eine ein Gaukler, die natürliche Farbe des Gesichts mit Schminke verdeckt, der andere — ein verwitterter Wüstenheiliger. Auf sie beide schauten der langgeschnäuzte Hund und der buntgefiederte Vogel. Alles schwieg. Aber Herminus war nicht zu Pamphalon gekommen, um zu schweigen, sondern um mit ihm zu reden, sogar über Wesentliches zu reden.

10

Pamphalon bekam sich zuerst wieder in die Gewalt.

Als er bemerkte, daß Herminus keinerlei Gepäck mit sich führte, fragte er zweifelnd: „Wo ist denn dein Korb und dein Kürbis?“

„Ich führe nichts mit mir“, antwortete der Einsiedler.

„Nun, Gott sei Dank, daß ich heute etwas habe, womit ich dich bewirten kann.“

„Ich brauche nichts,“ unterbrach ihn der Greis. „Ich bin nicht hierher gekommen, um mich von dir bewirten zu lassen. Ich will nur wissen, wieso du Gott wohlgefällig bist.“

„Was?“

„Wieso du Gott wohlgefällig bist.“

„Was sagst du da, Greis? Welches Wohlgefallen sollte Gott an mir haben! An so etwas wage ich nicht einmal zu denken.“

„Warum solltest du nicht daran denken dürfen? An sein Seelenheil muß jeder denken. Nichts Kostbareres kann es für den Menschen geben, als auf das Heil seiner Seele bedacht zu sein. Rettung aber ist nicht möglich, ohne daß man Gott wohlgefällig ist.“

Pamphalon hörte ihn an, lächelte und erwiderte: „Ach, Vater, Vater! Wenn du wüßtest, wie ich über deine Worte lachen muß! Du scheinst wirklich sehr weltfremd zu sein.“

„Ja, ich habe schon lange der Welt den Rücken gekehrt; dreißig Jahre war ich nicht mehr unter Menschen, und dennoch ist das, was ich sage, richtig und stimmt mit dem Glauben überein.“

„Ich will nicht mit dir streiten,“ antwortete Pamphalon, „aber ich sage dir, daß ich ein Mensch bin, der ein sehr unbeständiges Leben führt, ich bin von Beruf Gaukler. Über göttliche Dinge kann ich wenig nachdenken, ich springe, verbiege mich, spiele, klatsche mit den Händen, zwinkere mit den Augen, setze die Füße verkehrt und schüttele den Kopf, damit man mir für meine Schnurren etwas gibt. Wie sollte ich bei einem solchen Leben darauf denken, gottgefällig zu sein?“

„Warum lässest du nicht dieses Leben und beginnst ein besseres?“

„Ach, lieber Freund, das habe ich schon einmal versucht.“

„Nun, und?“

„Es gelang nicht.“

„Versuche es ein zweitesmal!“

„Nein, jetzt habe ich keine Zeit mehr dazu.“

„Warum?“

„Weil ich mir vor einiger Zeit eine Gelegenheit, mein Leben besser zu machen, wie sie passender gar nicht wieder kommen kann, habe entgehen lassen.“

„Woher weißt du das? Nach deiner Ansicht kann sie nicht wiederkehren, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

„Nein, ich bitte dich, sprich lieber nicht über diese Angelegenheit mit mir, weil ich Gott nicht wieder versuchen werde und es auch nicht will, denn ich verstehe nicht, von Seiner Gnade Gebrauch zu machen. Ich habe mir selbst jede Möglichkeit zur Rettung genommen, mag es denn auch so bleiben.“

„Du verzweifelst also?“

„Nein, ich bin kein verzweifelter, sondern nur ein sorgloser und lustiger Mensch, und mit mir über den Glauben zu reden . . . ist durchaus verfehlt.“

Hermius schüttelte den Kopf und sprach: „Worin besteht denn eigentlich dein Glaube, du sorgloser, fröhlicher Mensch?“

„Ich glaube, daß ich nicht imstande bin, aus eigenen Kräften etwas Gutes zu tun, wenn aber Er selbst, der mich geschaffen hat mit der Zeit etwas Besseres aus mir macht, so ist das Seine Werk. Er hat die Kraft, allen Seine Wunder zu erweisen.“

„Und warum bekümmerst du dich nicht um deine eigene Person?“

„Ich habe keine Zeit dazu.“

„Wieso keine Zeit?“

„Je nun, ich lebe in Eitelkeit, wenn ich mich aber einmal zusammenraffe und an das Heil meiner Seele denke, dann überkommt mich immer schmerzliche Sehnsucht, und statt besser wird es noch schlechter.“

„Deine Rede ist ohne Maß und Sinn.“

„Nein, ich sage die Wahrheit. Wenn ich anfangen nachzudenken, dann bewirkt mein schwacher Charakter, daß ich unsicher werde, abermals alles zerstöre und schließlich zu meinem Gauklerstandpunkt zurückkehre.“

„Nun, so bist du ein verlorener Mensch.“

„Sehr leicht möglich.“

„Und ich meine, daß du gar nicht der Pamphalon bist, den ich brauche.“

„Ich kann dir darauf keine Antwort geben,“ versetzte der Gaukler, „mir scheint nur, daß ich zur Zeit, wo ich so glücklich bin, dir in deinen Reisebeschwernissen helfen zu können, gerade der rechte Pamphalon für dich bin, gerade der, den du gebrauchen kannst; was dir aber weiterhin von Nutzen sein wird, das können wir uns morgen überlegen. Jetzt will ich dir die Füße waschen. Du aber erlaube dich an dem, was ich dir vorsehen kann, und lege dich schlafen, während ich meinem Gauklerhandwerk nachgehen werde.“

„Ich muß nur mit dir sprechen.“

„Mit mir sprechen?“ rief Pamphalon.

„Ja, ich muß mit dir sprechen, darum bin ich gekommen, und ich werde nicht eher von dir gehen, bis du meinen Wunsch erfüllt hast.“

Pamphalon schaute den Greis an, berührte vor-

sichtig seinen blauen Haarschopf und fing plötzlich laut an zu lachen.

„Was kommt dir denn, du Schalk, in meinen Worten so lachhaft vor?“ fragte Hermius.

Pamphalon antwortete: „Verzeih mir mein sinnloses Benehmen. Ich lachte nur aus alter Spaszmachergewohnheit. Du willst nicht von mir gehen, nun, da dachte ich bei mir, daß ich dich ganz gut nehmen und durch die Stadt führen könnte. Es würde für mich recht einträglich sein, dich durch Damaskus zu führen und zu zeigen; alle Leute würden zusammenlaufen, um dich anzusehen. Doch ich schäme mich, daß ich so über dich gedacht habe, und es mag sein, daß auch du dich noch schämst, weil du dich über mich lustig gemacht hast.“

„Ich mache mich nie über jemand lustig, Pamphalon.“

„Warum sagst du dann, daß du zu deiner Belehrung mit mir sprechen willst? Was für Lehren kann ich, der elende Gaukler, dir geben, dem Manne, der im heiligen Schweigen der Wüste die Kraft hatte, über Gott und die Menschen nachzudenken? Gott hat mich seiner heiligsten Gabe — des Verstandes nicht ganz beraubt, und so kenne ich den Unterschied, der zwischen mir und dir besteht. Kränke mich denn nicht länger, Greis, laß mich deine Füße waschen und ruhe dich auf meinem Bett aus.“

„Mag es so sein!“ antwortete Hermius, „du bist hier der Herr im Haus, tu also, was du für richtig hältst.“

Pamphalon trug eine Bütte mit frischem Wasser herbei und wusch dem Gast die Füße. Dann gab er ihm zu essen, wies ihm das Nachtlager an und sagte: „Morgen will ich mit dir sprechen. Jetzt bitte ich dich nur um eines: ängstige dich nicht, wenn einer von den Müßiggängern an meine Tür klopft oder irgend etwas gegen die Wand wirft. Das bedeutet nichts anderes, als daß Leute, die ein Fest feiern, mich rufen lassen, damit ich sie unterhalte.“

„Und du stehst auf und gehst zu ihnen?“

„Ja, zu jeder Stunde.“

„Und gehst wirklich überall hin?“

„Natürlich, ich bin doch ein Gaukler und kann über die Beschaffenheit des Ortes nicht erst lange Erwägungen anstellen.“

„Armer Pamphalon!“

„Was soll ich tun, mein Vater! Die Weisen und die Philosophen brauchen meine Kunstfertigkeiten nicht, sondern nur die Müßiggänger. Ich gehe beim Basar hin und her, bin auf der Rennbahn, treibe mich auf Gelagen herum, bin ständiger Gast in den Hainen, vor der Stadt, wo die jungen reichen Herren spazieren gehen, vor allem aber bin ich nachts in den Häusern der Hetären . . .“

Bei diesem letzten Wort hielt Hermius nur mit Mühe die Tränen zurück und rief noch bekümmert: „Armer Pamphalon!“

„Es ist nicht anders,“ antwortete Pamphalon, „ich bin in der Tat ein armer Mann. Ich bin nun einmal ein Sohn der Sünde. Wie ich in Sünden gezeugt

ward, so wuchs ich auch in Sünden heran. Man lehrte mich nie etwas anderes als Kunststücke machen, und auf der Welt mußte ich leben, weil mich hier meine Mutter in Sünde empfangen und geboren hat. Ich konnte es nicht ertragen, daß meine Mutter für ein Stück Brot jedem fremden Mann die Hand reichte, und ich ernährte sie, indem ich Kunststücke trieb.“

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Ich glaube, sie ist bei Gott. Sie starb auf demselben Lager, wo du jetzt liegst.“

„Man liebt dich in Damaskus?“

„Ich weiß nicht, was das Wort ‚lieben‘ bedeutet, aber vielleicht liebt man mich auch, denn die Vornehmen werfen mir das Geld für meine Späße nur so zu und bewirten mich an ihren eigenen Tischen. Ich trinke auf fremde Rechnung teure Weine und bezahle dafür mit meinen Narreteien.“

„Du trinkst Wein?“

„D ja, da gibt es keinen Zweifel, ich trinke Wein, und sogar sehr gern. Anders geht es auch nicht bei einem Menschen, der sich in lustiger Gesellschaft befindet.“

„Was hat dich denn an solche Gesellschaften gewöhnt?“

„Der Zufall oder besser, ich kann es dir, bei deiner Gottesfurcht nicht näher beschreiben. Meine Mutter war in ihrer Jugend sehr lustig und schön. Mein Vater war ein angesehenener Mann. Er ließ mich im Stich, keiner vor den wohlgeborenen Herrschaften nahm mich auf. Das tat nur ein Mann wie ich selbst

einer bin, ein Gaukler. Er schlug mich oft und verrenkte mir die Glieder, aber dennoch sage ich ihm Dank, denn er lehrte mich seine Künste, und jetzt versteht keiner besser als ich, Ringe in die Höhe zu werfen, die sich in der Luft unbemerkt zusammenfügen; keiner schmalzt so mit der Zunge, schneidet Grimassen, klatscht mit den Händen, tänzelt mit den Beinen und wackelt so gut mit dem Kopfe wie ich.“

„Ist dir dein Handwerk noch nicht zuwider geworden?“

„Nein. Oft gefällt es mir nicht, besonders wenn ich sehe, wie die hohen Herren bei den Hetären ihre Zeit vertun, die sie doch dazu benützen müßten, um über die Wohlfahrt des Volkes nachzudenken, oder wenn man blühende Jünglinge in die Freudenhäuser bringt, aber ich bin von Jugend auf daran gewöhnt und verstehe nicht, mir mit etwas anderm mein Brot zu verdienen.“

„Du armer, armer Pamphalon! Schau, dein Kopf wird schon grau, und du mußt immer noch mit den Händen klatschen, mit den Beinen strampeln und mit dem Kopf wackeln vor solchen verlorenen Geschöpfen wie diesen Buhlerinnen. Du wirst selbst genau wie sie zugrunde gehen.“

Pamphalon erwiderte: „Beklage mich nicht, weil ich die Beine schwingen und bei Hetären ausgehen muß. Die Hetären sind Sünderinnen, aber mit uns armen Leuten pflegen sie großes Mitleid zu haben. Wenn ihre Gäste betrunken sind, gehen sie selbst umher, sammeln für uns Geld bei den Müßig-

gängern ein, und zuweilen tun sie gar ein Übriges und unterstützen ihre Bitten für uns mit Liebkosungen.“

Als Pamphalon bemerkte, daß sich Hermius abgewandt hatte, berührte er ihn freundlich an der Schulter und sprach eindringlich weiter: „Glaub mir, verehrungswürdiger Greis, Leben bleibt Leben, und oft schlägt in der Brust einer Hetäre ein besonders gutes Herz. Viel trauriger ist es, wenn ich zu den Gastereien der reichen Herren gerufen werde. Ja, dort trifft man häufig widerwärtige Menschen: sie sind stolz, hochmütig und ihre Lustigkeit ist erzwungen, ein freies Lachen und einen Spaß verstehen sie nicht. Dort verlangt man, wovor sich das natürliche Empfinden des Menschen schämt, dort droht man mit Schlägen und mit Verwundungen, dort zaust man meinen buntgefiederten Vogel, dort bläst und speit man meinem Hund Akra in die Nase. Dort hält man alle Beleidigungen, die geringen Leuten zugefügt werden, für nichts, und am nächsten Morgen geht man zum Schein in die Kirche.“

„O Jammer! O Jammer!“ flüsterte Hermius. „Ich sehe, daß er noch lange nicht so weit ist, um zu begreifen, was Schmutz heißt. Aber sein Verstand und sein natürliches Empfinden sind doch vielleicht gut . . . Sicher bin ich nur darum zu ihm gesandt worden, um seine begabte Seele auf einen andern Weg zu bringen.“

Von diesem Gedanken begeistert, sagte er zu ihm: „Laß dein ekelhaftes Gewerbe sein, Pamphalon!“

Doch der gab mit ruhiger Stimme zu Antwort: „Ich möchte es gern, aber ich kann es nicht.“

„Erhebe deine Stimme zu Gott, er wird dir helfen.“

Pamphalon erbebte und sagte in hoffnungslosem Tone: „Zu Gott! . . . warum liefst du in meiner Seele das, was ich vergessen will?“

„Ah! Du hast gewiß bereits ein Gelübde getan und es wieder gebrochen?“

„Ja, du hast es erraten. Ich habe eine schlechte Tat vollbracht — ich habe ein Gelübde gegeben.“

„Warum nennst du ein Gelübde eine schlechte Tat?“

„Weil es den Christen untersagt ist zu schwören und zu geloben und weil ich, ein Christ immerhin, so schlecht ich auch sein mag, dennoch ein Gelübde getan und es gebrochen habe. Aber jetzt weiß ich, daß ein schwacher Mensch dem Allmächtigen nichts geloben kann, der ihn dazu bestimmt hat, das zu sein, was er ist, und der ihn formt wie der Töpfer den Ton auf seiner Drehscheibe. Mögest du es nur immer hören, Väterchen, ich hatte die Möglichkeit, dem Gauklerhandwerk zu entsagen, und ich tat es doch nicht.“

„Warum tatest du es nicht?“

„Ich konnte nicht.“

„Was ist das immer für eine Antwort bei dir: ‚Ich konnte nicht!‘ Warum konntest du und konntest wieder nicht?“

„Ja, so ist's, ich konnte und konnte wieder nicht, denn ich bin unbeständig, ich kann nicht an meine Seele denken, solange noch jemand da ist, dem ich helfen muß.“

Der Greis richtete sich auf seinem Lager auf, sah

dem Gaukler starr in die Augen und rief: „Was hast du gesagt? Du hältst es für nichts, deine Seele in alle Ewigkeit verderben zu lassen, nur um in diesem flüchtigen Leben etwas für einen andern zu tun? Hast du denn keinen Begriff von den verzehrenden Flammen der Hölle und der Unergründlichkeit der ewigen Nacht?“

Der Gaukler lachte und sagte: „Nein, ich weiß nichts davon. Wie soll ich etwas vom Leben der Toten wissen, da ich nicht einmal alles vom Leben der Lebendigen weiß? Aber du kennst den Tartarus, Greis?“

„Gewiß.“

„Und dennoch sehe ich, daß du vieles, was es auf Erden gibt, nicht kennst. Das dünkt mich seltsam. Ich sagte dir, daß ich ein Mensch bin, der zu nichts taugt, aber du glaubtest mir nicht. Hingegen schenke ich dir keinen Glauben, wenn du sagst, daß du etwas von den Toten weißt.“

„Unglücklicher! Ja, hast du denn überhaupt einen Begriff von der Gottheit?“

„Jarwohl, nur ist er sehr gering. Doch erwarte ich, nicht allzu streng dafür verurteilt zu werden, denn ich wuchs ja nicht in einer vornehmen Familie auf und hatte nie Gelegenheit, die Vorlesungen der Scholastiker in Byzanz mit anzuhören.“

„Man kann Gott kennen und Ihm dienen, ohne von den Scholastikern belehrt zu sein.“

„Ich bin ganz deiner Ansicht und habe in diesem Sinne immer bei mir zu Gott gesprochen: ‚Du bist

der Schöpfer, ich Dein Geschöpf — es ist nicht meine Sache, Dich zu begreifen. Du wirst Deinen Grund gehabt haben, als Du mich in meine Haut stecktest und hierher zur Erde sandtest, wo ich mich abmühen muß. Und so schleppe ich mich auf der Erde umher und mühe mich ab. Wenn ich gern wissen möchte, wofür all das so weise eingerichtet ist, so will ich mich doch nicht wie ein fauler Knecht benehmen und mit allen anderen Menschen über Dich Erörterungen anstellen. Ich werde Dir einfach gehorsam sein und nicht lange grübeln, was Du denkst, sondern ich nehme es hin und führe aus, was Dein Finger in mein Herz schreibt. Handle ich aber schlecht, so verzeih mir, Gott, denn Du warst es ja, der mir ein mitfühlendes Herz gab. Solange ich lebe, kann ich es mir nicht herausreißen.“

„Und du hoffst, dich damit rechtfertigen zu können?“

„Ach, ich erhoffe mir gar nichts, ebensowenig, wie ich vor irgend etwas Furcht habe.“

„Was! Auch Gott fürchtest du nicht?“

Pamphalon zuckte mit den Achseln und antwortete: „Wirklich, ich fürchte Ihn nicht: ich liebe Ihn.“

„Bittere du lieber!“

„Warum? Zitterst denn du?“

„Ich habe gezittert.“

„Und heute bist du müde geworden?“

„Ich bin nicht mehr der, der ich früher einmal war.“

„Gewiß bist du besser geworden?“

„Das weiß ich nicht.“

„Das hast du gut gesagt. Es ‚weiß‘ nur immer

der, der zuschaut, aber nicht der, der das Werk vollbringt. Der Handelnde kann sich nicht selbst schauen.“

„Und du hast dich irgendwann einmal als einen guten Menschen gefühlt?“

Pamphalon schwieg.

„Ich flehe dich an,“ wiederholte Hermius, „sage mir, ob du dich irgendwann einmal als guten Menschen gefühlt hast?“

„Ja,“ antwortete der Gaukler, „ich habe das Gefühl gehabt.“

„Wann war das?“

„Denk dir, es war zur nämlichen Stunde, da ich von Ihm abfiel . . .“

„Herr mein Gott! Was spricht dieser Wahnsinnige!“

„Ich spreche die lautere Wahrheit!“

„Aber wodurch und wie bist du von Gott abgefallen?“

„Ich tat es um eines einzigen Seufzers willen.“

„Verkündige mir doch, was du getan hast!“

Pamphalon wollte antworten, was ihm widerfahren war, aber in demselben Augenblick wurde der Türvorhang von zwei jungen, braunen Frauenarmen, an denen Armbänder klirrten, zurückgeschlagen und zwei frische Frauenstimmen schrien durcheinander: „Pamphalon, lachenerregender Pamphalon! Mache dich schnell auf und komm mit uns! Wir kamen zu Fuß durch die Dunkelheit von unserer Hetäre zu dir . . . Spute dich, spute dich, unsere Grotten und Alleen sind voll von reichen Gästen aus Korinth. Nimm die Reifen,

die Saiten, Akra und den Vogel mit dir. Heute Nacht kannst du viel mit deinen Kunststücken verdienen und deinen großen Verlust wenigstens etwas wieder gut machen.“

Hermius betrachtete die beiden Frauen. Ihre glänzende, warme Haut, ihre halboffenen Münder, ihre matten Augen mit dem ins Wesenlose starrenden Blick und der Duft ihrer leidenschaftlichen Körper verwirrten ihn. Der Wüstenheilige glaubte sogar das dumpfe Raunen des Blutes in ihren Adern zu hören und ahnte in weiter Ferne schnaubende Rosse, Hufgestampf und den scharfen Schweißgeruch Silens.

Hermius bebte vor Furcht, drehte sich der Wand zu und verhüllte sein Antlitz mit der Matte.

Pamphalon neigte sich zu ihm und sprach leise: „Da siehst du, ob ich Muße habe, mit dir über die höchsten Dinge zu reden!“ Und in plötzlichem Wechsel laut und fröhlich sprechend gab er den Frauen zur Antwort: „Gleich, gleich komme ich zu euch, meine Nilschlänglein.“

Pamphalon piff seiner Akra, nahm die Stange mit dem Reifen, an dem der buntgesiederte Vogel saß, ergriff seine übrigen Gauklergerätschaften, löschte die Lampe und ging hinaus.

Hermius blieb allein in der leeren Wohnung.

II

Hermius vermochte lange keinen Schlaf zu finden. Er dachte darüber nach, wie er die beiden Dinge unter einen Begriff bringen sollte, nämlich den Grund, weshalb er hierher gekommen war, und das, was er

hier angetroffen hatte. Es war natürlich auf den ersten Blick zu sehen, daß der Gaukler ein gutherziger Mensch war, aber alles in allem war er doch ein leichtsinniger Bruder: er machte Späße, klatschte mit den Händen, tanzte, wackelte mit dem Kopf, und hatte dazu noch nicht einmal Lust, von diesen Satansspäßen zu lassen. Ja, und war ihm das überhaupt möglich, nachdem er schon so tief im lockeren Leben versunken war? An dem Ort zum Beispiel, an dem er sich gerade jetzt befand, nachdem er den beiden schamlosen Dirnen gefolgt war, deren raunendes Blut noch immer wie ein Wehen des leidenschaftlichen Dunstes Silens in der Luft stand?

Wenn so schon die Botinnen waren, wie mußte dann erst die sein, der sie in ihrem lasterhaften Hause dienten! . . .

Den Einsiedler schauderte es.

Wofür mußte er dann nach dreißig Jahren von seinem Felsen herunter klettern, viele Tage lang halb ohnmächtig dahinwandern, um endlich nach Damaskus zu gelangen und nichts anderes zu sehen als dieselbe widerwärtige Sündhaftigkeit, vor der er aus Byzanz geflohen war? Nein, gewiß hatte ihn nicht ein Engel Gottes hierher gesandt, sondern ein Dämon, der ihn versuchen wollte. Daran war kein Zweifel mehr möglich, er mußte sofort aufstehen und entfliehen.

Unendlich schwer wurde es dem Greis, sich aufzurichten — seine Beine waren von dem weiten Weg müde geworden, heiß und voller Gefahren war die Wüste gewesen. Aber er gönnte seinem Körper keine

Schonung . . . er steht auf, eilt irren Laufes durch die Gassen von Damaskus: aus den Häusern schallen trunksene Gefänge und Becherklang, leidenschaftliches Stöhnen der Nymphen, Silen steht da in eigener Person — und alles brandet gegen den Heiligen an wie eine riesige Welle. Aber seinen Füßen ist ungewöhnliche Kraft und Behendigkeit verliehen. Er eilt und eilt, sieht seinen Felsen, klammert sich an die spitzigen Vorsprünge, will zu seiner Grotte hinaufklettern, irgendeine übermächtige Hand reißt ihn jedoch wieder herab und stellt ihn auf den Boden, während eine unsichtbare Stimme grollend ruft: „Verlaß Pamphalon nicht, bitte ihn, dir zu erzählen, wie er das Werk seiner Rettung vollbrachte.“

Bei diesen Worten wurde Hermius von einem Sturm ergriffen und zurückgeblasen, so daß er kaum noch Atem schöpfen konnte. Als er wieder die Augen aufschlug, sah er, daß es heller Tag war, und daß er sich in der Hütte Pamphalons befand. Da lag auch der Gaukler selbst auf dem bloßen Fußboden hingestreckt und schlief, desgleichen sein Hund und der buntgefiederte Vogel . . .

Neben der Kopfmatte von Hermius standen zwei Gefäße aus Ton. Das eine enthielt Wasser, das andere Milch. Auf frischen, grünen Blättern lagen weiche Ziegenkäse und saftige Früchte.

Am Abend zuvor war nichts von alledem vorhanden gewesen . . .

Der Wüstenheilige hatte also fest geschlafen, während sich sein müder Gastgeber nach seiner Rückkehr

nicht sogleich zur Ruhe begeben, sondern zuvor noch für das Wohl seines Gastes gesorgt hatte.

Der Gaukler hatte seinem Gaste alles, was er irgendwo bekommen hatte, vor das Lager gestellt, auf daß er sich am andern Morgen stärken könne.

Weder Früchte noch Käse hatte Pamphalon am Abend zuvor im Hause gehabt! Er hatte also alles offensichtlich bei den Hetären erhalten, zu denen er hingegangen war, um die Nichtsteuer zu belustigen.

Er nahm von den Hetären Gaben an und brachte sie dem Pilger!

„Ein absonderlicher Mensch ist mein Hausherr,“ dachte Hermius, erhob sich von seinem Lager, schritt zu Pamphalon und schaute ihm lange ins Gesicht. Gestern abend hatte er Pamphalon beim Schein der Lampe und für die Vorstellung hergerichtet gesehen, die Haare gekräuselt und das Gesicht geschminkt; jetzt, wo sich der Gaukler die Schminke abgerieben hatte und schlief, hatte sein Gesicht einen stillen und schönen Ausdruck. Hermius glaubte, nicht einen Menschen, sondern einen Engel vor sich zu sehen.

„Sollte ich dennoch nicht getäuscht worden sein?“ dachte sich Hermius; „vielleicht wurde ich doch nicht in eine Versuchung geführt, sondern es ist wirklich der Pamphalon, der vollkommener als ich ist und bei dem ich mir Belehrung holen soll? Herr mein Gott! Wie soll ich dies erfahren? Wie soll ich meine Zweifel entscheiden?“

Der Greis brach in Tränen aus, ließ sich vor dem Gaukler auf die Knie nieder, umpfing sein Haupt und

begann, ihn mit tränenersüßter Stimme bei seinem Namen zu rufen.

Pamphalon erwachte und fragte: „Womit darf ich dir dienen, mein Vater?“

Als Pamphalon sah, daß der Greis weinte, erschrak er, stand eilig auf und sagte: „Warum sehe ich Tränen auf deinem greisen Antlitz? Hat dich jemand beleidigt?“

Hermius antwortete: „Es hat mich niemand beleidigt außer dir, denn ich kam aus meiner Wüste zu dir, um von dir zu erfahren, was mir not tut, doch du willst mir nicht sagen, wieso du Gott wohlgefällig bist; verschließ dich nicht länger vor mir und quäle mich nicht: ich sehe, daß du inmitten eines leeren und eitlen Lebens deine Tage verbringst, und doch ist mir von dir geoffenbart, daß Gott dich liebt.“

Pamphalon dachte nach und sagte dann: „Glaube mir, Greis, es gibt in meinem Leben nichts, was mir zum Lob angerechnet werden könnte, im Gegenteil, es ist alles sehr widerwärtig.“

„Vielleicht weißt du es selbst nicht?“

„Nun, wie soll ich es nicht wissen! Ich weiß, daß ich, wie du selbst siehst, in Eitelkeit dahinlebe, und zudem habe ich noch ein so schlechtes Herz, daß es mir nicht einmal erlaubt, mich zu bessern.“

„Nun, so erzähle mir, wie dein Herz dir Schaden brachte und dich nicht besser werden ließ! Und wie kam es, daß du dich als einen guten Menschen empfandest, indem du Schlechtes begingst?“

„Oh, das will ich dir gern sagen,“ antwortete

Pamphalon, „wenn du es so dringend wünschst. Ich will dir die Geschichte erzählen, wenn ich auch überzeugt bin, daß du nach meiner Geschichte nie wieder zu mir kommen wirst. Laß mich schnell aufstehen, und gehen wir dann vor die Stadt ins freie Feld. Dort im Freien will ich dir den Vorfall erzählen, durch den ich jeder Hoffnung, meine Seele zu retten, verlustig ging.“

„Gehen wir, um Gottes willen, so schnell wie möglich,“ antwortete Hermius, und bedeckte sich mit seinen brüchigen Lumpen.

Sie schritten beide vor die Stadt und nahmen am Rande einer wilden, steil abfallenden Schlucht Platz. Akra lagerte sich zu ihren Füßen und Pamphalon begann zu erzählen.

12

„Um nichts in der Welt hätte ich dir von selbst meine Geschichte erzählt,“ begann Pamphalon, „um die du mich gebeten hast; aber da du mich unbedingt für einen guten Menschen halten willst, und ich mich dessen schäme, weil ich es nicht wert bin — ich verdiene weiter nichts als Verachtung — so will ich erzählen. Ich bin ein großer Sünder und Zecher, aber schlimmer als das, ich bin ein Betrüger, und nicht nur ein einfacher Betrüger, sondern ich betrog Gott selbst, indem ich ein Gelübde, das ich ihm gegeben hatte, brach, noch dazu in einem Augenblick, als ich in ganz unzweifelhafter Form die Möglichkeit erhalten hatte, mein Versprechen auszuführen. Höre mich bitte an und urtheile streng über mich. Ich wünsche durch dein Urtheil

die heilsame Wunde zu empfangen, die mir zur Strafe dienen soll.

Die Unsauberkeit meines Gauklerlebens hast du gesehen und kannst alles weitere demnach verstehen. Ich bin durch und durch schmutzig und widerwärtig. Ich habe dir die Wahrheit gesagt, daß ich nicht gelernt habe, über die göttlichen Dinge Erörterungen anzustellen, und zudem ist mein Leben derart, daß ich selten auf solche Gedanken komme; aber du bist ein guter Beobachter — es gab auch Augenblicke, wo ich an meine Seele dachte. Man erheitert den Schlemmern die Nacht mit seinen Späßen, wenn man aber des Morgens heimkehrt, fragt man sich unwillkürlich: lohnt sich denn überhaupt solch ein Leben? Man sündigt, um zu leben, und lebt, um zu sündigen. So schließt sich der Kreis. Aber der Mensch, ehrwürdiger Vater, ist ein listiger Heuchler. In jeder Lage sucht er nach einem Feigenblatt, um seine Blöße zu verhüllen. So bin auch ich. Mehr denn einmal dachte ich darüber nach, wie ich in Folge meiner Not tief im Schmutz der Sünde stecke und mich doch mit dem, was ich erwerbe, kaum ernähren kann. „Ja, wenn ich einmal so viel Geld bekäme, daß ich mir ein Stück Feld, und wenn's auch noch so klein wäre, kaufen und es bearbeiten könnte, dann wollte ich sofort mein Gauklergewerbe sein lassen und ein Leben wie andere ehrenwerte Leute beginnen,“ meinte ich. Aber ich erreichte mein Ziel nie. Nicht etwa, weil in meinen Händen nie Geld gewesen wäre — nein, ich hatte schon Geld, aber immer kam etwas dazwischen, das mich hinderte, so viel zu sparen, wie

ich brauchte, und eh ich genug beisammen hatte, war alles Ersparte zumeist schon wieder in alle Winde verfliegen; es kam vor, daß jemand in Not geriet, er tat mir leid, und so verlor ich alles wieder, was ich besaß. Wenn ich einmal auf einen Schlag eine große Menge Geldes in die Hände bekam, dann wollte ich meine Spasmacherkünste gewiß aufgeben und einen ehrlichen Beruf ergreifen, aber Flicken an Flicken zu nähen, verstand ich nicht. Warum hat mich Gott so geschaffen? Wenn Er aber mit Seiner freigebigen Hand einmal richtig helfen würde, nun, dann wollte ich mich auch zusammenehmen und ebenso anständig leben, wie die andern ehrenwerten Menschen, die bei den Mönchen in Achtung stehen und bei den Klerikern und allen, denen das Himmelreich sicher ist.

Nun, und was meinst du? Als hätte sie mein Wunsch herbeigerufen, ereignete sich plötzlich eine so wunderbare Begebenheit mit mir, wie ich sie mir auch in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt hätte. Höre mich aufmerksam an und richte mich streng.

Es geschah folgendes: Ich wurde einmal zu der Hetäre Asella gerufen, um ihre Gäste zu erheitern. Sie ist nicht mehr jung, aber ihre Schönheit überdauert die Jahre, Asella ist schöner, reizender und flüger als alle anderen Hetären in Damaskus. Es waren viele Gäste bei ihr, durchweg Ausländer aus Rom und reichgewordene Prozen aus Korinth. Alle waren vom Weine trunken und trieben mich unaufhörlich an, vor ihnen zu spielen und zu singen. An-

dere wollten, daß ich ihnen Späße vormachte, und ich erfüllte alle Wünsche. Als ich müde wurde, wollten sie nichts davon wissen, sondern machten sich über mich in kränkender Weise lustig, stießen mich und flößten mir mit Gewalt Wein ein, dem sie irgendein unangenehm wirkendes Mittel zugesetzt hatten. Sie begossen mich und ärgerten meinen Hund Akra. Sie zwickten ihn in die Pfoten und spuckten ihm auf die Nase, und als Akra murrte, schlugen sie ihn und drohten sogar, ihn totzuschlagen. Ich ertrug alles, weil ich Sorge tragen mußte, mir den Verdienst durch sie nicht entgehen zu lassen; denn ich muß dir gestehen, ich hatte mich damals verpflichtet, einem zum Krüppel geschossenen Soldaten wieder in seine Heimat zu verhelfen. Die kluge Hetäre Asella aber, die sah, welchen Schimpf man mir antat, wendete alles zu meinen Gunsten. Sie breitete ihre Tunika auseinander und veranlaßte alle Anwesenden, Geld für mich hineinzuworfen. Die Gäste aber gaben in ihrer Betrunktheit große Summen für mich. Besonders hervor tat sich ein aufgeblasener dicker Korinther namens Horus, der einen aufgeblähten Bauch, aber keinen Hals hatte. Horus rief mit dröhnender Stimme: ‚Asella, zeig mir mal, ob sie auch alle viel Geld in deine Tunika gelegt haben!‘

Sie wies ihm ihre Tunika.

Horus schaute hinein, verzog sein Gesicht zu einem höhnischen Lächeln über die Römischen und fügte hinzu: ‚Nun paß mal auf, Asella, was ich dir sagen werde: jage sofort alle diese Gäste aus deinem Haus und laß dir von meinem Diener das Zehnfache von

dem geben, was sie dir für deinen Spaßmacher in deine Tunika gelegt haben.'

Asella sagte zu den Gästen: ‚Ihr weisen Männer: Fortuna läßt sich zu den Sterblichen nur selten herab, aber zu Pamphalon ist sie in seinem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal gekommen. Gebt also Platz und geht still schlafen!‘

Nicht recht zufrieden verließen die Gäste das Haus. Mich geleitete Asella als letzten hinaus. Sie gab mir so viel Geld mit, daß ich es nicht zu zählen vermochte. Am andern Morgen aber, als ich nachzählte, fand ich, daß es zweihundertdreißig Goldstücke waren. Ich war vor Freude außer mir, fühlte aber doch zugleich eine gewisse Angst.

‚Jetzt ist also das Glück da!‘ dachte ich, ‚ich brauche mich nicht mehr mit meinem Gauklergewerbe zu befassen. Es war, als hätte Gott mein Gelübde erhört. Niemals zuvor hatte ich auf einmal so viel Geld in Händen gehabt. Jetzt hat es ein Ende, daß mir jeder Schimpf antun und sich über mich lustig machen kann. Ich bin kein armer Teufel mehr. Für dieses Geld habe ich gestern großen Schimpf ertragen, doch dafür wird es in Zukunft nie wieder so sein. Schluß mit den Gauklerstücken! Ich werde mir ein kleines Stück Land suchen, in dem ein reiner Quell fließt und eine vielblätterige Palme sprießt. Ich werde das Land kaufen und ehrlich mein Brot verdienen wie alle Leute, deren Bekanntschaft sich weder Kleriker noch Mönche schämen.‘

Ich gab mich den verschiedenartigsten Träumen

hin und war geradezu verliebt in den Gedanken, wie ich ein ehrenhaftes Leben führen würde: in aller Herrgottsfrühe würde ich mich erheben, nicht so, wie jetzt, wo ich mich am Morgen erst hinlege; ich würde nicht mehr pfeifen, sondern Psalmen singen; tagsüber würde ich in meinem Weingarten arbeiten, abends aber bei meiner Quelle unter meiner Palme sitzen, über meine Seele nachdenken und nach Wanderern ausschauen. Würde aber ein Wanderer erscheinen, dann wollte ich mich schnell erheben, ihm entgegenzueilen, ihn zu mir bitten und in meinem Hause gastlich aufnehmen, ihm ein Lager antweisen, ihn bewirten und dann mit ihm bis in die tiefe Nacht unter der Ewigkeit des Sternenhimmels über Gott reden. So hätte sich mein Leben durchaus zum besseren gewendet, und ich wäre im Alter, wenn meine Kräfte nachgelassen hätten, kein Gaukler mehr gewesen. Und damit mein Entschluß noch stärker werde und mich keine Schwäche irgendwelcher Art überkommen könne, band ich mir die Hände mit einer unzerreißbaren Kette . . . Ich tat das, wovon du sprachst, ich schwor, von diesem Augenblick an ein ganz anderer Mensch zu werden. Aber vernimm, was danach kam, und wieso ich weder meinem Gelübde noch meinem Versprechen treu bleiben konnte.

Um mein Geld nicht zu verschwenden, verzichtete ich darauf, dem verwundeten Soldaten in seine Heimat zu verhelfen; statt dessen vergrub ich all mein

Geld unter meinem Kopfkissen und hob morgens meine Matte nicht auf. Ich stellte mich krank und lehnte jedesmal ab, wenn man mich zu einem der ausgelassenen Gelage rief. Allen, die mich holen wollten, gab ich zur Antwort, daß ich krank sei und in die Berge gehen wolle, um mich in der frischen Luft zu erholen und Heilkräuter gegen meine Krankheit zu suchen. Heimlich aber begab ich mich zu einem Vermittler, dem Juden Kapiton, der stets weiß, wo etwas zum Verkauf steht, und bat ihn, mir ein schönes Fleckchen Land ausfindig zu machen mit einer Quelle und einer schattengebenden Palme. Kapiton, der Vermittler, konnte mich sofort mit der Mitteilung beglücken: ‚Ich habe gerade so etwas greifbar,‘ sagte er, ‚wie du es brauchst.‘ Und er beschrieb mir ein so schönes Stück Land, wie ich es mir selbst in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt hätte. Es gab da eine Quelle und eine Palme, ja sogar einen Balsamstrauch, dessen Duft über die ganze Gegend hinströmte.

‚Geh,‘ sagte ich, ‚und kaufe mir sofort das Land.‘

Der Jude versprach, alles in Ordnung zu bringen.

‚Sieh da,‘ dachte ich, ‚nun ist mit einemmal das Ende meines unregelmäßigen Lebens gekommen, jetzt sage ich all meinem Schreien und Pfeifen Lebewohl, tue die Gauflergewänder ab und ziehe den Bürgerrock an. Mein Haupt will ich mit einem Tuch bedecken, tags werde ich auf dem Felde arbeiten, nachts aber vor meiner Hütte sitzen und Abrahams Gastlichkeit nachahmen.‘

Doch ich verhehlte mir nicht, daß ich während all

dieser Zeit eine gewisse Unruhe verspürte. Ich hatte immer das Gefühl, als würde nichts von dem, was ich mir vorgenommen hatte, eintreffen.

Auf dem Rückweg von Kapiton kam mich ein Schrecken an: hatte nicht gar jemand erfahren, daß ich von dem Korinther solche Summe Geldes erhalten hatte, und war nicht etwa jemand während meiner Abwesenheit gekommen und hatte mein Geld aus dem Versteck unter dem Kopfkissen gestohlen, wohin ich es getan hatte? Ich eilte Hals über Kopf heim in einer Aufregung, wie ich sie nie zuvor gespürt hatte, und kaum zu Hause angelangt, warf ich mich auf den Boden, um meinen Schatz wieder auszugraben und das Geld nachzuzählen. Alle zweihundertunddreißig Goldstücke, die mir der stolze Horus aus Korinth hingeworfen hatte, waren vollzählig da. Ich nahm sie, scharrte sie wieder ein und legte mich wie ein Hund über sie.

Und willst du wissen, wen ich fürchtete? Nicht allein jene Diebe, die umherschleichen und stehlen, fürchtete ich, sondern auch jenen Dieb, der immer in meinem Herzen lebte. Von irgendwelchem Unglück wollte ich nichts mehr hören, damit es mich nicht der Festigkeit beraubte, die jeder Mensch braucht, der seinem Lebensweg eine andere Richtung zu geben wünscht und nicht darauf achten kann, was sich irgendwo mit seinen Mitmenschen ereignet. Ich war ja nicht schuld an ihrem Unglück. Da mich der Weg zu Kapiton und der Rückweg sehr müde gemacht hatten, überkam mich bald der Schlaf. Doch auch der Schlaf

war voll Unruhe. Mir träumte, daß ich das mir von Kapiton empfohlene Land gekauft hatte. Ich lebte in einem freundlichen Haus, in der Nähe murmelte ein klares Bächlein, der Balsamstrauch strömte seinen Duft über mich hin und eine Palme gewährte mir mit ihren breiten Zweigen kühlen Schatten. Aber in all dieser Pracht gab es stets etwas, was die Schönheit wieder aufhob: Im Bächlein sah ich eine Unzahl von Blutegeln, rings um die Palme krochen große Kröten, unter dem Balsamstrauch aber ringelte sich eine Natter. Als ich die Natter sah, entsetzte ich mich so sehr, daß ich aufwachte. Sofort kam mir der Gedanke: ist mein Geld auch noch unverfehrt? Es war unverfehrt — ich lag ja darauf, und niemand hätte es ohne Gewaltanwendung nehmen können. Und da überlegte ich mir, daß die Kunde von dem Reichtum, den mir Horus bei Asella zugeworfen hatte, in Damaskus nicht unbemerkt verhallen würde. Der stolze Horus aus Korinth hatte mir auf dem Fest bei der Hetäre das Geld wohl nicht zu dem Zweck gegeben, daß es geheim bleiben sollte. Er hatte es natürlich nur deswegen getan, damit alle seinen Reichtum beneiden und Gerüchte über ihn entstehen sollten, die seinem Stolz schmeichelten. Also wußten die Leute, daß ich Geld im Hause hatte, und so würden sie nachts kommen, um mich zu berauben, wenn nicht gar niederzuschlagen, und wenn ich mich zur Wehr setzte, mich wohl auch zu ermorden.

Da ich meine Lürmatte noch immer nicht aufgezogen hatte, war es in meiner Hütte unerträglich schwül geworden. Ich ging deshalb zur Matte und

wollte sie hochnehmen. Dabei sah ich, daß auf der Straße zwei kleine Jungen mit gefüllten Brotkörben vorbeisritten; vor ihnen ging ein Esel, der gleichfalls mit Brotkörben vollgepackt war. Die Buben trieben den Esel vor sich her und unterhielten sich . . . über mich! ‚Siehst du‘, sagte der eine, ‚unser Pamphalon zieht jetzt nicht einmal mehr seine Matte in die Höhe.‘

‚Ja, warum soll er denn das tun,‘ antwortete der andere, ‚er braucht nun keine Grimassen mehr zu schneiden, er ist ein reicher Mann geworden und kann so lange schlafen wie er will. Ich meine, du hast gehört, was sich alle erzählten, die heute zu uns in die Backstube kamen?‘

‚Wie denn nicht, wie denn nicht, ich habe so aufmerksam zugehört, daß mir der Meister eine Ohrfeige dafür gab. Jrgendein Proß aus Korinth, der unsere reichen Herrn aus Damaskus übertreffen wollte, hat Pamphalon bei der Hetäre Asella zehntausend Goldstücke hingeworfen. Er kauft sich jetzt ein Haus mit Park und Sklavinnen und kann den ganzen Tag am Springbrunnen liegen.‘

‚Nicht zehn, sondern zwanzigtausend Goldstücke sind es gewesen,‘ verbesserte der andere, ‚und dazu befand sich das Geld noch in einem mit Perlen übersäten Schrein. Sicher kauft er sich einen Park mit einem Palast, stellt rings um sich die schönsten Knaben mit Fächern auf, zieht mancherlei gelehrte Männer zu sich heran und läßt sie in den verschiedensten Sprachen Erörterungen über den heiligen Geist anstellen.‘

Aus dieser Unterhaltung der beiden Bäckerjungen

er sah ich klar, daß die Geschichte meiner unverhofften Bereicherung bereits ganz Damaskus bekannt war. Zudem war die Summe, die ich der Laune des prozenthafsten Horus zu verdanken hatte, ins Maßlose übertrieben worden.

Aber wer konnte mit Bestimmtheit wissen, daß die Summe, die mir der prahlerische Horus zugeworfen hatte, nicht mehr als dreihundert Litren, aber keineswegs zwanzigtausend Goldstücke ausmachte? Das wußte selbstverständlich nur ich allein, weil Horus das Geld, das er verschleudert hatte, ohne Zweifel nicht gezählt hatte.

Aber das alles war noch unwichtig im Vergleich zu dem, womit die vorübergehenden Knaben ihr Gespräch schlossen. Der eine erzählte nämlich weiter, daß jetzt alle Welt die Frage beschäftige, wo ich einen solchen Reichtum, wie zwanzigtausend Goldstücke, versteckt haben könnte. Besonders, sagte er, interessiere sich der Flötenspieler Amon dafür, ein überaus verwegener Halsabschneider, der vorher in zwei einander bekämpfenden Heeren Soldat gewesen war, dann Räuber wurde und Pilger umbrachte. Nachdem er auch noch eine Zeitlang Mönch in der nitrischen Wüste gewesen war, erschien er endlich hier bei uns in Damaskus mit einer Flöte und einer schwarzen Buhlerin, die er in das Gewand eines nitrischen Mönchbruders gesteckt hatte. Den Mönch hatte er wahrscheinlich erschlagen, die Buhlerin verkaufte er nackt an ein Freudenhaus, während er ihr Gewand benutzte, um damit den Staub und den Schmutz von den Füßen der Nichtsteuer zu

wischen, die abends zu den Häusern der Hetären gingen. Er spielte bei meinen Vorstellungen auch oft die Flöte, noch öfter aber trieben ihn die Hetären davon. Amon war selbst schuld daran, weil er sich ohne jedes Schamgefühl die Wangen rot schminzte und die Augenbrauen nachzog, als wenn er eine Person des anderen Geschlechts sei. Dadurch machte er sich den Frauen verhaßt, die in ihm so etwas wie einen Nebenbuhler sahen. Auf mich hatte Amon einen furchtbaren Haß. Ich wußte sogar, daß er schon mehrere Male Trunkene hatte anstiften wollen, mich nachts zu überfallen und mich unschädlich zu machen.

Jetzt war der Wunsch, mir Unheil zu bereiten, in Amon natürlich noch stärker geworden, und seine alten Räuberpraktiken konnten ihm leicht dazu verhelfen, alle von ihm erdachten Bosheiten zur Ausführung zu bringen. Er hatte etwas Geld und konnte sich Leute dingen, die er zu allem bringen würde, was er ihnen befahl.

14

Der Gedanke an die Gefahr, die mir von Amon drohte, schoß wie ein Blitz durch meinen Kopf und nahm so von mir Besitz, daß ich nicht einmal fähig war, den Fenstervorhang hochzuziehen und die vorübergegangenen Knaben zurückzurufen, obwohl ich mir eigentlich frisches Brot von ihnen hätte kaufen müssen.

Als ich noch sprang und mich drehte für das wenige Geld, was man mir zuwarf, war ich immer satt gewesen und konnte mich sogar mit Wein stärken, jetzt

aber, wo ich Geld besaß, verbrachte ich zum erstenmal einen ganzen Tag, ohne etwas zu essen oder einen Schluck Wein zu trinken. Dazu befand ich mich noch in einer Unruhe, die so schnell wuchs, wie hierzulande die dichten Schatten der Dämmerung, wenn sie in dunkle Nacht übergehen.

Mir stand der Sinn nicht nach Speise: ich fürchtete für die Erhaltung meines Reichthums und für mein Leben. Der Flötenspieler Amon und seine Helfershelfer standen unablässig vor meinen Augen, und ich starb schier vor Angst. Ich glaubte, daß es unbedingt so kommen werde: tags war er bei seinen Spießgesellen umhergelaufen und hatte sie zu der Übelthat überredet, jetzt aber nach Einbruch der Dunkelheit hatten sie sich bestimmt schon in irgendeiner Hütte oder Kaschemme versammelt. Sowie es vollends dunkel war, würden sie hierher kommen, um mir die zwanzigtausend Goldstücke zu rauben. Wenn sie aber nicht so viel bei mir fänden, wie sie wähten, würden sie mir keinen Glauben schenken, daß Horus aus Korinth mir nicht so viel gegeben hatte, sondern sie würden mich martern und sengen.

Und da entsann ich mich plötzlich zu meinem Schreck, daß ich mich niemals gehörig um die Festigkeit der Kiegel an meiner armseligen Wohnung gekümmert hatte. Während meiner Abwesenheit verschloß ich sie eigentlich nur zum Schein und nachts schlief ich oft, ohne meine Thür und die Fenster überhaupt geschlossen zu haben.

Sich darüber Vorwürfe zu machen hatte jetzt keinen

Sinn mehr. Da die Nacht immer näher kam, mußte ich mich beeilen, um alles nachzusehen und so gut wie möglich in Ordnung zu bringen, damit man nicht so leicht bei mir einbrechen konnte.

Ich überlegte, wie ich meine Tür von innen verbarrikadieren konnte. Allein im selben Augenblick, als ich etwas zu diesem Zweck herrichtete, schob sich plötzlich und unerwartet vor meinen Augen meine Türmatte auseinander und eine ganz vermummte Person wurde wie von fremder, kraftvoller Hand hereingeschleudert, anders vermag man kaum zu sagen. Die Gestalt stürzte auf mich zu, umschlang meinen Hals und verharrte in dieser Stellung, nachdem sie mit verzweifelter Stimme gestöhnt hatte: ‚Rette mich, Pamphalon!‘

15

Bei den Gedanken, von denen ich erfüllt war, und der Furcht, die ich vor Amon hatte, war mein erster Argwohn, daß dies der Beginn einer fein ausgeklügelten Aktion sei, denn in solchen Listen war Amons räuberischer Sinn wohl beschlagen.

Ich wartete schon auf den Schmerz, wenn der Eindringling sein scharfes Messer bis ans Hest in meine Brust stoßen würde. Ich schleuderte daher im Trieb der Selbsterhaltung den Unbekannten mit solcher Kraft von mir, daß er gegen die Wand flog und über einen Klotz stolpernd in die Ecke fiel. Sofort aber überlegte ich mir auch, daß ich leichter mit dem einen Menschen fertig werden könnte, der mir dazu noch schwach schien, als mit mehreren, die ihm gewiß auf dem Fuße folgten.

Darum sperrte ich schleunigst die Thür ab und legte einen starken Balken davor. Dann nahm ich ein Beil in die Hand und lauschte angestrengt. Ich war entschlossen, jedem, der in meine Hütte eindringen wollte, mit der Art niederzuschlagen, wandte aber die ganze Zeit über keinen Blick von dem Eindringling, den ich in die Ecke geschleudert hatte.

Er kam mir allmählich ganz sonderbar vor, weil er unbeweglich in der Ecke liegen blieb, wohin er gefallen war, und in der er nicht mehr Raum einnahm als ein Kind. Gleichzeitig tat er durch nichts kund, daß er in irgendeiner räuberischen Absicht zu mir gekommen war, im Gegenteil schien es; als wenn er auf meiner Seite stünde. Er folgte angespannt jeder meiner Bewegungen und flüsterte keuchend: ‚Schließ dich ein! . . . Schließ dich schnell ein! . . . Schnell, Pamphalon!‘ Das verwunderte mich, und ich sagte ohne Aufregung: ‚Schön, schön, das habe ich ja schon getan, aber was willst du von mir?‘

‚Reiche mir schnell deinen Arm, gib mir etwas zu trinken und laß mich bei deiner Lampe sitzen. Dann werde ich sagen, was ich von dir will.‘

‚Schön,‘ antwortete ich, ‚in welcher Absicht du auch immer gekommen sein magst, hier ist meine Hand, hier eine Schale Wasser und ein Platz an meiner Lampe.‘

Mit diesen Worten streckte ich dem Gast die Hand entgegen. Vor meinen Augen erhob sich der leichte Körper eines Kindes.

‚Du bist kein Mann, sondern eine Frau!‘ rief ich. Und mein Gast, der bisher nur im Flüsterton ge-

sprochen hatte, antwortete mit einer Frauenstimme: „Ja, Pamphalon, ich bin ein Weib.“ Dabei schlug die Gestalt den dunklen Mantel, in den sie gehüllt war, zurück, und ich erblickte eine junge, schöne Frau, deren Gesicht mir bekannt vorkam. Die Schönheit dieses Antlitzes war von furchtbarem Gram überschattet. Ihre Haare waren kunstvoll geflochten, ihr gefalbter Körper strömte einen starken Ambraduft aus, aber sie war ohne jede Schamlosigkeit, obwohl sie fürchterliche Dinge sagte.

„Schau mich an, bin ich nicht schön?“ fragte sie und beschattete sich mit der einen Hand gegen das Licht der Lampe.

„Ja,“ bestätigte ich, „du bist unleugbar ein schönes Weib und solltest deine Zeit lieber nicht mit mir verträdeln. Was willst du?“

Sie sprach: „Du hast mich gewiß nicht erkannt. Ich bin Magna, die Tochter des Ptolemäus und der Albina. Kaufe mich! Kaufe mich! Gaukler Pamphalon, mich, die Tochter des Ptolemäus — du besitzt großen Reichtum, und Magna braucht Geld, um ihren Mann zu retten und ihre Kinder aus der Sklaverei zu befreien.“

Und während Tränen ihre Wangen nekten, begann Magna mit hastiger Hand den Gürtel ihrer Tunika zu lösen.

Ehrwürdiger Greis! Viele Menschen sind mir schon vor Gesicht gekommen, aber solch seltsamer Gast war

noch nie bei mir gewesen . . . Sie bot sich an und litt zugleich darunter. All das wollte mir fast das Herz zerreißen.

Der Name Magna gehörte der schönsten, vornehmsten und unglücklichsten Frau von Damaskus an. Ich kannte sie, als sie noch Kind war, hatte sie aber seit der Zeit, da sie mit Rufinus aus Byzanz unsere Stadt verlassen hatte, nicht mehr gesehen. Sie hatte ihn nach dem Wunsch ihres Vaters und ihrer Mutter, der stolzen Albina, geheiratet.

„Halt ein!“ rief ich, „ich kenne dich: du bist in der That die edle Magna, Tochter des Ptolemäus, in dessen Gärten ich dich mit seiner Erlaubnis mehr als einmal mit meinen Späßen entzücken durfte. Von deinen lieblichen Händen erhielt ich Geldstücke und Weizenbrot, Rosinen und Granatäpfel! Erzähle mir schnell, was dir zugestoßen ist, und wo sich dein Gatte befindet, der prachtliebende, reiche Rufinus aus Byzanz, den du so liebtest! Es haben ihn doch nicht die Wogen des Meers verschlungen oder gar das Schwert eines über den Hellespont geschwommenen skythischen Barbaren sein junges Leben abgeschnitten? Wo ist deine Familie, wo sind deine Kinder?“

Magna hatte den Kopf gesenkt und schwieg.

„Sage doch wenigstens, wann du wieder nach Damaskus kamst, und warum du nicht bei deinen Verwandten hier oder bei deinen früheren reichen Freundinnen wohnst, bei der klugen Photis, der tugendhaften Laor oder der vielweisen Jungfrau Sylvia? Warum trugen dich deine hurtigen Füße zu der armseligen Be-

hausung des unrühmlichen Gauklers, über den du dich soeben so grausam lustig gemacht hast, indem du ihm zum Spaß einen so unziemlichen Antrag machtest?'

Aber Magna schüttelte den Kopf und gab zur Antwort: ‚Pamphalon, du kennst nicht mein ganzes entsetzliches Unglück! Ich mache mich nicht über dich lustig: ich bin nicht zum Spaß gekommen, um mich dir anzubieten. Mein Gatte und meine Kinder zwingen mich zu diesem Schritt! Mein Gatte und meine Kinder sind allesamt in der Sklaverei. Mein Jammer ist grenzenlos.‘

‚Nun, so sag mir schnell, worin dein Gram besteht, und wenn ich dir helfen kann, will ich alles mit Freuden sogleich tun.‘

‚Schön, ich will dir alles sagen‘, versetzte Magna.

Und nun kam jene Versuchung über mich, heiliger Mann, um derentwillen ich mein Gelübde, meinen Schwur und mein ganzes ewiges Leben vergaß.

17

Ich kannte Magna von ihrer frühesten Kindheit an. Im Hause ihres Vaters hatte ich nie geweilt, sondern nur im Park, wenn man mich in meiner Eigenschaft als Gaukler gerufen hatte, um das Kind mit meinen Späßen zu belustigen. Ständige Gäste gab es nicht viel bei ihnen, da der großmächtige Ptolemäus sehr zurückhaltend war und nicht mit Menschen verkehrte, die ein ungebundenes Leben führten. In seinem Hause wurden keine rauschenden Festlichkeiten veranstaltet, bei denen ein Gaukler notwendig gewesen wäre, sondern

Лейбов III. 13

dort versammelten sich nur weise und gottesgelehrte Männer, die über die verschiedenen erhabenen Gegenstände und über den heiligen Geist selbst disputierten. Albina, die Gattin des Ptolemäus, Mutter der wunderschönen Magna, war ihrem Manne ein würdiges Gegenstück. Keine der vornehmen Damen von Damaskus mochte sie leiden, doch erkannten alle ihre Untadelhaftigkeit an. Albinas Treue hätte für jede ein Vorbild sein können. Die vortreffliche Magna wuchs im Sinne ihrer Mutter auf, von der sie auch die Schönheit des Antlitzes geerbt hatte, nur machte sie ihre Jugend milderziger. Der prachtvolle Park ihres Vaters Ptolemäus grenzte an eine tiefe Schlucht, hinter der das freie Feld begann. Mein Weg führte mich oft daran vorbei, wenn ich einen großen Umweg zu dem vor der Stadt gelegenen Haus der Hetäre Afella vermeiden wollte. Ich ging stets mit meinen Gauklergerätschaften beladen und in Begleitung dieses meines Hundes. Afrika war damals noch jung und wußte längst nicht alles, was der Hund eines Gauklers wissen muß.

Jedesmal, wenn ich über die Ebene gehen mußte, machte ich auf der Hälfte des Weges, ungefähr dem Park des Ptolemäus gegenüber, eine Pause, um mich auszuruhen, meinen Gerstenfladen zu verzehren und meiner Afrika nebenher einige Kunststücke beizubringen. Ich saß gewöhnlich dicht am Abhang der Schlucht, aß und ließ Afrika im freien Feld die Lektionen wiederholen, die ich ihr zu Hause, in der engen Wohnung beigebracht hatte. Während dieser Beschäftigungen bekam ich einmal das schöne Antlitz der herangewachse-

nen Magna zu Gesicht. Von Zweigen beschattet, sah sie neugierig aus dem Grünen die lustigen Späße mit an, die meine Ukra ausführte. Ich bemerkte es, und ohne Magna ahnen zu lassen, daß ich sie gesehen hatte, wollte ich ihr mit den Vorstellungen meines Hundes ein größeres Vergnügen bereiten, als es meiner Ukra nach dem damaligen Stand ihrer Ausbildung möglich war. Um den Hund zu noch größerer Geschicklichkeit anzuspornen, gab ich ihm einige Schläge mit dem Riemen, aber sowie der Hund aufwinkelte, bemerkte ich, daß die grünen Zweige, die Magna deckten, in Bewegung gerieten und das schöne Antlitz des Mädchens verschwand . . .

Das brachte mich dermaßen in Wut, daß ich Ukra noch zwei Schläge versetzte, und als sie ein klägliches Winseln erhob, drangen hinter dem Parkzaun hervor die Worte zu mir: ‚Grausamer Mensch! Warum quälst du das arme Geschöpf? Weshalb zwingst du den Hund, etwas zu tun, das seiner Natur zuwider ist?‘

Ich wandte mich um und erblickte Magna, die aus ihrem Strauchversteck hervorgetreten war und jetzt über den von Blattpflanzen bewachsenen niedrigen Zaun schauend mit einem zornglühenden Gesicht zu mir sprach.

‚Berurteile mich nicht, junge Herrin,‘ entgegnete ich, ‚ich bin kein grausamer Mensch, aber die Ausbildung dieses Hundes hängt mit meinem Gewerbe zusammen, mit dem wir beide — er wie ich — unsern Unterhalt verdienen.‘

‚Ich verachte dein Gewerbe, das nur verabscheu-

ungswürdige Nichtsteuer nötig haben!“ antwortete mir Magna.

„O Herrin!“ entgegnete ich, „jeder lebt von dem, womit er sich seinen Unterhalt erwirbt, und gut ist nur der Mensch, der nicht auf Kosten eines anderen lebt und seinen Mitmenschen nicht unglücklich macht.“

„Das bezieht sich nicht auf dich, du unterstützt deine Mitmenschen, wenn sie auf Abwege geraten,“ sagte Magna, und in ihren Augen konnte ich dieselbe Strenge sehen, die stets dem Blick ihrer Mutter zueigen war.

„Nein, junge Herrin,“ antwortete ich, „du urteilst streng und sprichst so, weil du selbst wenig Erfahrungen hast. Ich bin ein Mensch aus dem einfachen Volk und kann die hohen und edlen Herren nicht verführen.“

Ich wandte mich und wollte gehen, doch sie hielt mich mit einem Anruf zurück und sagte: „Es steht dir nicht an, dich über die hohen und wohlgeborenen Herren in irgendeiner Weise zu äußern. Fang lieber . . . hier meinen Beutel; ich werfe ihn dir zu, damit du deinem armen Hund genug zu essen geben kannst.“

Mit diesen Worten warf sie mir ihr seidenes Beutelschen zu. Doch es flog nicht bis zu meiner Seite hinüber, und als ich mich ausstreckte, um es zu ergreifen, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte in die Schlucht hinab.

Bei diesem Fall zerschlug ich mich furchtbar.

Der einzige Trost in meiner schlimmen Lage war, daß während der ganzen zehn Tage, die ich in einer

kleinen Mulde auf dem Grunde der Schlucht lag, sich Tag für Tag die hochherzige Magna zu mir hinabbemühte. Sie brachte mir so viel gute Speisen, daß es nicht nur für mich, sondern auch für Alra reichte; Magna feuchtete mit ihren eigenen mädchenhaften Händen an einem Bächlein das Tuch, das um meine wehe Schulter geschlungen war, und bemühte sich, die unerträgliche Hitze, die eine Folge des Sturzes war, zu lindern. Dabei führte ich mit ihr Gespräche, die mich froh machten, und ich ergözte mich an der Reinheit ihres Herzens und der Klarheit ihres Verstandes. Nur eines ärgerte mich an ihr, nämlich, daß sie die Existenz irgendwelcher menschlichen Schwächen bestritt und sich in allem zu sehr auf sich selbst verließ. ‚Warum‘ sagte sie, ‚warum leben nicht alle Menschen wie meine Mutter oder meine Freundinnen Laor, Photis und Sylvia, deren ganzes Leben so rein wie Kristall ist?‘

Ich sah, daß sie diese Personen hochschätzte und ihnen in allem nachzueifern trachtete. Ungeachtet ihrer Jugendlichkeit wollte sie auch mich bessern und meinem bisherigen Leben abwendig machen; als ich mich aber nicht entschloß, ihr eine Versprechung zu machen, wurde sie böse.

Ich stellte ihr aber das Leben so dar, wie es in Wirklichkeit ist.

‚Weißt du nicht,‘ sagte ich, ‚daß es ein Gefäß für die Ehre und ein Gefäß für die Schmach geben muß? Lebe du der Ehre, ich aber bin bestimmt, meiner Schmach zu leben, und ich, ein Stück Ton, will

mit meinem Schöpfer nicht hadern. Das Leben machte mich zum Gaukler, und ich ziehe meines Wegs wie ein Stier am Seil.'

Magna wollte meine schlichte Rede nicht einsehen. Sie führte alles auf die Gewohnheit zurück.

‚Ein Weiser hat einmal gesagt,‘ gab sie zur Antwort, ‚daß die Gewohnheit wie ein Pilger ankommt und solange zu Gast bleibt, bis sie selbst Herr im Hause ist. Pech, in eine reine Tonne getan, macht sie zu nichts anderem mehr tauglich als wiederum für Pech.‘

Es wurde mir nicht schwer zu begreifen, daß sie ungeduldig geworden war und daß ich in ihren Augen — je nun, daß ich eine solche Pechtonne war.

Ich verstummte also und bedauerte, daß ich nicht so schnell wie möglich die Schlucht verlassen konnte. Ihre Zweifel lasteten schwer auf mir, auch begann sie sich selbst bereits Sorgen zu machen, wie sie mich aus der Schlucht herausbringen und in meine Hütte schaffen könne.

Das war schwer zu bewerkstelligen, weil ich selbst nicht gehen konnte und das Mädchen zu schwach war, um mir dabei helfen zu können. Ihren stolzen Eltern daheim wagte sie nicht davon Mitteilung zu machen, daß sie mit einem Menschen von meinem verächtlichen Stand gesprochen hatte.

Und wie ein kleiner Schritt abseits vom Wege den Menschen häufig zu einem zweiten zwingt, so geschah es auch in diesem Fall mit der würdigen Magna. Um mir, dem verächtlichen Gaukler, der durch seine Un-

würdigkeit ihrer Aufmerksamkeit gar nicht wert war, zu helfen, sah sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich einem weiteren derartigen Menschen anzuvertrauen, einem Jüngling namens Magistran.

Magistran war ein junger Maler, der es vorzüglich verstand, die Wände der vornehmen Häuser mit wundervollen Malereien zu verzieren. Als er sich einmal mit seinen Gerätschaften zu der Hetäre Afella begeben wollte, die ihn beauftragt hatte, auf den Wänden ihres neuerrichteten Gartenhauses ein Fest von Satyrn und Nymphen darzustellen, ging Magistran nahe an dem Platz vorüber, wo ich auf dem Grunde der Schlucht lag. Akra erkannte ihn und begann kläglich zu heulen.

Magistran blieb stehen, überlegte sich aber, daß auf dem Grund der Schlucht wahrscheinlich ein Erbschlagener liegen würde, und wollte schnell weitergehen. Ohne Zweifel wäre er auch davongeschritten, wenn Magna, die alles beobachtet hatte, ihn nicht angehalten hätte.

Magna ließ sich von dem Mitleid, das sie mit mir hatte, fortreißen, schlug die dichten, grünen Zweige auseinander und rief: ‚Wanderer! Begib dich nicht fort, ohne einem Mitmenschen Hilfe erwiesen zu haben. Hier auf dem Grunde der Schlucht liegt ein Mann, der hinuntergefallen ist und sich zerschlagen hat. Ich kann ihm nicht heraushelfen, aber du bist ein kräftiger Mann und kannst ihm Hilfe bringen.‘

Magistran kletterte augenblicklich in die Schlucht hinab, untersuchte mich und eilte in die Stadt, um

Träger zu holen, die mich in meine Wohnung tragen konnten.

Bald hatte er alles ausgeführt. Als er mit mir allein geblieben war, begann er mich zu fragen, auf welche Weise ich in die Schlucht gefallen und mich zerschlagen hätte, und wie ich zwei Wochen ohne Nahrung hätte sein können.

Da ich mit Magistran seit langem bekannt und befreundet war, wollte ich ihm nicht irgendwelche Phantasien erzählen, sondern ich sagte ihm wahrheitsgetreu, wie alles gekommen war.

Raum aber hatte ich erzählt, wie mich Magna gepflegt hatte, und wie sie mit eigenen Händen das Tuch im Wasser geseuchtet und auf meine zerschlagene Schulter gelegt hatte, so flog ein heller Schein über Magistrans Gesicht, und er rief entzückt: ‚O Pamphalon! Wie glücklich bist du, und wie beneide ich dich um dein Los! Wie gern würde ich meine Arme und Beine zerbrechen, wenn ich dafür diese Nymphe an meiner Seite erblicken dürfte, diese holdselige Magna!‘

Ich war mir sofort im klaren, daß das Herz des Künstlers von dem Gefühl ergriffen war, das man gemeinhin Liebe heißt, und ich beeilte mich, ihn zur Verunft zu bringen.

‚Du leichtsinniger Mensch!‘ sagte ich zu ihm. ‚Die Tochter des Ptolemäus ist schön, darüber besteht kein Zweifel, aber Gesundheit ist für jeden Menschen das höchste Gut; zudem ist Ptolemäus so unzugänglich, und Albina, Magnas Mutter, so hochmütig, daß

nichts Gutes dabei herauskommen wird, wenn deine Seele das Feuer der Schönheit dieser Jungfrau fühlt.'

Magistran erbleichte und antwortete: 'Was braucht dabei herauszukommen? Ist es nicht genug, daß sie mich begeistert?'

Und er begeisterte sich weiter an ihrer Schönheit.

19

Als ich genesen war und das erste Mal wieder abends zu Asella ging, zeigte mir Magistran die Bilder, mit denen er die Wände im Gartenhaus der Hetäre geschmückt hatte. Das ganze Gebäude war in 'Stunden' eingeteilt, aus denen sich jeden Tag das Leben des Menschen zusammensetzt. Jede Abteilung hatte die Bestimmung, zu ihrer Stunde einen Teil Freude ins Leben zu tragen. Das Gartenhaus insgesamt war dem Saturn geweiht, dessen schimmernde Gestalt unter der Kuppel dargestellt war. Der Hauptkreis hatte zu Ehren der Horen, der Töchter Jupiters und der Themis, zwei Flügel, und diese bestanden abermals aus verschiedenen Unterabteilungen. Hier gab es einen Raum der Aube, wo die Morgenröte sichtbar wurde; einen Raum der Anatole, von dem man den Aufgang der Sonne sehen konnte; hier gab es einen Raum der Musia, wo man sich mit den Wissenschaften beschäftigen konnte, der Nymphe, wo man baden konnte, der Sponde, wo man sich begießen ließ; im Raum der Cypris kostete man Wollust und im Raum der Eletia betete man . . . Und hier, in diesem entfernten Winkel, der Einsamen zum Träumen dienen sollte,

hatte der Maler mit leichtem Pinsel das tugendhafte Bild seiner Träume zur Darstellung gebracht . . . Das Bild stellte ein Festgelage dar; die herrlich geschmückten, üppigen Frauen hätte man alle mit Namen bezeichnen können. Es waren die bekannten Hetären von Damaskus. Sie lagen mit ihren Freunden zusammen blumengeschmückt an einer üppigen Tafel. Ein Jüngling war eingeschlafen, das Antlitz in einen Blumenkorb gebeugt. Das Gesicht war nicht sichtbar, aber an der Toga erkannte ich, daß es Magistrían, der Künstler, selbst war. Über ihm war eine Zirkusheße gemalt: Löwen wurden auf ein junges Mädchen gehetzt . . . aber es stand unerschütterlich und murmelte Gebete. Es war Magna.

Ich klopfte Magistrían auf die Schulter und sagte: „Schön! Du hast sie sehr ähnlich getroffen; aber warum glaubst du, daß ihr die wilden Tiere keine Furcht einflößen? Ich kenne ihr Geschlecht: Ptolemäus und Albina sind durch ihre edle Herkunft und durch ihren Stolz gleichermaßen bekannt, aber bis jetzt hat sie kein Verhängnis getroffen und an ihre Tochter ist bis zur Stunde gleichfalls nicht die geringste Versuchung herangetreten.“

„Und was folgt daraus?“

„Daß die schöne Magna noch keinerlei Not des Lebens erfahren hat, und ich begreife nicht, warum du ihr einen solchen Zug von Furchtlosigkeit und Standhaftigkeit vor der Wut wilder Tiere gegeben hast. Wenn dies ein Sinnbild sein soll, dann muß ich doch sagen, daß das Leben weit furchtbarer als jedes wilde

Tier ist und die Macht hat, jedem den Mut zu nehmen, wem immer es will.'

„Aber nicht Magna!“

„Ach, ich glaube, Magna erst recht.“

Ich sagte ihm das, damit er sich von seinem Gefühl für Magna nicht allzusehr hinreißen lasse; aber er unterbrach mich und flüsterte: „Ich habe den Auftrag erhalten, einen Wandschirm für ihr jungfräulichs Schlafgemach herzustellen. Während ich den Entwurf skizzierte, sprach ich mit ihr. Sie fragte mich nach dir . . .“

Der Maler hielt inne.

„Sie beklagt es, daß du dich mit einem solchen Gewerbe wie der Gauklerkunst beschäftigst. Ich sagte ihr: Herrin! Nicht jedem ist das Glück beschieden, sein Leben so gestalten zu können, wie er wünscht. Das Schicksal läßt sich nicht lenken: es kann den Sterblichen zwingen, aus der schmutzigsten Quelle zu trinken, in deren Grunde Gewürm und Nattern hausen. Sie lächelte nur verächtlich.“

„Lächelte sie?“ fragte ich. „Daran erkenne ich die Tochter des Ptolemäus und der stolzen Albina. Weißt du . . . es hätte mir besser gefallen, wenn sie geschwiegen oder noch besser, wenn sie voller Mitleiden leise ge-seufzt hätte!“

„Ja,“ stieß Magistran hervor, „aber sie sagte auch: Tod ist besser als Schmach, und ich glaube, daß sie fähig ist, diesen Ausspruch in die Tat umzusetzen.“

„Du urteilst zu schnell,“ erwiderte ich, „Tod ist besser

als Schmach, das ist unbestreitbar; aber ob das wohl eine Mutter sagen wird, die Kinder hat?’

‚Warum nicht? Erwinnere dich nur daran, was die Mutter der Makkabäer getan hat.‘

‚Ja. Die Makkabäer wurden getötet. Wenn man aber ihrer Mutter gedroht hätte, ihre Kinder zu solchen Gauklern zu machen, wie ich es bin, oder zu Fußwaschern im Freudenhaus... Nun? Ich meine, wenn diese Mutter selbst eine Magna gewesen wäre... Gott mag wissen, was sie vorgezogen hätte, um ihre Kinder zu befreien: Schande oder Tod?’

‚Warum so sprechen!‘ rief Magistrian und trat zur Seite, ‚möge ihr in ihrem ganzen Leben nie etwas Schlimmes widerfahren!‘

‚Oh‘, sagte ich, ‚von ganzem Herzen wünsche ich ebenso wie du für Magna alles Gute.‘

Am Tag nach diesem Gespräch kam Magistrian gegen Abend sehr bekümmert zu mir und sagte: ‚Hast du schon die allertraurigste Neuigkeit vernommen, Pamphalon? Ptolemäus und Albina verheirateten ihre Tochter!‘

‚Warum nennst du denn das eine traurige Neuigkeit?‘ meinte ich. ‚Seit wann ist denn der Bund zweier Herzen etwas Trauriges und nicht etwas Fröhliches?’

‚Es war immer so, wenn man ein Herz an einen Herzlosen band.‘

‚Magistrian!‘ hielt ich den Maler zurück, ‚aus dir spricht ein unruhiges Gefühl: man heißt es Eifersucht. Du mußt es ersticken.‘

‚Oh, das habe ich längst getan,‘ antwortete der

Maler. ‚Magna ist nicht meine Braut, und ich bin nicht ihr Bräutigam; entsetzlich aber ist, daß ihr Bräutigam der aus Byzanz hierher gekommene Rufinus ist.‘

Dieser Name war mir so wohlbekannt, daß ich schauernd meine Arbeit aus den Händen gleiten ließ.

20

Rufinus aus Byzanz entstammte einem vornehmen Geschlecht. Er war von schönem Äußeren, aber un-
gemein verschlagen. Er war ein so geschickter Heuch-
ler, daß man seine Gabe sogar in Byzanz für außer-
gewöhnlich hielt. Der prozenhafte Horus aus Korinth
und alle andern, die ihr Geld und ihre Kräfte auf
den Festen bei der Hetäre Afella verschwendeten, waren
meinem Ermessen nach besser als Rufinus. Er kam
in offizieller Gesandtschaft nach Damaskus und wurde
hier von Ptolemäus ausgezeichnet aufgenommen. Ru-
finus, der Erzschemel, pflegte ganze Tage daheim in
seinem Bett zu verbringen, tat jedoch so, als wenn
er theologische Schriften lese. Abends aber begab er
sich vor die Stadt, angeblich um erbauliche Gespräche
zu führen. Es lebte nämlich zu der Zeit in der Nähe
von Damaskus ein alter Einsiedler, der tags auf einer
Säule stand, nachts aber in einem offenen Sarg lag
und stöhnte. Rufinus ging zu ihm, um zu beten, wo-
zu er sich bei Sonnenuntergang in den Schatten der
Säule stellte. Ein geflügelter Aeolus trug ihn dann
regelmäßig von hier unter das Dach Afellas, wobei
er sich übrigens mit Hilfe Magistrians das Gesicht
unkennlich zu machen pflegte. Daher kannten wir

ihn gut, denn Magistrian als mein Freund machte vor mir kein Geheimnis daraus, daß er Rufinus ein anderes Gesicht anmalte, und wir machten uns mehr denn einmal über diese byzantinische Doppelgesichtigkeit lustig. Auch die Hetäre Asella wußte Bescheid, denn sie pflegte wie alle Hetären oft ihre Türen den Gästen zu verschließen und mit uns zu plaudern; sie fand in uns, den einfachen Leuten, Verstand und Herz und liebte in uns das, was sie bei den Reichen und Vornehmen nur selten antraf.

Ich muß noch erwähnen, daß Asella meinen Maler liebte, hoffnungslos allerdings, denn Magistrian dachte nur an Magna allein, deren reines Bild ihm immer vor Augen stand. Asellas feinfühliges Herz hatte das Geheimnis bald erkannt, doch um so zarter und lieblicher verhielt sie sich gegenüber Magistrian. Wenn Magistrian und ich nach Sonnenaufgang noch etwas im Hause der Asella verweilten und sie ihre Gäste verabschiedet hatte, sagte sie häufig zu uns, was sie von einem jeden von ihnen hielt, wobei sie ihren besonderen Abscheu vor Rufinus nicht vor uns verbarg. Sie nannte ihn einen widerwärtigen Heuchler, der jedes Betruges und der niedrigsten Gemeinheit fähig sei, und Asella kannte sich gut in den Menschen aus. Als der Korinther Horus wieder einmal auf die unsinnigste Weise sein Geld vergeudet hatte, sagte sie zu uns: ‚Er ist ein armer Pfau . . . Alle rupfen ihn. Wenn der Byzantiner Rufinus mit ihm zusammen hier weilt, täte es gut, dem Rufinus sein Oberkleid einmal tüchtig auszuschiütteln . . .‘

Das bedeutete, das Rufinus auch ein Dieb war . . .
Asella täuschte sich nie, Magistrian und ich wußten es.

Aber Ptolemäus und Albina sahen mit ihren eigenen Augen auf den Byzantiner. Und da ihre brave Tochter sich dem Willen der Eltern fügte, so war ihr Schicksal besiegelt. Magna wurde die Gattin des Rufinus, der sie mitsamt einer reichen Aussteuer von Ptolemäus mit sich nach Byzanz nahm.

21

Ptolemäus und Albina waren bald vom Schicksal schwer gestraft. Es erwies sich, daß der heuchlerische Rufinus weder reich noch so angesehen war, wie er sich in Damaskus hingestellt hatte; die Hauptsache aber war, daß er durchaus nicht ehrlich war und so viele Schulden hatte, daß die reiche Mitgift Magnas völlig zur Befriedigung der ihn bedrängenden Gläubiger dienen mußte. Bald befand sich Magna in völliger Armut, und es gingen Gerüchte, daß sie von ihrem Manne in einer geradezu grausamen Weise behandelt werde. Rufinus hatte sie veranlaßt, ihre Eltern noch einmal um Gold und Silber anzugehen, und als sie das nicht tun wollte, behandelte er sie ganz rücksichtslos. Alles, was Magna von ihren Eltern geschickt bekam, verpraßte Rufinus in schamloser Weise, wobei er nicht im mindesten an eine Verringerung seiner Schulden und an die beiden Kinder dachte, die ihm Magna geboren hatte. Wie viele vornehme Byzantiner hatte er in Byzanz noch ein Verhältnis, dem zu Gefallen er seine Gattin ausplünderte und erniedrigte.

Das bereitete dem stolzen Ptolemäus so viel Gram, daß er immer häufiger krank wurde und bald starb, ohne seiner Wittve ein besonders großes Vermögen zu hinterlassen. Albina brachte alles ihrer Tochter: sie hoffte, sie zu retten und verschwendete all ihr Geld zu Geschenken für die nähere Umgebung des Eparchen Valens, der selbst ein gieriger Wollüstling war und nur eine Gelegenheit suchte, die schöne Magna zu besitzen. Er scheint dafür die Einwilligung des Rufinus gehabt zu haben. Es hieß sogar, daß Rufinus seine Gattin genötigt habe, den Forderungen des Valens nachgiebig zu sein, und sie beschworen hätte, zur Rettung ihrer Familie darauf einzugehen, weil Valens bei Nichtbewilligung seines Wunsches drohte, Rufinus mitsamt seiner Familie in die Macht seiner Gläubiger zu geben.

Albina vermochte diese Schmach nicht zu ertragen und ging bald in die ewige Seligkeit ein. Magna blieb mit ihren Kindern in der bittersten Armut zurück, ergab sich jedoch nicht den widerwärtigen Nachstellungen des Valens. Daraufhin überantwortete der wütende Würdenträger sie alle der Gewalt der Gläubiger.

Die Gläubiger setzten Rufinus ins Gefängnis, seine Kinder und die arme Magna aber machten sie zu ihren Sklaven. Um die Knechtschaft noch unerträglicher zu gestalten, trennten sie Magna von ihren Kindern, die zu einem verschnittenem Dorfbewohner gegeben wurden, während Magna dem Inhaber eines ehrlosen Hauses überantwortet wurde, der ver-

pflichtet war, jeden Tag drei Goldstücke für sie zu zahlen.

Umsonst flehte Magna alle Welt um Schutz an. Man gab ihr zur Antwort: „Über uns alle steht das Gesetz. Unsere Gesetze schützen die Besitzenden. Sie sind die stärkste Macht im Staat. Ja, wenn noch unser früherer Statthalter Hermius auf seinem Posten wäre, der wäre als ehrenhafter und mildherziger Mann vielleicht eingeschritten und hätte so etwas nicht zugelassen. Aber er ist ein Sonderling geworden und hat der Welt den Rücken gekehrt, um nur noch über seine eigene Seele nachzudenken. Hartherziger Greis! Möge ihm der Himmel seine Einsiedlerliebe zu seinem eigenen Ich verzeihen!“

Als der Gaukler diese Worte hervorbrachte, bemerkte er, daß der neben ihm sitzende Wüstenheilige erschauerte. Dann ergriff er Pamphalons Hand. Pamphalon fragte ihn: „Tun sie dir sehr leid, ja?“

„Sehr . . . sehr bedauere ich . . . sie wie mich bedaure ich,“ antwortete Hermius. „Erzähle weiter!“

Pamphalon setzte seine Erzählung fort.

22

„Um kein unliebsames Aufsehen in der Hauptstadt zu erregen und um sicherer zu seinem Geld zu kommen, behielt der Inhaber des schmachvollen Hauses Magna nicht in Byzanz, sondern er brachte sie nach Damascus, wo man sie als eine der vornehmsten und unnahbarsten Frauen gekannt hatte, und wo sich darum jetzt unzweifelhaft alle Welt drängen würde, sie zu besitzen.“

Als Sklavin wurde Magna in sorglicher Verwahrung gehalten und ihr jedes Mittel zur Flucht genommen. Sie vermochte auch nicht, sich selbst das Leben zu nehmen, ja, sie dachte nicht einmal an Selbstmord, da sie Mutter war und nur die eine Absicht hatte, ihre Kinder aus der Sklaverei des Verschnittenen zu retten.

So wurde sie in Begleitung eines Wächters und in aller Heimlichkeit nach Damaskus gebracht und am nächsten Tag, es war der Tag, als ich mich über meinem Golde liegend von aller Welt abgeschlossen hatte, wurde ausgerufen, daß in dem und dem Haus jedermann für fünf Goldstücke Magna einen Tag lang besitzen könne. Es würde sie jeder bekommen, der die Goldstücke erlege.

23

Der Mann, der sich verpflichtet hatte, soundsoviele Goldstücke für Magna zu erzielen, zögerte natürlich nicht, sie in möglichst kurzer Zeit einzubringen. Er schickte daher eine Anpreiserin zu allen reichen Leuten von Damaskus, um ihnen Mitteilung zu machen, welch vornehme und ausgesuchte Ware er besitze.

Die Wollüstlinge strömten in Scharen in das Haus des Verkäufers, so daß sich Magna nur mit großer Mühe und unter vielen Tränen für die Dauer dieses Tages Schonung erbitten konnte. Als aber der Abend nahte, drohte der Kuppler, sich mit dem in Verbindung zu setzen, der ihre Kinder in Verwahrung hielt, damit er sie verschneide; darauf entschloß sie sich,

seinen Wünschen zu willfahren . . . Nach diesem Entschluß verließen sie ihre Kräfte, sie schief fest ein und hatte folgenden Traum: Jemand trat leise zu ihr ins Zimmer und sagte zu ihr: ‚Freue dich, Magna! Du hast heute das eine gewonnen, was dir in deinem ganzen Leben bisher gemangelt hat. Du warst rein, aber wie deine Mutter auf deine Unbeflecktheit zu stolz. Du hast die anderen gefallen Frauen verurteilt, ohne zu bedenken, was sie zu ihrer Erniedrigung gebracht hat. Das war nicht recht getan. Siehe aber, jetzt, wo du selbst zur Erniedrigung bereit bist und die Qual der Schande kennst, jetzt ist dein Hochmut, der Gott zuwider ist, verflogen, dafür wird Gott dich jedoch rein erhalten.‘

Zu gleicher Zeit klopfte schüchtern ein Gast, der sein schlichtes Gewand über das Gesicht gezogen hatte, an die Thür des Hauses, das Magna beherbergte; er rief leise den Hausherrn heran und sagte flüsternd zu ihm: ‚Ach, ich schäme mich sehr, aber ich sterbe vor Leidenschaft! Führe mich schnell zu Magna — ich biete dir zehn Goldstücke.‘

Der Verkäufer war äußerst erfreut, sagte jedoch, bevor er den Unbekannten zu Magna führte: ‚Ich muß dir sagen, Herr, daß diese Frau aus vornehmer Familie ist und daß sie mich eine Unsumme Geldes gekostet hat; ich habe es noch nicht aus ihr erzielt, da sie bisher verstand, jeden, den ich zu ihr führte, durch ihre Klagen weich zu stimmen. Es geht mich nichts an, wenn du auf ihre Worte hörst und dich ihre Reden mitleidig stimmen. Ich brauche mein Geld.

denn ich bin ein armer Mann und habe sie für teures Geld übernommen.'

„Mache dir darüber keine Sorgen,“ versetzte der Unbekannte, der immer noch sein Gesicht verhüllt hatte, „hier, nimm deine zehn Goldstücke, ich bin nicht so, ich weiß, was Frauentränen zu bedeuten haben.“

Der Verkäufer nahm die zehn Goldstücke in Empfang und zog an einer Schnur, wodurch eine kupferne Schale umstürzte, in der eine kupferne Kugel lag. Die Kugel glitt über eine Leinwandbahn und fiel, als sie die Kammer Magnas erreicht hatte, lauttönend in ein Kupferbecken, das am Kopfende ihres Bettes stand. Danach führte der Verkäufer den Gast sogleich zu Magna.

24

Der Unbekannte betrat das abseits liegende Gemach, das von Umbradüften geschwängert war, und erblickte beim Schein einer Ampel Magna auf dem Bett liegen. Der Schlag an das Kupferbecken hatte sie nicht aufgeweckt, da sie gerade jenen Traum hatte, in dem ihr offenbart wurde, daß die Macht ihres Hochmutes verfliegen wäre und sie jetzt für das Eingeständnis ihrer Ohnmacht gerettet würde.

Der Verkäufer machte Magna Vorwürfe, weil sie den Schlag der Kugel an das Kupferbecken nicht gehört hatte, wies ihr den Unbekannten und sagte roh: „Stell dich nicht, als ob du die Kugel nicht gehört hättest! Diesem Mann hier habe ich jede Nacht über dich bis morgen früh gegeben. Sei vernünftig und

willfährig! Wenn du mich auch fernerhin Verluste erleiden läßt, dann gebe ich dich dorthin, wo nur gemeine Soldaten zu dir kommen, von denen du keinerlei Schonung zu erwarten hast.'

Nachdem der Kuppler solches gesprochen, nahm er die Kugel und ging. Der Gast schloß die Thür hinter ihm. Dann wandte er sich um und sagte leise zu Magna: ‚Fürchte dich nicht, Magna, du Kummerreiche, ich bin gekommen, um dir zu helfen. Mit diesen Worten zog er seinen Mantel vom Gesicht.'

Magna erkannte Magistrian und brach in Schluchzen aus.

‚Laß die Tränen, schöne Magna. Es ist jetzt nicht an der Zeit, Tränen zu vergießen und zu verzweifeln. Beruhige dich und glaube, wenn der Himmel dich bis jetzt bewahrt hat, dann wird deine Befreiung bestimmt gelingen. Du mußt nur einverstanden sein, mir zu helfen, daß ich dich befreien und deinen Kindern und deinem Mann zurückgeben kann.'

‚Oh, wie ich einverstanden bin!‘ rief Magna. ‚Kann es denn dabei überhaupt einen Zweifel geben, guter Jüngling?‘

‚Dann tue unverzüglich, was ich dir sagen werde: ich wende mich jetzt ab, laß uns so schnell wie möglich unsere Gewänder vertauschen.'

Magna legte seine Tunika an und alles, was Magistrian an Männerkleidern bei sich hatte. Dann sagte er zu ihr: ‚Högere nicht länger, rette dich! Verhülle dein Gesicht mit dem Mantel in der gleichen Weise, wie ich hierher kam, und verlasse dreist das Haus.

Dein verabscheuungswürdiger Hausherr wird dich selbst zur Tür hinauslassen.'

Magna tat, wie Magistrian gesagt, und gelangte wohlbehalten ins Freie. Sogleich aber begannen die Gedanken in ihr zu kreisen: wohin sollte sie fliehen, wo sollte sie sich verbergen und was würde mit dem armen Jüngling geschehen, wenn der Betrug morgen an den Tag käme? Magistrian würde als Übertreter des Schuldrechts gefoltert werden; er hatte selbstverständlich nicht so viel Geld, um die ganze Schuld zu bezahlen, um derentwillen Magna zur leibeigenen Dirne gemacht worden war, man würde ihn für sein ganzes Leben in das Gefängnis sperren und ihn peinigen, während sie trotzdem wegen ihrer Mittellosigkeit ihre Kinder nicht aus der Knechtschaft loskaufen konnte.

Und da kam dieser Frau der Gedanke, der mich für immer der Möglichkeit beraubte, ein besseres Leben anzufangen und in Zukunft ein ordentlicher Bürger zu werden.

25

Als Magna mir ihre Not offenbart und von der gefährlichen Lage Mitteilung gemacht hatte, in die sich Magistrian für sie begeben hatte, öffnete sich gleichsam ein Abgrund vor mir. Ich wußte, daß Magistrian nicht die zehn Goldstücke besaß, die er für Magna hingelegt hatte, und daß sie trotz allem Magna nicht aus ihrer erniedrigenden Lage erlösen konnten, da sie nicht die Höhe des Lösebetrages ausmachten, geschweige denn ihr ermöglichen, ihre Kinder von dem Ver-

schnittenen aus Byzanz loszukaufen. Aber wo, um alles in der Welt, hatte Magistran überhaupt diese zehn Goldstücke hergenommen? Er arbeitete im Haus Asellas, wo sich stets der Kasten mit dem gesamten Schmuck der sinnlos in Magistran verliebten Hetäre befand . . . Entsetzen überkam mich! . . . Wenn nun die Liebe zu der armen Magna ihn aller Vernunft beraubte, mußte ich denken, und er den Schmuckkasten gestohlen hat, so daß Magistrans Name ehrlos geworden war und er nur noch ‚der Dieb‘ hieß?

Die arme Magna, deren Stöhnen immer noch erklang, wandte sich wieder mit denselben Worten zu mir, die sie zuerst gesprochen hatte, als sie so unerwartet in meine Hütte eindrang.

‚Pamphalon!‘ rief sie, ‚ich hörte, daß du ein reicher Mann geworden bist, daß irgendein prozenhafter Korinther eine maßlos große Summe für dich gegeben hat. Ich bin gekommen, um mich zu verkaufen, nimm mich als deine Dirne, nur gib mir Geld, damit ich meine Kinder aus der Knechtschaft lösen und Magistran retten kann, der sich für mich ins Elend stürzt!‘

Einsiedler! Du hast dein Leben in der Wüste verbracht, und es ist dir vielleicht unbegreiflich, welchen Schmerz ich empfand, als ich die verzweifelten Worte dieser Frau hörte, die ich als ein so reines und auf ihre Makellosigkeit so stolzes Mädchen gekannt hatte. Du bist bereits über alle Leidenschaften erhaben, und sie vermögen dich nicht mehr aus dem Gleichgewicht zu bringen, aber ich hatte stets ein schwaches Herz, und beim Anblick solcher furchtbaren Not eines Mit-

menschen mußte ich mich zugrunde richten ... mußte ich so leichtsinnig sein und das Heil meiner eigenen Seele vergessen.

Ich begann zu schluchzen und sagte unter Tränen: ,Um Gottes Barmherzigkeit willen, schweig, unglückselige Magna! Mein Herz vermag dies nicht länger zu tragen! Ich bin ein einfacher Mann, ein Gaukler, ich verbringe mein Leben unter Hetären, Nichtstuern und Verschwendern, ich bin eine Pechtonne und kann nicht kaufen, was du, die du vor Kummer sinnlos geworden bist, mir anbietest.'

Doch Magna litt so furchtbar, daß sie mich nicht verstand.

,Du verschmäht mich!' rief sie entsetzt. ,Weh mir Unglücklichen! Wo soll ich das Geld hernehmen, um meine Kinder vor der Verschneidung zu retten?' Sie preßte die Hände über dem Kopf zusammen und sank zu Boden.

Das erfüllte mich mit noch größerem Entsetzen ... Ich zitterte am ganzen Körper, da ich sah, wie ihr Kummer sie schon so weit erniedrigt hatte, daß sie es geradezu als ein Glück betrachtet haben würde, wenn jemand ihre Liebkosungen mit Geld erkaufte hätte.

26

Ich beeilte mich, sie zu trösten.

,Nein,' rief ich, ,du darfst durchaus nicht glauben, daß ich dich verschmähe. Ich will dein Freund sein und es dir durch meine Bereitwilligkeit, dir zu helfen, beweisen. Nur sprich nicht mehr davon, weshalb du hier:

her gekommen bist. Zerstore so schnell wie möglich diese kunstvoll geflochtenen Haare, die dir das Aussehen einer Hetäre geben sollten; wasche mit reinem Wasser von deinen Schultern den Duft der wohlriechenden Narde, mit der dich die Menschen bedeckten, die deine Schmach wollten, und dann sage mir, wie hoch sich die Schuld deines Vatters beläuft.'

Sie seufzte und sagte leise: ‚Zehntausend! Goldstücke.‘

Ich merkte, daß man sie betrogen hatte: der Reichtum, den mir der verschwenderische Horus zugeworfen hatte, genügte nicht, um ihre Schuld zu bezahlen und ihre Kinder loszukaufen.

Magna stand schweigend auf, hob den herabgefallenen Mantel Magistrians auf und wollte ihn wieder über den Kopf ziehen.

Ich erriet, daß sie mit keiner guten Absicht von mir gehen wollte und rief: ‚Du willst gehen, liebe Herrin Magna?‘

‚Ja, ich gehe dorthin zurück, woher ich gekommen bin.‘

‚Du willst Magistrian befreien?‘

Sie schwieg und gab nur ein zustimmendes Zeichen mit dem Kopf.

Ich hielt sie mit Gewalt zurück.

‚Tue es nicht!‘ sagte ich. ‚Es wird vergeblich sein. Magistrian ist so edel und dir dermaßen ergeben, daß er nicht von dort weggehen wird, und durch deine Rückkehr wirst du die Verwirrung nur noch größer machen. Ich besitze im ganzen zweihundertdreißig Gold-

stücke . . . das ist alles, was ich von dem Korinther Horus erhielt. Wenn man meint, daß ich mehr habe, dann ist das entweder ein müßiges Gerücht oder eine Prahlerei des einfältigen Horus selbst. Aber diese zweihundertdreißig Goldstücke sollst du als dein Eigentum betrachten. Widersprich mir nicht, gütige Frau, sage kein einziges Wort dagegen! Das Geld gehört dir! Aber man muß noch mehr bekommen, damit die Schuld deines Mannes beglichen werden kann. Ich weiß noch nicht, woher ich mehr bekommen soll, aber die Nacht ist ja kaum erst angebrochen . . . Magistrian ist bis morgen früh nicht gefährdet. Dein Kuppler ist überzeugt, daß ihr zur Stunde in Umarmungen verschlungen seid. Bleibe also bei mir und werde ruhig. Meine Akra läßt ohne meinen Willen niemand an dich heran, ich aber werde von deiner unglücklichen Lage allsogleich deinen vornehmen Freundinnen Mitteilung machen: Laor, Photis und Sylvia, die Jungfrau, deren Tugend in Damaskus sprichwörtlich ist . . . Ihre Diener kennen mich alle und werden mich für einen Obolus gern zu ihren Herrinnen führen. Sie sind reich und tugendhaft und werden kein Geld scheuen, um deine Kinder loszukaufen.'

Aber Magna unterbrach mich lebhaft: ‚Belästige Laor nicht, mein Pamphalon, und auch Photis nicht und die jungfräuliche Sylvia, sie werden allesamt deinen Bitten nicht willfahren.‘

‚Du täuschest dich,‘ drückte ich mein Erstaunen aus. ‚Laor, Photis und Sylvia sind Gott wohlgefällige Frauen, sie verfolgen jegliche Lasterhaftigkeit, und auf

ihr Geheiß sind bereits viele Heterären aus Damaskus verwiesen worden.'

„Das hat nichts zu bedeuten,“ erwiderte Magna und eröffnete mir, daß sie sich schon früher, als ihre Not noch nicht so hoch gestiegen war wie jetzt, mit Bitten an die von mir genannten vornehmen Bürgerinnen gewandt hätte, daß diese aber alle ihre Bitten unbeachtet gelassen hätten. „Und da sich jetzt,“ fügte sie hinzu, „zu alledem noch meine erniedrigende Lage gesellt, so werden sie jede Bitte sogar als Beleidigung auffassen. Ich war selbst eine ihresgleichen und weiß, daß eine gefallene Frau keine Rettung von ihnen zu erwarten hat.“

„Nun, mag es so sein, warte jedenfalls hier ab, was uns der barmherzige Himmel schickt,“ sagte ich, löschte die Lampe und schloß die Thür meiner Hütte, in der Magna unter dem Schuß meiner Altra zurückblieb. Ich selbst eilte so schnell es meine Kräfte gestatteten, durch die finsternen Straßen von Damaskus.

27

Ich hörte nicht auf Magna, und es glückte mir mit Hilfe der Diener, bei Laor, Photis und Sylvia vorgelassen zu werden . . . Scham erfaßt mich, wenn ich mich an das erinnere, was ich von ihnen zu hören bekam . . . Magna hatte in allem recht gehabt, was sie mir von ihnen vorhergesagt hatte. Meine Worte versetzten diese Frauen in flammende Empörung, und ich wurde hinausgeworfen, weil ich gewagt hatte, mit einer derartigen Bitte in ihr Haus zu kommen . . .

Laor und Photis ließen mich nur mit der Vermahnung, daß ich eigentlich Schläge verdient hätte, hinauswerfen; die Jungfrau Sylvia aber ließ mich vor ihren eigenen Augen auspeitschen, und ihre Diener schlugen mich mit einer Kupferrute derart, daß ich blutüberströmt und mit ausgedörrter Kehle von ihr ging. Von Durst gequält eilte ich in die Küche der Hetäre Asella, um mir dort einen Schluck mit Wein gemischtem Wassers auszubitten und dann weiterzugehen. Aber wohin — das wußte ich selbst nicht.

Raum hatte ich die gedeckte Vorhalle betreten, begegnete mir die blonde Uda, die Vertraute der Hetäre. Es traf sich vortrefflich, daß sie gerade eine Schale mit eisgekühltem Getränk trug, und ich sagte zu ihr: ‚Sei barmherzig, schöne Uda, beneße meine Lippen — ich sterbe vor Durst.‘

Sie lächelte und sagte scherzend: ‚Du brauchst jetzt nicht mehr zu sterben, Herr Pamphalon, du bist nicht mehr arm und kannst dir Sklaven halten, die stets kühles Wasser für dich bereithalten.‘

Ich antwortete ihr: ‚Nein, Uda, mein Reichthum ist Gott sei Dank schon wieder verflogen — ich bin wieder genau so arm wie zuvor, und obendrein, muß ich dir gestehen, hat man mir ziemliche Wunden beigebracht.‘

Sie neigte die Schale zu mir hin, und ich schlürfte gierig das Getränk. Während ich trank und Uda über mich gebeugt stand, bemerkte sie das Blut an meinen Schultern, das aus den Striemen troff, die man mir mit der Kupferrute vor den Augen der Jungfrau Syl-

via beigebracht hatte. Das Blut war durch die dünne Tunika gedrungen, und Uda schrie entsetzt: ‚O du Unglücklicher, du schwimmst ja geradezu in Blut! Dich haben gewiß in der Finsternis Räuber überfallen . . . O du Unglücklicher! Wie gut, daß du dich vor ihnen unter unser Dach retten konntest. Bleib hier stehen und warte einen Augenblick: ich will nur dies kühle Getränk zu den Gästen tragen und dann sofort zurückkommen, und dir deine Wunden waschen.‘

‚Gut,‘ sagte ich, ‚ich werde auf dich warten.‘

Sie fügte noch hinzu: ‚Vielleicht willst du, daß ich Afella etwas über diesen Fall ins Ohr flüstere? Der Stadtkommandant von Damaskus mit seinen Freunden ist gerade bei ihr zu Gast: er kann Leute ausschicken und nach deinen Widersachern fahnden.‘

‚Nein,‘ entgegnete ich, ‚das ist nicht notwendig. Bring mir nur etwas Wasser und eine saubere Tunika.‘

Nachdem ich mir das reine Gewand angezogen hatte, wollte ich zu dem schon erwähnten Amon gehen, der sich mit allerhand Geschäften abgab, und mich ihn für mein ganzes Leben verkaufen, um nur mit einem Mal das Geld zu erhalten, mit dem ich Magnas Kinder von dem Verschnittenen loskaufen konnte.

Uda kehrte bald zurück und brachte alles, was ich brauchte.

Aber sie hatte ihrer Herrin dennoch von mir Mitteilung gemacht. Kaum hatte Uda mit einem feuchten Schwamm meine Wunden ausgewaschen und meine Schultern mit einer leinenen Tunika bedeckt, als in

dem Gang, wo ich seitwärts an eine Holzsäule gelehnt auf dem Boden lag, Asella in einem Prachtsgewand erschien.

28

Asella war ganz mit Gold und Perlen bedeckt. Eine dieser Perlen war von fabelhafter Kostbarkeit; Asella hatte das kostbare Stück von einem über alle Massen reichen Ägypter zum Geschenk erhalten.

Voller Theilnahme trat Asella an mich heran und ließ sich alles erzählen, was mir widerfahren war. Ich schilderte ihr in kurzen Worten meine Erlebnisse. Als ich bis zu Magnas peinvoller Lage gekommen war, bemerkte ich, daß Asellas Augen ernst wurden, und Aida begann ins Weite zu schauen, während Tränen über ihr Antlitz strömten.

Da kam mir der Gedanke, daß jetzt die rechte Zeit sei, um Magistrians Geheimnis zu entdecken, und so sagte ich ganz unvermittelt:

„Asella, sind das alle Kostbarkeiten, die du besitzt?“

„Nein, nicht alle“ erwiderte Asella; „Aber was geht das dich an?“

„Es geht mich sehr viel an, und ich beschwöre dich mir zu sagen, wo du sie aufbewahrst und ob sie vollzählig da sind!“

„Ich bewahre sie in einem kostbaren Schrein auf, und sie sind alle unverfehrt vorhanden.“

„Welches Glück!“ rief ich und vergaß alle meine Schmerzen. „Alles unverfehrt! Aber wo hat Magistrian die zehn Goldstücke her?“

„Magistran?“

„Ja.“

Und als ich erzählte, was Magistran getan hatte, flüsterte Asella: „Ja, das ist wahrhafte Liebe! Meine Uda sah, wie er aus Amons Haus kam . . . Jetzt verstehe ich alles: er hat sich Amon verkauft, um Magna auszulösen.“

Und die Hetäre Asella begann leise zu schluchzen. Sie streifte die goldenen Reifen, die Spangen und die große ägyptische Perle ab und sagte: „Nimm es, nimm es und laufe so schnell dich deine Füße tragen und erlöse die Kinder der armen Magna aus der Knechtschaft des Verschnittenen, damit er sie nicht verstümmele!“

Ich tat es: ich legte alles Geld, das mir der Korinther Horus gegeben hatte, zu dem, was ich von der Hetäre erhielt und sandte Magna ab, damit sie ihren Mann und ihre beiden Knaben aus der Sklaverei loskaufe. Es gelang ihr mit vollem Erfolg. Doch dafür ist meine Hoffnung, ein besseres Leben zu beginnen und die ewige Seligkeit zu erringen, für immer begraben, und ich bin ein Gaukler geblieben, ein Farenmacher, einer, der nicht zur bürgerlichen Gesellschaft gehört, denn ich springe, spiele, schlage die Trommel, pfeife, stampfe mit den Füßen und schüttele den Kopf hin und her. Mit einem Wort: ich bin eine Tonne, eine Pechtonne, unnützer Abfall, den man durch nichts mehr besser machen kann. Siehst du, Einsiedler, das ist die ganze Geschichte, wie ich versäumte, ein besseres Leben zu beginnen, und wie ich mein Gelübde, das ich Gott gab, brach.“

Hermius erhob sich, streckte die Hand nach seinem Ziegenfell aus und sagte zum Gaukler:

„Du hast mich beruhigt.“

„Hör auf zu scherzen!“

„Du gabst mir Freude!“

„Worin besteht sie?“

„Die ewige Wohnung wird nicht leer sein!“

„Gewiß!“

„Weshalb?“

„Ich weiß nicht.“

„Weil viele um ihrer Barmherzigkeit willen in sie einziehen werden, die die Welt verachtet und die auch ich hochmütiger Einsiedler in meiner Eigenliebe vergessen habe. Geh nach Hause, Pamphalon, und tu, was deines Berufes ist, ich aber werde weiterwandern.“

Sie verneigten sich voreinander und gingen auseinander. Als Hermius wieder zu seiner Wüstenei kam, wunderte er sich, daß in der Felspalte, wo er gestanden hatte, inzwischen Raben genistet hatten. Die Dorfeinwohner sagten ihm, daß sie die Vögel hätten vertreiben wollen, daß diese aber den Felsen nicht verlassen hätten.

„Das muß so sein“, antwortete ihnen Hermius. „Hindert sie nicht, ihre Nester zu bauen. Vögel müssen im Felsen leben, der Mensch jedoch muß dem Menschen dienen. Ihr habt mancherlei Sorgen, ich will euch helfen. Ich bin ein schwacher Greis, aber ich will tun, was in meinen Kräften steht. Vertraut mir eure Ziegen

an, ich will sie auf die Weide treiben, und wenn ich mit der Herde zurückkehre, gebt ihr mir als Lohn Brot und Käse.“

Die Bauern erklärten sich damit einverstanden, Hermius weidete fortan die Ziegen und unterrichtete in seiner freien Zeit die Kinder der Dorfbewohner. Wenn aber das ganze Dorf zur Ruhe gegangen war, dann schritt er vor den Ort, setzte sich auf einen Hügel und richtete seine Blicke gen Damaskus, wo er Pamphalon wußte. Oft und gern dachte der Greis jetzt an den guten Pamphalon, und jedesmal, wenn die Gedanken des Hermius nach Damaskus wanderten, war ihm, als sähe er den Gaukler mit seinem Hund Ukra durch die Straßen eilen, und er erblickte ihn immer mit einem kupfernen Kranz um die Stirn. Mit diesem Kranz aber begab sich ein Wunder: er wurde von Tag zu Tag heller und leuchtender und strahlte endlich eines Nachts in solch klarem Licht, daß der Anblick über Hermius' Kraft ging. Außer sich bedeckte der Greis mit der Hand seine Augen, aber von allen Seiten drang der Glanz auf ihn ein. Und durch die gesenkten Augenlider sah Hermius, daß der Gaukler nicht nur lichtumflutet war, sondern sich auch immer höher und höher hob, — von der Erde in die Lüfte stieg und der schimmernden Abendröte entgegenschwebte.

Wohin wird er getragen? Er wird zu Asche, er wird dort verbrennen. Hermius schwang sich hinter Pamphalon her, um ihn zurückzuhalten oder um ihn wenigstens nicht allein zu lassen, aber im warmen Schimmer der Abendröte stand plötzlich zwischen ihnen

Leßkov III. 15

eine Schranke. . . . Es war wie ein Zaun oder ein Gitter, in dem kein Stab dem andern glich. Hermius sah, daß es irgendwelche Zeichen waren — das ganze Firmament war mit riesigen, hebräischen Buchstaben bedeckt und wie mit Kohle und Asche geschrieben stand dort das Wort: ‚Eigendünkel‘.

„Das ist meine Grenze!“ dachte Hermius und blieb stehen. Pamphalon aber ergriff sein Gauflergewand, fuhr mit ihm über die Buchstaben hin und hatte augenblicks das Wort von dem großen unendlichen Raum gelöscht. Im gleichen Augenblick sah sich Hermius von nie gekannter Helligkeit umgeben und fühlte, wie er Hand in Hand mit Pamphalon zur Höhe schwebte. Und beide redeten miteinander.

„Wie konntest du die Sünde meines Lebens mit einem Male auslöschen?“ fragte Hermius Pamphalon, während sie dahinflogen.

Und Pamphalon gab ihm zur Antwort: „Ich weiß nicht, wie ich es vermochte. Ich sah nur, daß du dich quältest, und wollte dir helfen so gut ich es verstand. Solange ich auf Erden war, habe ich stets so gehandelt, und so gehe ich jetzt auch in die ewige Wohnung ein.“

Die weiteren Reden der beiden hörte der Schreiber dieser Geschichte nicht mehr. Eine kühle Wolke verhüllte mit dichtem Schatten ihren ferneren Flug zur Höhe, und ihre befreiten Seelen wurden eins mit der schimmernden Röte der scheidenden Sonne.

Legendäre Charaktere

Versuch einer systematischen Übersicht

*

Diese Übersicht ist nach der ältesten gedruckten und übersehten Helligenlegende zusammengestellt, deren Text von jener abweicht, die nach der Zeit Peters des Großen ediert wurde. Sie gehört nicht zu den Kirchenbüchern und genießt keinerlei kirchliche Autorität; sie zählt zu den Apokryphen, so daß auch ihr Inhalt, um einen Ausdruck Geofan Prokopowitschs zu benützen, zu der Kategorie der „leeren und zu belächelnden Fabeln“ gerechnet wird. Diese Legenden sind daher in der Hauptsache nur von literarischem und historischem Interesse.



Vor dreißig Jahren, zu einer Zeit, da bei uns viel über die Frauenfrage geschrieben wurde, konnte man häufig hören, der Ruf der Frau wäre in Rußland durch die Überlieferungen, an die unsere Vorfahren glaubten, sehr geschädigt worden. Denn in diesen Überlieferungen, sagte man, würden die Frauen beständig als Verführerinnen dargestellt, die nichts weiter im Sinn hätten, als die Männer von ihren erhabenen Lebensaufgaben abzubringen und sie für ein Leben der Sinnenlust und des Unverstandes zu gewinnen. Einige mehr hitzige als gründliche Freunde der Frauenfrage hatten derartige Beispiele herausgegriffen, und diese Beispiele, die kritiklos hingenommen wurden, genossen seitdem die Bedeutung überzeugender Fakten. Trotzdem ist jene Behauptung nichts weiter als eine Lüge; davon kann sich ein jeder leicht überzeugen, der sich wirklich bemüht, die weiblichen Typen der Heiligenlegende kennen zu lernen.

Das soll hier versucht werden.

Beim Durchforschen des ‚Prologs‘, der mir als reiche Quelle für Erzählungen wichtig war, fand ich genau einhundert Themen oder ‚Beispiele‘, die mehr oder weniger taugliches Material für dichterische Wiedergabe boten, und in fünfunddreißig von diesen hundert Geschichten spielt die Frau eine Rolle.

Das Jahr der Heiligenlegende beginnt mit dem ersten September, die erste verführerische Handlung wird unter dem fünften September beschrieben.

1. ‚Durch die Bosheit des Teufels fiel ein Bischof in Fleischesünde.‘ Niemand in seinem Bistum wußte davon; allein der Bischof war ein ehrlicher Mensch und vermochte selber nicht seine Sünde zu ertragen; so kam er denn in die Kirche, tat von sich sein Omphorium, kniete vor allen nieder und begann laut zu beichten, ‚kündend: ich kann von nun ab nicht fürder euer Bischof sein.‘

Mit einem Wort, dies war eine öffentliche reuige Beichte der fleischlichen Sünde, worauf die andern ihn eigentlich hätten ‚ausstoßen‘ sollen; da jedoch dieser Bischof ein sehr gütiger Mann war und die Leute ihn liebten, so tat es ihnen leid, ihn zu verlieren, und darum ‚schrie alles männiglich mit großem Weinen: es komme deine Sünde über uns‘.

Der Bischof wollte das nicht, aber das Volk bestand darauf. Da verlangte der gerührte Bischof tränenüberströmt eine Strafe von der Menge, und diese verhängte sie über ihn, nur damit er bliebe. Da legte sich der Bischof auf die Holzschwelle nieder und bat, daß jedes von den Weltkindern, das die Kirche verließ, ihn verächtlich mit dem Fuß stoße. Die Leute taten nach seinem Wunsch und traten nach ihm, als aber der letzte Mensch, nachdem er den sündigen Geistlichen gestoßen, die Kirche verlassen hatte, da erhob sich der Bischof, verneigte sich vor der Menge, die durch das Thor geschritten war, und verblieb in seinem bischöflichen Amt, und die Leute gerieten dadurch nicht in Verwirrung, denn sie waren ja davon überzeugt, daß ihm seiner Aufrichtig-

keit und Demut wegen die Sünde vergeben worden war. ‚Trat doch mit ihrem Fuß nach ihm‘ auch jene, die an seinem Sündenfall teilgenommen hatte.

2. Den 15. September. Einen jungen Wüstenmönch quälten unablässig Liebesphantasien. So ging er denn zu dem greisen Pachom und bat diesen um Rat: wie er sich davon wohl befreien könne. Jener aber (das heißt, der Greis) erwiderte: „wundere dich darüber nicht zu sehr; auch ich habe des öfteren damit zu kämpfen gehabt. Du siehst mich jetzt als einen alten und verwitterten Mann, ich sitze schon über vierzig Jahre hier in meiner Hütte, und alle meine Gedanken sind nur auf mein Heil gerichtet, und trotzdem bin ich bis zum heutigen Tage noch nicht frei davon.“

3. Den 29. Oktober. Ein greiser Wüstenmönch, namens Abraham, ‚war mit einer Frau beisammen‘, als er aber auf diese Weise in das Familienleben eindrang, gefiel es ihm nicht, denn er fand, es sei sehr mühevoll und unruhig, in einem Hause zu leben und überhaupt viel beschwerlicher als das Einsiedlerleben, an welches er sich bereits gewöhnt hatte. Da verließ denn Abraham jene Frau und ‚ging fort und verschloß sich in einem kleinen Kober‘. Nun hatte er keine Sorgen mehr; nachdem aber unser Abraham neun Jahre in solcher Abgeschlossenheit zugebracht hatte, starb ihm sein Bruder und ließ ein siebenjähriges Töchterchen zurück. Ob er nun wollte oder nicht, Abraham war gezwungen, seine Nichte zu sich zu nehmen. So verließ denn Abraham den ‚kleinen Kober‘, baute nebenan ein gleichartiges ‚Koberlein‘

und mauerte darin das Kind ein. Auf diese Weise eingemauert, lebte das Mädchen unter den Augen des Dunkels dreizehn Jahre in völliger Abgeschlossenheit und hatte keinerlei Gelegenheit, schlimme Beispiele zu gewahren, als sie aber in ihr zwanzigstes Jahr getreten war, ‚fiel sie durch den Neid des Teufels in Sünde‘. Es ist nicht klar, wie sie, obwohl sie eingemauert war, durch ihr kleines Fenster ‚Bekanntschaft mit Buhlerinnen schloß‘, wie es ihr gelang, aus ihrer Einsiedelei zu entweichen, allein sie ging mit diesen ihren Bekannten alsbald in ein ‚Gasthaus‘, in welchem sich Söldner zu versammeln pflegten, wenn es ihnen ihre Zeit gestattete. Die Krieger jenes Landes waren so sehr darauf aus, stets in weiblicher Gesellschaft zu sein, daß sie überall, wo sie es nur konnten, Mädchen zu sich heranlockten, und es war fast unmöglich, ein solches Mädchen von ihnen je wieder zurückzuerhalten. Sie gaben Frauen nur dann frei, wenn sie ihrer satt waren und sie selber fortjagten. Der Greis redete ihnen ins Gewissen, er schalt auf sie und drohte ihnen aus seiner Zelle, die Krieger aber verlachten ihn nur und gaben ihm seine jugendliche Einsiedlerin keineswegs wieder, sondern führten sie fort und brachten sie nicht mehr zurück. Da der greise Abraham dieses erkannte, nahm er seine Zuflucht zur List, die ihm auch zu dem gewünschten Erfolge verhalf. Denn eines Tages verließ er selber seine Zelle, besorgte sich ein Reitpferd und kriegerische Rüstung, warf sich alsbald in kriegerische Tracht und ritt in solcher vor jenes gleiche Gasthaus, darin die Krieger mit

den Frauen ihrer Lust frönten und in welches auch seine Nichte aus ihrer Zelle entwichen war. Der als Krieger verkleidete Einsiedler führte sich in dem Gasthaus so geschickt auf, daß keiner ihn erkannte oder Verdacht faßte, er sei ein Einsiedler, sondern jeder ihn für einen wirklichen Krieger hielt. Sogar seine Nichte erkannte ihn nicht, er aber spielte, kaum daß er ihrer gewahr geworden, alsbald die Rolle eines gewohnheitsmäßigen Wollüstlings und trug dem Mädchen, das keineswegs in ihm ihren Hüter vermutete, an, sie solle sich mit ihm von hier fortbegeben und ihm die weitere Zeit vertreiben, wofür er ihr das übliche ‚Geschenk‘ zu geben versprach. Das junge Ding, das freilich erst vor kurzem in dieses sündhafte Leben gezogen worden war, ahnte keinerlei Hinterlist und verließ das Gasthaus in der vollen Überzeugung, daß ein wirklicher Krieger mit ihr ginge und keineswegs ihr Onkel. Als jedoch die beiden dann allein waren, da enthüllte sich ihr unser Abraham und machte ihr Vorwürfe und ließ sie nicht mehr frei, sondern sperrte sie alsbald wieder in den ‚kleinen Kober‘, wo sie nach langem Jammern und Weinen schließlich ‚bereute und zu guter Letzt wunderwirkend bald darauf verstarb‘.

4. Den 29. Oktober. Es lebte einmal ein Weib, Anna genannt, die ihr Seelenheil dadurch zu erringen suchte, daß sie ihr Leben in Männerklöstern verbrachte. Sie hatte sich den Namen Esmian beigelegt und lebte mit den Mönchen. Zwar wuchs ihr kein Bart, aber dieser Umstand führte keinen in Versuchung,

denn die Mönche dachten, daß Efmian ein Berschnittener sei, und waren hierüber nicht erstaunt. Allein einer der Mönche jenes Klosters war zu seinem Unglück ein Mann, verfolgt von Einbildungen. Er wollte um jeden Preis in Erfahrung bringen, warum Efmian keinen Bart habe. Zu seinem eigenen Drang gesellte sich bald noch eine Versuchung: unweit jenes Klosters wohnte nämlich ein Weib, das Efmians Geheimnis kannte und zudem schwachhaft war; diese nun sagte dem Mönch, der an Einbildungen litt: „Es ist gar kein Berschnittener, es ist eine leidenschaftslose Frau!“

(Die es gesagt, verschwand gleich darauf.)

Seit jener Zeit hatte es sich der Mönch, der an Einbildungen litt, in den Kopf gesetzt, um jeden Preis den Efmian zu belauschen.

Er gab sich jede erdenkliche Mühe, bestrebt, den Efmian zu Fall zu bringen, allein sein Trachten ging mit Gottes Beistand fehl. Anna entging der Versuchung.

5. Den 9. Februar. Es lebte ein gewisser Mönch in einer Einsiedelei, ohne je eine Frau zu Gesicht zu bekommen, der böse Feind aber „legte ihm in den Sinn die Erinnerung an schöne Frauen“. Schrecklich wurde der Einsiedler nunmehr von der Erinnerung an weibliche Schönheit geplagt. Eines Tages kam zu ihm ein anderer Mönch und kündete ihm, was sich derweilen in der Welt Neues zugetragen habe, und erwähnte auch, daß die Schöne, die dem ersten Mönch einst so sehr gefallen hatte, gestorben sei. Da ergriff

jener Unglückliche, kaum daß es Nacht geworden, sein Handtuch und eilte zu jenem Ort, wo, nach den Worten des anderen, diese Schöne beerdigt worden war. Er grub ihr Grab auf, öffnete den Sarg und fuhr mit seinem Handtuch über das verfaulte Gebein, darauf kehrte er zurück, umgeben von dem Gestank der Fäulnis. Und dieses brachte ihm die Rettung. Denn wenn ihm wiederum seine Sehnsucht vormalen wollte, wie schön jenes Weib gewesen, dann griff er nur nach jenem ‚Gestank‘, breitete ihn vor sich aus und sagte: „Das ist alles, was von jeder Schönheit bleibt.“

6. Den 13. März. Danilo, der Ägypter, besaß die Wissenschaft, den Weibern ihre Unfruchtbarkeit zu nehmen. Es kam zu ihm einmal ein junger Ehemann mit der Bitte, er möchte doch sein Haus besuchen und seiner Frau, die unfruchtbar wäre, den Segen erteilen. Der Greis folgte der Aufforderung des jungen Ehemannes, die junge Frau aber wurde nach seinem Besuch ‚durch Gottes Willen gesegneten Leibes‘. Der Ehegatte war darüber höchst erfreut und ungemein befriedigt, allein seine Nachbarn begannen ihn auszulachen und sagten, das ganze Wunder bestehe in nichts anderem, als daß die Gattin von dem greisen Danilo schwanger geworden sei. Als das Gerücht hiervon auch zu Danilo drang, berief er den jungen und verwirrten Ehemann zu sich und sprach zu ihm: „Wenn nach einiger Zeit dein Kind geboren sein wird, lade du all deine Bekannten zu einem Mittagsmahl ein, auch ich will kommen, und dann wird sich die ganze Sache aufklären.“

Der junge Ehemann tat also, wie es ihm der hilfsbereite Greis angeraten: zwanzig Tage, nachdem seine Frau das Kind geboren hatte, lud er alle seine Bekannten und Verwandten zu sich ein. Es kam auch Danilo, als aber alle bei Tisch saßen, nahm der Alte das neugeborene Kind auf die Arme und fragte es: „Wer ist dein Vater?“

Und das zwanzigtägige Kind streckte sein Ärmchen aus, wies mit dem Finger auf den jungen Ehegatten und sagte: „Jener da.“

7. Den 17. März. In einer Wüste lebten zwei Mönche, deren Freundschaft so stark war, daß sie einander gelobt hatten, sich nie zu trennen, „nicht nur im Leben, sondern auch im Tode“.

Allein plötzlich kam die Zwietracht des Satans über den einen. Der Teufel versetzte ihn in eine solche unüberwindliche Trübsinnigkeit, daß der Betroffene es nicht länger ertragen konnte und zu seinem Bruder sprach: „Laß mich fortziehen an einen Ort, wo es Menschen gibt; ich kann es hier nicht länger aushalten, — ich will leben wie alle und will mich vergnügen.“

Der weisere Bruder gab sich alle Mühe, dem Unglücklichen diese Gedanken auszureden, damit er seine Leidenschaft bezähme und nicht die vielen in Keuschheit zugebrachten Jahre verliere; allein jener hatte die Beherrschung völlig verloren und blieb darauf bestehen, er müsse fortgehen, sein Vergnügen zu suchen.

„Was aber soll ich in diesem Falle tun?“ fragte der einsichtiger Bruder. „Du erinnerst dich doch, ich habe das Gelübde geleistet, mich nie von dir zu tren-

nen! . . . Was soll ich jetzt tun, da du dich der Wollust hingeben willst, deren ich mich enthalten möchte?“

„Das geht mich jetzt nichts mehr an,“ entgegnete der von Leidenschaft verblendete Bruder. „Tu, was du für richtig hältst, ich aber kann nicht mehr zurück: wie ich gesagt, so will ich tun, ich will gehen ein trostvolleres Leben suchen, du aber kannst ja in deiner Wüste zurückbleiben; und übrigens,“ fügte er hinzu, „wenn du schon bei mir bleiben willst, so komm meinerwegen mit mir in die Stadt und laß uns beide das Vergnügen suchen. Vielleicht wird es mir dort nicht lange zusagen, leicht möglich, daß ich bald wieder zur Besinnung komme, dann kann es geschehen, daß ich mit dir hierher zurückzukehren bereit wäre.“

Der verständige Bruder überlegte: welch ein Unglück ist jenem zugestoßen! Sein Verstand ist völlig verdunkelt, und ist es möglich, ihn in diesem Zustand allein fortzulassen? Denn wenn er allein ist, wird er bestimmt einer Schar von Wollüstlingen zur Beute fallen, deren Sinn seiner jetzigen besessenen Verfassung ähnlich ist, und dann wird er von diesen so gefesselt werden, daß er unwiederbringlich zugrunde geht; darum ist es besser, ihn nicht aus den Augen zu lassen und die Änderung in ihm abzuwarten, welche die Zeit gewißlich verursachen wird.

Wohl! überlegte der Einsichtsvolle weiter, mag es denn geschehen, daß ich selber mich der Versuchung nähere, das ist besser, als einen anderen Menschen in seiner Schwäche völlig allein zu lassen. Nein, ich will bei ihm bleiben und mit ihm gehen, um darauf zu

warten, daß sein Geist und seine Gefühle wieder in jene lichte Verfassung kommen wie zuvor.

So erhob sich denn der weisere Bruder und folgte seinem leidenschaftlichen Bruder zu der Stadt.

Die Wanderung war mühselig, denn der Weg war lang, und der leidenschaftliche Bruder eilte rasch dahin; kaum war dieser in die Stadt gekommen, da verschwand er alsbald hinter einer Gartenmauer, von wo Händeklatschen und Lieder tönten, und hinter der man die Anklize und Schultern von Frauen wahrnehmen konnte. Der verständige Bruder aber ließ sich auf die staubige Straße vor der Umzäunung sinken, griff mit seinen Händen in den Staub der Erde, brach in Schluchzen aus und streute sich den Staub aufs Haupt.

Menschen, die vorübergingen, fragten ihn, warum er weine. Er aber entgegnete ihnen die volle Wahrheit: „Mein geliebter Bruder, der sich so lange eines keuschen Lebens befließigte, ist dort hinter jenem Gartenzaun verschwunden.“ Da lachten die Leute über ihn und sagten: „Was ist denn dabei? Geh denn auch du dort hinein und vergnüge dich in unserer Gesellschaft.“ Denn sie gingen alle dort hinein, der verständige Bruder aber blieb im Staube sitzen und schluchzte nur.

So verging die ganze Nacht, der Bruder aber, der hinter dem Gartenzaun verschwunden war, kam nicht eher hervor, bis der neue Tag am Himmel aufging; erst dann strömte eine große Schar von Männern aus der Umzäunung, die lärmten und sich stritten, und in dieser unordentlichen Gesellschaft befand sich auch der leidenschaftliche Bruder, mit blassem Gesicht, zerrauten

Haaren und erloschenem Blick. Allein kaum war der leidenschaftliche Bruder herausgekommen, da sprang der verständige Bruder alsbald auf, eilte voller Freude auf ihn zu und rief: „Warum nur bist du dort so lange geblieben! du hast mich lange warten lassen, gut, daß du endlich gekommen bist: du siehst natürlich jetzt ein, wie abscheulich das alles ist und wie schnell es dich verderben kann. Komm denn, laß uns schnell von hier in unsere Wüste zurückkehren!“

„Ach, laß mich doch gefälligst in Ruhe!“ entgegnete der leidenschaftliche Bruder. „Es ist gar nicht so abscheulich, wie du es dir vorstellst. Im Gegenteil, es hat mir dort sehr gut gefallen, und ich werde um keinen Preis der Welt mit dir in die Wüste zurückkehren, du aber kannst, wenn du willst, gehen. Ich stehe dir nicht im Wege.“

Wie große Mühe sich der verständige Bruder auch gab, den Leidenschaftlichen zu überreden, es war alles vergebens: dem Leidenschaftlichen hatte es so in dem umzäunten Garten gefallen, daß eine Raserei ihn völlig ergriffen hatte und er sich nicht mehr vor Gottes Gericht scheute, noch vor den ewigen Qualen, und um keinen Preis mehr mit dem verständigen Bruder in die Wüste zurückkehren wollte. Er hörte den verständigen Bruder schweigend an, insgeheim aber dachte er nur daran, wie er wohl den Tag am besten verkürzen könne, um abends aufs neue in jene Umzäunung zu geraten, deren Freuden ihn, je mehr er an sie dachte, mit um so größerer Eier erfüllten.

Da der verständige Bruder diese entsetzliche Raserei

des Unglücklichen sah, ließ er davon ab, ihm zuzureden, wieder in die Wüste zurückzukehren, legte sich vielmehr selber in Gedanken die Frage vor: ob es für ihn wohl möglich sei, den Bruder und Freund im Zustand solcher Berrücktheit zu verlassen? und da erkannte der einsichtige Bruder, nachdem er alles von den verschiedensten Seiten betrachtet hatte, daß jener ohne ihn durch das Laster zugrunde gehen würde, und darum entschloß er sich bei ihm zu bleiben, bis der Zustand der Beseffenheit vorbeigegangen sei.

Allein um in der Stadt leben und sich hinter ‚Umzäunungen‘ vergnügen zu können, mußte man Geld haben, weitere Gelder aber hatten unsere Einsiedler aus der Wüste nicht und mußten daher trachten, Arbeit zu finden. So arbeiteten denn beide mit aller Kraft, der Verständige sowohl als auch der Leidenschaftliche, abends aber nahm der leidenschaftliche Bruder nicht nur seinen eigenen Verdienst, sondern auch was der verständige Bruder verdient hatte, und gab alles dieses nachts für seine Vergnügungen hinter der ‚Umzäunung‘ aus. Den verständigen Bruder jammerte es nicht, und nicht stritt er mit dem leidenschaftlichen des Geldes wegen; es jammerte ihn nur, mit ansehen zu müssen, wie jenes Tugend fiel und er sich Tag für Tag tiefer in den stinkenden Sumpf des Lasters tauchte, von dem der verständige Bruder im Grunde genommen nichts wußte, wenn er auch immer mehr staunen mußte, wie stark die Sünde sei, die jetzt so furchtbar von seinem Bruder Besitz ergriffen hatte. Trotz allem aber glaubte er immer noch daran, daß seine Liebe irgendwann den

Besessenen retten werde, und darum setzte sich jedesmal, wenn der Leidenschaftliche in die ‚Umzäunung‘ ging, der Verständige auf den Straßenrand gegenüber der Umzäunung, streute sich Straßenstaub aufs Haupt und weinte bitterlich. Der Leidenschaftliche sah es zwar, allein es hielt ihn nicht zurück, und schnellen Schrittes entwich er ins Innere der ‚Umzäunung‘.

So ging das jede Nacht — der eine gab sich seinem Vergnügen hin, während der andere diesen Wahnsinn beweinete.

Tags sprachen die Brüder nicht mehr miteinander, schweigend gingen sie zur Arbeit, schweigend gingen sie fort, und nicht mehr versuchte es der verständige Bruder, dem leidenschaftlichen Vorwürfe zu machen. Und endlich rührte das den leidenschaftlichen so sehr, daß er sich eines Tages dem einsichtigen zu Füßen warf und rief: „Oh, mein geliebter Bruder! Deine Geduld hat meine Seele getroffen! nimm mich denn in deine Hand und tue mit mir, was du für Recht hältst! Ich will nicht länger der bleiben, der ich geworden, allein ich vermag auch nicht, mich selber zu führen.“

Da tat denn der verständige Bruder alsbald das, was er für das Beste hielt: er las den leidenschaftlichen vor dem Tor jener ‚Umzäunung‘ auf, denn eben an dieser Stelle vollzog sich dessen rettende Wandlung, und führte ihn aus der Stadt in die Wüste und gewann also seinen Bruder zurück‘.

Da er die wahnwitzige Leidenschaft des Unglücklichen gesehen, überließ ihn der einsichtige Bruder auch in der Wüste nicht mehr sich selber, sondern schloß ihn in ein

enges Kämmerlein ein, in welchem jener in kurzer Zeit zu großer Vollendung kam und bald darauf starb.

8. Den 15. April. Zwei Mönchen, die miteinander gelebt hatten, wurde eines Tages die Einsamkeit zu viel, und sie gingen in die Stadt. Dort nahmen sie sich alsbald zwei Weiber und trafen alle Anstalten, mit diesen gemeinsam zu leben, ihre Gelübde aber vergaßen sie. Allein schon bald erkannten sie, daß es keineswegs so leicht ist, mit Frauen zu leben, wie sie es erwartet hatten, sondern daß dieses ein ziemlich mühseliges Geschäft ist, da die Frauen unablässig bald das eine und bald das andere fordern und auf gütliches Zureden nicht hören wollen, so daß man sie ernst ermahnen und zum Gehorsam zwingen muß, wodurch das gemeinsame Leben mit ihnen weniger Vergnügen und Freuden bringt als unablässigen Ärger. Da kamen denn die Mönche miteinander überein, daß sie nicht imstande seien, ein solches Familienleben zu ertragen, und beschloßen, die genommenen Weiber zu verlassen; sie entflohen vor ihnen in ein Kloster, wo sie alles beichteten, was sie während der Zeit ihrer Verirrung erlebt, und die Strafe trugen. Die Ältesten ließen sie dableiben, aber sie sperrten die beiden ein, damit sie Buße täten; als nun die Zeit ihrer Buße vorüber war, ging man die beiden anschauen und sah, daß das Eingeschlossensein auf jeden von anderer Wirkung gewesen war: der eine sündhafte Mönch war völlig mager geworden und sah ermattet aus, der andere aber war im Gegenteil rüstigen Leibes und von frischer Gesichtsfarbe. Da fragten sie den Abgemagerten: „Was ist mit dir ge-

schehen?“ Und er entgegnete: „Es steckt mir wie ein Knochen im Halse, wenn ich daran denke, was ich angerichtet.“ Und sie fragten darauf den Rüstigen dasselbe, er aber erwiderte: „Ich muß mich in einem fort selber freuen, vor welchem Elend mich der Herr bewahrt.“

Da berieten die Ältesten die beiden Antworten und kamen zu dem Beschluß, es seien die beiden Brüder gleicherweise zum rechten Verständnis gekommen.

9. Den 1. Mai. Zwei Brüder, die in der gleichen Einsiedelei lebten, waren bewandert in künstlichen Arbeiten und gingen eines Tages, als sie Vorrat genug hatten, in die Stadt, um ihre Erzeugnisse dort zu verkaufen. Kaum waren sie durch das Thor in das Stadtinnere gekommen, da trennten sie sich alsogleich und gingen nach verschiedenen Seiten: der eine nahm die Straße, die vom Thore nach rechts führte, der andere jene, die nach links abbog. Den ganzen Tag über sahen sie einander nicht. Als aber die Stunde geschlagen hatte, in der sie sich am vereinbarten Platze begegnen wollten, um wieder in ihre Einsiedelei zurückzukehren, da sprach der Bruder, der links gegangen war, zu jenem, der nach rechts gegangen war: „Weißt du auch, es ist mit mir etwas geschehen, das mir verbietet, wieder in unsere Einsiedelei zurückzukehren.“

„Was ist dir denn zugestoßen?“ fragte der andere Bruder.

„Dieses nämlich, daß, als wir beide uns voneinander getrennt hatten, ich einem sehr schönen Weibe begegnet bin, dessen verführerischen Lockungen ich endlich unter-

lag, und so habe ich denn mein Gelübde der Keuschheit übertreten.“

„Das ist sehr schlimm,“ erwiderte der andere Bruder, „allein da es bereits geschehen ist, so mußt du um so mehr von hier fortteilen, um zu unserer Wüste zu gelangen.“

„Oh nein, mein geliebter Bruder,“ entgegnete der Gefallene, „ich wage es jetzt nicht mehr, unsere reine Behausung durch meine Anwesenheit zu entweihen.“

Der Bruder, der die Straße nach rechts genommen hatte, bat ihn jedoch nur noch inständiger, möglichst schnell zur Wüste zurückzukehren, und zog ihn sogar an der Hand; der Gefallene aber wollte ihm nicht folgen, sondern erwiderte ihm: „Nein, nein, es wird dir eine Last sein, mit mir zu hausen. Denn du bist ja noch rein.“

Da dachte der andere Bruder ein wenig nach und gab ihm zur Antwort: „Das braucht dich nicht zu bedrücken, daß mir deine Anwesenheit zur Last fallen könnte, denn als wir uns heute trennten und du nach links gingst, während ich meine Erzeugnisse nach rechts trug, geschah mir auf der rechten Seite der Stadt genau das gleiche, was dir auf der linken zustieß.“

Da ermunterte sich der erste Bruder und rief: „Das heißt, wir sind dann gleich!“

„Ja, wir sind einander nun gleich, denn wir sind beide gefallen.“

„Und was sollen wir jetzt tun?“

„Laß uns beide als gleiche in unsere Einsiedelei zurückkehren, und laß uns beide gemeinsam unsere Reue vor den Ältesten fragen.“

„Und was werden uns wohl die Ältesten auferlegen?“

„Was sie uns auferlegen werden, das werden sie uns auferlegen, dem einen das gleiche wie dem andern. Verzage nur nicht, wir werden es nach unserm Verschulden ertragen, und da ich älter als du bin, so werde ich gewißlich die härtere Strafe tragen müssen, während man dich, den jüngeren, leichter strafen wird.“

Der Bruder, der links gegangen war, wurde in seinem Herzen bewegt und folgte ihm in die Einsiedelei. Und dort geschah ihnen, wie der andere Bruder es vorhergesagt hatte, er, der freilich keineswegs sündig war, sondern die Sünde nur auf sich genommen hatte, um den Mut des gefallenen Bruders zu beleben und ihn nicht zur Verzweiflung zu treiben.

10. Den 21. Mai. Einstens ging ein Mönch aus dem Kloster zum Fluß, um dort Wasser zu schöpfen, aber er bemerkte am Ufer des Flusses ein Weib, das Gewänder walkte, das heißt eine Wäscherin, die dorten wusch, und es geschah dem Bruder, mit dieser gemeinsam zu fallen. Nach Vollzug dieser Sünde schöpfte der Mönch das Wasser und trug den Eimer ins Kloster zurück, unterwegs aber umringten ihn die Scharen der Dämonen und gellten ihm die Ohren voll: „Warum gehst du zum Kloster zurück? Dort ist jetzt kein Platz mehr für dich; bleib lieber bei deiner Wäscherin!“

Diese Worte setzten den Mönch zwar sehr in Verwirrung, allein er begriff sogleich, daß die Dämonen ihn hierdurch nur vom Weg des Heiles abbringen wollten, und entgegnete daher: „Warum heftet ihr

euch an mich, und warum fallet ihr mir zur Last! Ich will mich keineswegs der Verzweiflung ergeben!“

Und so kam er denn wieder in seine Zelle zurück und verdammt sich selber zum Gelübde des Schweigens, doch wurde seine Verfehlung nach einiger Zeit einem der greisen Mönche offenbar. Da beichtete der Mönch und sagte, er hätte seine Sünde verschwiegen aus Furcht, sich der Verzweiflung ergeben zu müssen. Und der Greis lobte ihn seiner Vernunft wegen.

11. Den 24. Mai. Ein greiser Wüstenmönch, der sein ganzes Leben in der Einsiedelei verbracht hatte, ging einst nach Alexandria, um seine Erzeugnisse zu verkaufen, und sah dort einen Mönch in eine Schenke treten. Da setzte sich der Wüstenmönch gegenüber der Lüre hin, durch die der Mönch aus Alexandria gegangen war, und hub an zu warten, bis jener wieder herauskäme. Als der Mönch nach kurzer Zeit sich wieder auf der Schwelle zeigte, eilte der Einsiedler auf ihn zu, umfing ihn mit seinen Armen, preßte ihn an sich und redete ihn also an: „Was tust du da, Unglücklicher? Oder weißt du nicht, welche eine Würde du trägst? Warum begibst du dich freiwillig in die Neße des Feindes, weswegen betriffst du eine Schenke, in der sich unwürdige Männer und Weiber versammeln? Ich flehe dich an, flieh zu uns in die Wüste, denn nur so kannst du gerettet werden.“

Allein der junge Stadtmönch schob die Arme des Einsiedlers beiseite und entgegnete ihm: „Zieh deines Weges, Alter, — Gott sucht nichts außer einem reinen Herzen.“

Da schlug der Alte die Arme zum Himmel und sagte: „Ich, der ich in der Wüste lebe, habe mir noch kein reines Herze erworben, dieser aber, der in die Schenken geht, hat es erworben.“

12. Den 3. Juni. Es traf sich, daß der Vater Paphnutius einstens in der Wüste einem nackten Menschen begegnete, dessen Bekleidung nur aus seinen langen Haaren bestand; er begann diesen nach seinem früheren Leben auszufragen. Da sagte ihm der nackte Mann, daß er anfangs in einem Kloster gelebt, wo er das Amt eines Webers bekleidet hätte, aber schließlich des Lebens im Kloster satt geworden wäre und so auf den Gedanken gekommen sei, daß es besser für ihn wäre, allein zu leben: „das tat ich auch und begann für mich zu arbeiten und lebte dabei sehr gut“; allein das ging nur so lange, „bis nicht der Teufel sein Auge auf mich warf. Denn eines Tages bat mich eine Nonne, ihr ein leinen Tuch zu weben. Ich tat's. Da bat sie mich ein andermal wieder um eines. Auch diesen Wunsch erfüllte ich ihr, und da ich mich nunmehr schon gewöhnt hatte, mit ihr zusammenzukommen, und von Stunde zu Stunde die Vermessenheit zunahm, entsprang schließlich daraus die Ungeseglichkeit.“ Aber einige Zeit darauf war die Reue über ihn gekommen, er hatte die Nonne verlassen und war in die Wüste entflohen, in der Paphnutius ihn nackt angetroffen hatte.

Paphnutius kam mit ihm ins Gespräch und fragte ihn schließlich: „Wie ist es, ich sollte wohl meinen, daß dir das Leben hier anfangs schwergefallen ist?“

„Ich war sehr erschöpft,“ entgegnete der Nackte,

„und lag in einer Höhle, voll Kummer und Leiden.“ Auch hätte er darauf wieder zu seiner Nonne zurückkehren wollen, aber da kam ein Mann, und der schnitt mir wie mit einem Messer mein ganzes Inneres heraus, säuberte es, tat es wieder hinein und strich es mit seinen Händen zu, — seit jener Zeit aber haben mich Kummer und Leid verlassen‘.

13. Den 20. Juni. In einer entfernteren Wüste lebte ein wohlgesinnter betagter Einsiedler, der nur noch eine einzige nähere Verwandte besaß, die er in der Welt zurückgelassen hatte. Sie hatten einander lange nicht mehr gesehen, und plötzlich bekümmerte dieser Umstand jene Frau, und sie faßte den Entschluß, ihren Verwandten aufzusuchen. Das Weib verfolgte hiermit keinerlei böse Absicht, sondern sie wollte nur ihrer verwandtschaftlichen Gesinnung entsprechend nachforschen, ob der Wüstenmönch schon gestorben oder ob er noch am Leben sei; und wenn er noch lebte, wollte sie mit ihm von göttlichen Dingen plaudern und versuchen, ihm nach Kräften dienstbar zu sein. Sie irrte lange durch die Wüste, endlich aber begegnete sie einem Hirten, der Kamele weidete. Da erzählte ihm das Weib, wen sie suche. Der Kamelhirt kannte den Einsiedler und wies ihr den Weg, auf dem sie die kleine Höhle finden konnte, die gar nicht weit entfernt lag. So fand denn die Frau schließlich ihren Verwandten. Er vermochte sie nicht mehr wiederzuerkennen, allein sie sagte ihm, sie sei seine Anverwandte. Da nahm sie der Wüstenmönch auf. Die beiden gerieten miteinander ins Gespräch, allein kaum

war die Nacht gekommen, da übertrat der betagte Einsiedler mit ihr sein Gelübde der Keuschheit. Dieser Umstand wurde durch folgenden ungewöhnlichen Vorfall sogleich bekannt. In der gleichen Wüste lebte in einiger Entfernung ein anderer betagter Einsiedler, der es sich sonst nicht einfallen ließ, nachzuforschen, wie es beim benachbarten Einsiedler aussieht; allein er ging, wie es seine Gewohnheit war, Wasser schöpfen und hatte kaum seinen Eimer ins Wasser getan, da drehte der Eimer sich mit einmal um. Der Alte staunte darüber weidlich, denn bis zu jenem Tage hatte sich sein Eimer noch niemals umgedreht. Er schöpfte zum andern Male, aber kaum berührte der Eimer die Flut, da drehte er sich aufs neue um.

Und alsbald fuhr es dem Einsiedler durch den Kopf: hier waltet offenbar Gottes Vorsehung.

Da er aber in seiner völligen Einsamkeit sich nicht klar machen konnte, wozu ihm dieses Zeichen geworden war, begab er sich, ohne Zeit zu verlieren, zu dem andern Einsiedler, der sein Heil, wie er wußte, an einer andern Stelle derselben Wüste suchte.

„Ich will zu ihm hingehen und es ihm erzählen“, überlegte der Alte, „zu zweien werden wir es sicherlich besser verstehen können.“

Der andere Einsiedler aber, zu dem jener hinzugehen gedachte, war just der gleiche, bei dem sich um die Zeit jene Verwandte befand.

So ging denn der andere Einsiedler zu ihm, um Rat zu holen, allein für einen Tag war der Weg zu lang, und er mußte unterwegs in den Mauern eines

heidnischen Göztempels übernachteten, wo er alsbald alles erfuhr. Und zwar geschah das so, daß eben in dieser Nacht sich die Scharen der Dämonen in jenem Göztempel versammelten und mit ungemeiner Freude ein lärmendes Fest feierten, wobei sie heftig damit prahlten, sie hätten einen bekannten und erfahrenen Wüstenmönch betört, dessen Namen sie dabei mehr als einmal nannten.

Das war gerade der, zu dem unser Reisender sich begab. Allein obwohl das Gehörte den Reisenden sehr in Verwirrung setzte, schritt er dennoch weiter des Weges zu dem, der mit seiner Verwandten gesündigt hatte, kam an, begrüßte ihn und fragte: „Was soll ich davon denken, Vater, — kaum wollte ich meinen Eimer mit Wasser füllen, da drehte er sich, während er noch vollief, um?“

Jener aber sah ihn nur an und legte ihm an Stelle der Antwort selber eine Frage vor: „Und was müßte ich wohl davon halten, wenn ich die Sünde des Fleisches begangen hätte?“

„Das weiß ich bereits,“ entgegnete der Gast, „ich hörte davon in dem Tempel der Gözenbilder sprechen.“

Allein kaum hatte der betagte Einsiedler, der das Gelübde der Keuschheit gebrochen, vernommen, daß bereits die Dämonen davon sprächen, da sprang er auf und rief voller Verzweiflung: „Nun, wenn dem so ist, dann ist mir schon alles gleich — dann will ich die Wüste verlassen und in die Welt gehen!“

Der andere jedoch, jener, dem der Eimer sich um-

gekehrt hatte, redete es ihm aus und gab ihm den Rat, statt dessen lieber die Verwandte ziehen zu lassen.

Der Greis gehorchte ihm und führte fortan ein besseres Leben.

14. Den 27. Juni. Die Väter Daniel und Palladios kamen einst nach Alexandria und begegneten einem jungen Mönch, der gerade das öffentliche Bad verließ. Das kam ihnen verdächtig und wohl auch nicht anständig vor, und darum sagten sie es ihm, er aber entgegnete ihnen statt jeder Reue nur dieses: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Die Wüstenväter baten ihn alsbald um Verzeihung, bejammerten ihn aber insgeheim, zumal ihnen nicht entgangen war, daß zwei Mohren sich beständig in seiner Nähe hielten. Einige Zeit darauf erfuhren sie, daß eben dieser junge bildschöne Mönch aus Konstantinopel nach Alexandria gekommen und hier alsbald in unerlaubte Beziehung zu der Gattin des Eparchen getreten war, doch erfuhren sie auch des ferneren, daß die Diener des Eparchen ihn gefangen und in der Absicht, ihn zum Eunuchen zu machen, so verunstaltet hatten, daß er drei Tage darauf gestorben war.

15. Den 22. Juli. Es lebte in einem Kloster ein vielbetagter Greis, dessen Kräfte schließlich nachließen. So wurden ihm denn die Arbeiten, die er bis zu jener Zeit ausgeführt, abgenommen und auf andere verteilt. Dies bekümmerte den Greis sehr, und er beschloß, um nicht den anderen das Brot wegzuziehen, nach Aegypten zu wandern. In jenem Kloster weilte gleichzeitig mit ihm ein anderer betagter Mönch, Moses

genannt, der schon vordem in Ägypten gewesen und überhaupt ein sehr erfahrener Mann war; dieser sagte zu unserem Alten: „Geh nicht nach Ägypten, denn es gibt dort sehr viele Weiber, und es kann leicht geschehen, daß du verführt wirst.“

Der Alte aber glaubte ihm nicht und kränkte sich sogar über die Worte.

„Was sprichst du da für ungereimte Dinge!“ erwiderte er dem Moses. „Du solltest dich schämen, dergleichen vor mir auch nur zu erwähnen! Oder siehst du vielleicht nicht, wie alt ich geworden bin und daß mein ganzer Körper schon welk und erstorben ist?“

Allein Moses blieb bei seinen Worten und fügte sogar noch hinzu, daß, wie alt ein Mensch auch sei, es für ihn nicht gefahrlos wäre, in Ägypten zu weilen, solange er noch lebe.

Der betagte Mönch war über diese Worte so sehr erzürnt, daß er dem Moses sagte, er sei unbescheiden und ein Verführer, selber aber sogleich aufbrach und nach Ägypten wanderte. Der Ruhm dieses Alten war so groß, daß man ihn bereits in Ägypten kannte und daß die Leute untereinander von seinem bemerkenswerten Leben sprachen. Kaum war also der betagte Mönch in Ägypten angekommen, da traten alsbald die verschiedenartigsten Leute vor ihn, geistlichen Zuspruch und Heilung von ihm zu empfangen. Anfangs ging alles sehr wohl vonstatten, allein eines Tages kam auch eine gewisse Jungfrau, ihm nach Gottes Geheiß zu dienen. Sie litt an einer unheilbaren Krank-

heit, wurde aber trotzdem vom Greise geheilt, jedoch verübte er bei der Gelegenheit mit ihr die Sünde der Fleischeslust, worauf sie gesegneten Leibes ward. Die Leute, die zu dem Alten kamen, mußten die Lage des Mädchens nach und nach bemerken und tauschten ihre Meinungen darüber aus. Ein einfältiges Geschöpf aber legte ihr kurz und bündig die Frage vor, von wem sie das habe. Da antwortete das Mädchen: „Vom Wüstenvater.“ Die einen glaubten ihr, allein die anderen versagten ihr den Glauben, da jener Alte schon in der That ungemein betagt war. Als aber der Mönch selber den Streit der Meinungen zu hören bekam, bekräftigte er die Worte des Mädchens. Er sagte: „Ich bin es, der das angestellt hat, ihr aber sollet das Kind, wenn es geboren ist, bei euch aufnehmen.“ Und wie er gebeten, wurde das Kind, nachdem es geboren, aufgezogen.

Einige Zeit darauf wurde in dem Kloster, aus dem er gekommen, ein Fest gefeiert, zu dem sich viele Leute versammelt hatten; da erschien plötzlich in ihrer Mitte jener betagte Mönch und trug auf seinen Armen das Knäblein und betrat mit ihm die Kirche, wandte sich zu den anderen Mönchen und Einsiedlern und sprach zu ihnen: „Sehet ihr dieses Kind? Es ist die Frucht meiner Unbotmäßigkeit. Hütet euch denn davor, denn wenn dieses trotz meines Alters mit mir geschehen konnte, wieviel leichter kann es mit einem jeden von euch in seiner Jugend geschehen.“

Und alle, die es sahen und vernahmen, brachen in Tränen aus.

16. Den 25. Juli. Einstmals lebte in einem ägyptischen Kloster ein berühmter Diakon, dessen Ruf weit durch die Lande ging. Um die gleiche Zeit geschah es, daß ein Fürst jenes Landes einen einfachen Mann mit seinen Verfolgungen heimsuchte, weil dieser eine sehr schöne Gattin hatte. Auf seiner Flucht vor den Verfolgungen des Fürsten kam der einfache Mann mit seiner Familie in das Kloster, um hier seine Gemahlin vor den leidenschaftlichen Nachstellungen des ungestümen Fürsten zu verbergen. Die Mönche nahmen die Ehegatten auf, allein der Mann gewann hierdurch kein besseres Los, denn es kamen über den Diakon die unsauberen Kräfte des Feindes, und alsbald geschah mit der Frau des schlichten Bürgers eben das, womit sie die Ungezügeltheit des Fürsten bedroht hatte. Allein der Diakon, der an die Stelle des Fürsten getreten war, wurde ertappt und geschmäht und schließlich dazu verurtheilt, lebendig im Kerker eingemauert zu werden, was alsbald auch geschah. Lange Zeit mußte der Diakon lebendig eingemauert schmachten; schließlich aber entstand in jenem Lande eine langwierige Dürre, und wieviel man auch Gebete darbrachte, der Himmel möge Regen herabsenden, — es gab keinen Regen. Da erschien einem älteren Mönche ein Gesicht, man solle den eingemauerten berühmten Diakon aus seinem Kerker befreien und wiederum sein Amt verrichten lassen. Die Eingebung wurde befolgt, und als der Kerker aufgebrochen und der Diakon herausgekommen war, sein Amt angetreten und den Gottesdienst be-

gonnen hatte, fiel endlich der Regen auf die Erde herab.

17. Den 12. August. Zur Zeit der Regierung des Kaisers Leo von Konstantinopel lebte ein sehr berühmter und reicher Mann, der zudem ungewöhnlich gütig, aber freilich gleichzeitig auch ein sehr großer Sünder war. Unüberwindlich zog es ihn stets zu der Schönheit der Frauen, und er befand sich in ständigem Umgang mit ihnen und war so sehr daran gewöhnt, daß er die Sitten seiner Jugend auch im Alter gleicherweise befolgte, denn die böse Gewohnheit war in ihm übermächtig geworden. Der berühmte und gutherzige Mann war immer noch besessen von dieser Leidenschaft, als der Tod an ihn herantrat. Bei seiner Beerdigung entstand eine ungeheuerliche Verwirrung, an der sowohl der Patriarch Hermogen, als auch die Bischöfe und die hervorragenderen weltlichen Personen in Byzanz schuld waren: man wußte nicht, wofür man den Verstorbenen ansehen sollte, für einen Gerechten oder für einen Sünder, und wohin er nach seinem Tode wohl kommen würde, ob ins Paradies mit den Gerechten, worauf er infolge seiner gütigen Seele ein Anrecht hatte, oder in die Hölle mit den Sündern, wohin er wegen seiner wollüstigen Gewohnheiten eigentlich hätte kommen müssen. Lange stritten die bedeutendsten geistlichen Männer in Byzanz darüber hin und her und vermochten nicht, zu einem klaren Beschluß zu kommen. Darum entschlossen sie sich, den Himmel darum anzufragen, und so befahl denn der Patriarch Hermogen allen Klöstern und Ein-

siedlern zu beten, damit dieses Menschen wegen der ganzen Menschheit zu Nutz ein Zeichen gegeben würde. Und der Himmel gab Antwort: ein gewisser Einsiedler hatte folgendes Gesicht: ‚Er sah einen gewissen Ort, der an das äußere Paradies und gleichzeitig an den feurigen See grenzte, zwischen dem nahen Paradiese aber und der entsetzlichen Flamme stand der verstorbene Mann gefesselt und stöhnte kläglich, das Paradies betrachtend. Der Engel aber des Herrn sprach zu ihm: Vergebens stöhnest du, oh Menschlein, denn deiner Barmherzigkeit wegen würdest du von den Qualen befreit, deiner üblen Wollust wegen aber gingest du des Himmelreiches verlustig.‘

Diese von uns betrachteten sieben Beispiele zeigen nur zu deutlich, daß — von den fünfunddreißig Begebenheiten der Heiligenlegende, in denen die Versuchung der Liebe eine Rolle spielt — mindestens aber in den erwähnten sieben Fällen die Frau keinerlei verführerische List zur Betörung der Männer gebraucht, sondern daß im Gegenteil die Männer selber mit einer ungewöhnlichen Leichtfertigkeit und Gleichgiltigkeit verführerische Mittel anzuwenden sich bemühen.

Hiermit endet die erste Kategorie weiblicher Personen, und es folgen nun weitere, die uns kompliziertere und interessantere Charaktere vorführen sollen.

2

In folgenden Geschichten treten die Frauen der Heiligenlegende als Verführerinnen auf.

18. (1.) Den 7. Oktober. Es lebte einstmals in Alexandria ein berühmter Künstler, der ungewöhnlich zierliche Gegenstände aus Silber und Gold zu verfertigen verstand. Er hieß Zenon (im Prologe wird er kurzweg der Goldschmied genannt). Er hing insgeheim der Christenlehre an. An Kunstfertigkeit fand er nirgends seinesgleichen. Die allerberühmtesten Frauen der prunkliebenden Stadt bestürmten ihn unablässig, denn jede von ihnen wollte nur Schmuck tragen, den dieser geschickte Meister angefertigt hatte, und Zenon fand kaum Zeit, alle Bestellungen, die ihm zuteil wurden, auszuführen. Die reichen eiteln Frauen Alexandrias waren darauf aus, einander auszustechen, wo sie nur konnten, und so wollten sie gern die höchsten Preise zahlen, wenn sie dafür die anderen in den Schatten stellen konnten, allein auch dieses half ihnen wenig. Zu jener Zeit kam eine junge Schöne aus Antiochia nach Alexandria, die einen ungewöhnlich eigensinnigen und hartnäckigen Charakter hatte. Es war ihre Gewohnheit, bei der Erreichung eines Wunsches, und wäre es auch nur der geringste, vor nichts haltzumachen, ihr Ziel in Alexandria aber war, alle alexandrinischen Frauen an Prunk zu übertreffen. Ihr Name war Nephoris oder Nephora. In Antiochien war sie männiglich als die erste Schönheit anerkannt worden, die alle ihre Nebenbuhlerinnen im Haine der Daphne verdunkelte. Diese wollte nun um jeden Preis einen Kopfschmuck, zu der Schönheit ihres Leibes passend, besitzen und ließ zu diesem Zweck nicht etwa den Künstler zu sich holen, mußte sie doch, daß Zenon

absagen würde, sondern nahm selber das nötige Gold und die Edelsteine und ging zu ihm, um ihn anzuflehen, für sie ein Kopfgeschmeide anzufertigen, das ihr möglichst gut stünde und daher imstande wäre, die Schönheit ihres reizenden Körpers noch mehr zu erhöhen.

Da Zenon sich vom Lärm der Stadt abseits halten wollte, lebte er vor der Stadt in einer hübschen Gegend, zu der der Weg ziemlich weit war. Nephora mußte anfangs durch eine schattige Allee gehen, auf der ihr Sklaven begegneten, die Sänften mit darauf ruhenden Frauen trugen, aber es fuhren auch rasche Wagen donnernd vorüber, von Pferden mit gestuften Mähnen gezogen; nach und nach jedoch wurde der Weg immer stiller und menschenleerer. Unablässig bogen kleine Seitenwege von der Allee zu kleinen Seitentälern ab, die in reichen Gärten ertranften. Vor einem dieser Seitenpfade saß ein alter Mann unter einem schattigen Baum und fütterte sein Kamel. Diesen fragte Nephora, wo Zenon, der Goldschmied, wohne. Er wies ihr eine Lichtung, auf der zwischen Flieder, Jasmin und Rosen aromatische Melonen reiften, weiter hinten rieselte ein Bach, und hinter diesem stand in einem Dickicht von Büschen das kleine weiße Haus. Ringsum war alles still, auf dem weißen Hausfries saßen die Amseln und sangen. Es war keine Thür zu sehen. Nephora pochte dreimal an die Wand, da glitt vor ihr das Paneel auseinander, und Zenon trat ihr entgegen.

Ihr Besuch überraschte und verdroß ihn zwar, trotzdem jedoch empfing er sie in seiner Werkstatt.

Dies war ein großes quadratisches Zimmer ohne Fenster, Licht draun nur durch die Decke herein, die aus violettem Glimmer bestand, so daß alle Gegenstände im Raum von einem leichten Hauch umspinnen erschienen. In der Mitte des Raumes erhob sich ein bronzener Ibis, aus dessen Schnabel frisches Wasser sprudelte; in den Ecken befanden sich geräumige Becken, in denen goldköpfige Moschuslilien wuchsen, die das ganze Gemach mit ihrem Wohlgeruch erfüllten. Vortreffliche Kunstwerke bedeckten die grauen Wände. Hier gab es sowohl einen Apis zu sehen als auch die Kasse des Pharao, dort standen Lanzen und Geräte.

Da der ‚Goldschmied‘ in seinem eignen Hause überrascht worden war, konnte er sich nicht so ohne weiteres von seiner flinken und hartnäckigen Besucherin losmachen und begann deshalb mit ihr zu plaudern, wobei er freilich unwillkürlich bemerken mußte, daß sie ungewöhnlich schön und ihre Kleidung so vortrefflich abgestimmt war, daß ihre Schönheit dadurch nur noch mehr hervorgehoben wurde. Ihr schwarzgelocktes Haupt war von einem breiten, zarten, gestreiften Schleier bedeckt, dessen weiche Falten leicht wie Luft auf ihren fast blauschwarzen Locken lagen. Der Schleier war mit einer gelben Schnur festgehalten. Ihre Ohren, Arme und Finger waren mit Ohrringen, Ringen und Armbändern geschmückt, um den Hals aber trug sie ein goldenes Geschmeide aus einer Unzahl feiner dünner Ketten, an deren Enden je eine kostbare Perle bebte. Ihre Wimpern waren gefärbt,

die Fingerspitzen fein geschminkt, während die schmalen Fingernägel wie irisfarbige Perlmutter schimmerten. An ihrem Gürtel, der die Tunika aus angenehmer grauer Farbe mit einem roten Saum zusammenhielt, hing ein kleines Spiegelchen und ein ebenso kleines Döschen mit einer duftenden indischen Essenz.

Ohne erst die Aufforderung des Hausherrn abzuwarten, nahm sie Platz, sie betrachtete sich in ihrem Spiegel, spritzte ein wenig der Essenz auf sich selber und vor sich auf den Fußboden und forderte den Künstler auf, ihr bei der Überlegung zu helfen, auf welche Weise sie ihre Schönheit wohl noch vermehren könnte. Und da sie sah, daß er verwirrt wurde, begann sie, um ihm nicht erst Zeit zu lassen, sich zu besinnen, sondern um ihn sofort herumzubekommen, damit er ihr ein so zierliches Schmuckstück verfertige, wie es keine andere der berühmten Frauen in Alexandria hätte, ihn mit ihrer Schönheit zu betören, in der Absicht, ihn damit zum äußersten zu bringen. Denn, dachte sie, bin ich erst seine Geliebte, so wird er mir einen Schmuck machen, schöner als je einen zuvor, mein Ruf aber wird keineswegs dadurch geschädigt werden, denn keinem Menschen wird wohl der Gedanke kommen, daß ich, die ich so angesehen und reich bin, mich herbeigelassen habe, um diesen Preis seine Goldschmiedekunst zu kaufen. Das Benehmen der schönen Frau war so klar, daß der Künstler es erkennen mußte, und dennoch tat sie noch ein weiteres, — sie sprach zu ihm: „Es ist hier warm und du sollst meinen Körper ohne jede äußere Verzierung sehen: die graue und

rote Farbe stören die Farben meiner Haut. Ich muß meine Tunika abwerfen.“

Und sie warf sie ab, und gleichzeitig wand und schmiegte sie sich vor ihm, beständig ihre Haartracht verändernd, er aber legte an ihr Gesicht und an ihr Haupt bald diese, bald jene Perlenbänder und Perlen-schnüre und hatte unablässig ihren Leib in seinen Armen, der nur von einem Hemd bedeckt war, das von einer Spange auf der rechten Schulter zusammengehalten wurde und unter dem linken Arm nach unten glitt, so daß der Zauber ihres Körpers ihm in die Augen fallen mußte und er schon fast wie im Rausch war . . . Der Künstler konnte sich an ihr nicht sattsehen, sie aber stachelte ihn nur noch mehr durch süße Blicke und unnatürliches Lachen auf. Er senkte die Lider, um sie nicht mehr zu sehen, aber lachend öffnete sie sie mit Gewalt mit ihren schmalen Fingern, — und da sah er sie von neuem, und es blühte seine Seele und hüpfte sein Herz wie eine junge Gemse in den Bergen oder wie ein Bergquell in den Schluchten des Libanon. Zenon bat sie, sich zu entfernen. Nephora aber lachte nur und flüsterte leise: „Warum?“

„Ich will Herr meines Gewissens bleiben.“

„Ach laß das doch! Glaub mir, viel lustiger ist es, ein Wurm zu sein, der im Hain der Daphne ein Blatt des Maulbeerbaumes benagt, als sich in herrschaftlicher Langeweile zu plagen. Gib mir denn Wein und Liebesungen im Namen des nackten Kindes!“

Zenon reichte ihr den Pokal; sie trank die eine Hälfte, die andere Hälfte aber goß sie ihm lachend

in die Lippen und hielt ihn dabei die ganze Zeit in ihren Armen, schließlich aber, nachdem sie den leeren Pokal fortgeworfen, küßte sie Zenon zum größeren Ruhme des Bakchos . . .

Wie ein dunkler Berg bedeckte Leidenschaft Zenons Herz.

Der Zufall hätte für die beiden sehr gefährlich werden können, allein der alexandrinische Goldschmied war ja insgeheim ein Anhänger des Christentums, und dieser Umstand rettete die beiden. Denn in dem allertrunkensten Augenblick, als schon die Sünde fast unabwendbar schien, kam dem Manne der Kunst das Wort des Evangeliums in den Sinn: Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir, und wiederum, ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus. Und da blickte er jenem Weibe ins Gesicht und sagte: „Tritt ein wenig beiseite,“ und riß den Dolch aus der Scheide und stach ihn sich ins Auge und rief: „Du siehst, Herr, wie ich Deine Gebote halte, aber, Herr, wenn ich einst Hilfe von Dir heischen werde, so steh auch Du mir bei.“

Da erschrak die Verführerin und lief eilig fort.

Bald darauf kam es in Alexandria zu Christenverfolgungen. Der Verfolger war ein Mann, der nicht nur grausam, sondern auch von spöttischer Gemütsart war, — er wollte seine Lust mit den Christen haben und berief daher deren Bischof, zu dem er also sprach: „Ich finde nichts Begründetes und Festes in eurem Glauben, und ich glaube auch nicht, daß ihr selber daran glauben könnet, wovon ihr sprecht. So

will ich euch denn nunmehr eine entscheidende Aufgabe stellen: wenn ihr diese besteht, dann sollt ihr unangestastet bleiben, und alles, was ihr besitzet, soll auch fernerhin euch gehören; solltet ihr sie aber nicht bestehen, dann werde ich euch wie Betrüger behandeln und euch in des Kaisers Namen alles nehmen, was ihr besitzet. Die Prüfung aber eures Glaubens entnehme ich euren eignen Büchern; steht dort nicht geschrieben: wenn wer nur Glauben hat und zum Berge spricht, hebe dich auf und stürze ins Wasser, dann muß der Berg unbedingt sich rühren und dem Befehl folgen. Nun schaut einmal, unweit vom Nil befindet sich der Berg Ader. Er steht dort schon seit vielen Jahren, im Anfang, als die Welt erschaffen wurde, hat ihn das Feuer der Erde hinaufgestoßen, zu jener Zeit, als es weder Pyramiden noch Sphinge gab, noch unsere Vorfahren, die mit der Errichtung dieser Gebäude beschäftigt waren. So wählet denn aus eurer Schar einen wahrhaft Gläubigen, der mit dem Berg Ader das bewirken könnte, was in euren Büchern als möglich dargestellt wird; sollte der Berg Ader sich von seinem Standort fortbewegen, dann will ich glauben, daß in euren Büchern die reine Wahrheit geschrieben steht, wenn aber nichts dergleichen geschehen sollte, so werde ich damit als bewiesen erachten, daß ihr alle Lügner seid, und werde euch wie Betrüger behandeln, die man nur geringschätzen kann, euer ganzes Eigentum aber will ich zugunsten des Cäsars einziehen.“

Entsetzt kam über die Christen. Sie wußten, daß

der Regent grausam war und daß man keinerlei Milde von ihm zu erwarten hatte: wenn der Berg Uder sich nicht vom Fleck bewegte und nicht in den Nil stürzte, dann mußten sie alle mit Schimpf und Schande verderben und ihr ganzes Gut, das sie mit so viel Mühe im Laufe ihres Lebens gesammelt, zugunsten der Landesklasse beschlagnahmen und einziehen lassen, so daß ihren Kindern, die dann mit einer verachteten Religion als Bettler und ohne die Obhut der Eltern verlassen dastanden, nichts anderes sicherlich übrigblieb, als den Glauben der Sieger anzunehmen, derer also, die ihre Eltern zugrunde gerichtet hatten . . .

Die Christen, die in der Nähe des Berges Uder lebten, taten in dieser grauenhaften Lage die ungesäumten Kleider des Kummers an und fasteten, beteten und weinten, derweilen aber eilte die Zeit weiter, und schon war nahe der Zeitpunkt herangekommen, den der Regent bestimmt hatte. Und dabei fühlte kein einziger der Christen die Zuversicht in sich, vor allen Zuschauern zum Berge sprechen zu können: „Hebe dich auf und stürze ins Wasser.“

Die Not der Christen wurde alsbald auch den andersgläubigen Bewohnern der Stadt bekannt, und da erschien eines Tages vor dem christlichen Bischof die gleiche ägyptische Schöne, die vormals gegangen war, den ‚Goldschmied‘ zu betören; diese sprach zum Bischof: „Man hat mir von eurem Kummer erzählt, und ich fühle Mitleid mit euch; allein ich glaube, daß ihr euch grundlos der Verzweiflung anheimgebt, denn wenn wirklich für den Glauben nichts Unmögliches be-

steht, so gibt es unter euch einen Menschen, der einen solchen wahrhaften Glauben hat, einen Glauben, der jeder Prüfung gewachsen sein dürfte.“

„Was muß ich hören!“ rief der Bischof: „Und glaubst du, die du keine Christin bist, in der That daran, daß ein Berg sich bewegen kann?“

„Freilich, und zwar glaube ich deswegen daran, weil ich einen Glauben sah, der alle Gesetze der Natur zu überwinden imstande war; mich setzt allerdings das eine sehr in Erstaunen, daß ich dieses Mannes nicht unter der Schar jener gewahr wurde, mit denen du dich hier umgeben hast, um Kates zu pflegen!“

„Sage mir denn schnell, du mitleidige Herrin, wer er ist?“

„Er ist ein Goldschmied und Künstler.“

„Sollte es am Ende der einäugig gewordene Zenon sein, der Götzen anfertigt und Zierate für weiblichen Schmuck?“

„Ja, es ist Zenon.“

„Aber ich bitte dich!“ rief da der christliche Bischof, „du sprichst unmögliche Dinge.“

„Warum?“

„Zenon ist zwar ein geschickter Künstler, kein Wort darüber; in unserem Glauben aber ist er schwach, denn er befindet sich in ständigem Umgang mit Leuten der verschiedensten Glaubensbekenntnisse, und du kannst seinen Namen auch auf dem Gestell verschiedener Götzenbilder lesen, als da sind das widerwärtige Krokodil, der wollüstige Igel, der Stier mit dem schwarzen Flecken und die Kasse der Pharaos; außerdem ist

Zenon häufig träge: er versäumt dann sogar das allgemeine Gebet; am Feiertage arbeitet er, wenn er viele Aufträge hat, genau so, als sei es ein Werktag; er lebt ohne Weib, keineswegs mit dem Gedanken beschäftigt, eine Familie zu gründen oder etwa sich in die Wüste zurückzuziehen, dagegen aber plaudert er gern mit anderen Frauen, die seine Kunst brauchen, und befriedigt ihre Eitelkeit.“

„Es mag sein, daß dies alles wahr ist,“ entgegnete die Besucherin, „allein es mag ebenfalls sein, daß dies alles nicht so wichtig ist, wie es dir scheint.“

„Oh nein, meine Herrin, was den Glauben und seine Grade anbetrifft, das kannst du mir wohl glauben, davon verstehe ich mehr wie du.“

„Darüber will ich auch gar nicht streiten,“ entgegnete Nephoris, „das ist auch ganz in der Ordnung, daß ihr davon mehr versteht; aber vernimm denn, was ich von Zenons Glauben weiß.“

„Was weißt du davon zu berichten?“

„Ich weiß, daß Zenon sich selber dem Willen Eures Meisters unterworfen hat, den ihr als Sohn Eures Gottes bezeichnet, und in meiner Gegenwart eine solche Kraft der Liebe zu Dessen Wort gezeigt hat, wie sie wahrscheinlich noch keiner von euch je erblickt.“

Da bat sie der Bischof, zu erzählen, was sie denn gesehen habe, Nephoris aber schilderte mit voller Offenheit jene verführerische Szene, in die sie den Künstler aus dem Wunsch, einen künstlerischen Kopfschmuck von ihm zu erhalten, hineingelockt hatte.

Der alte Bischof schlug die Hände zusammen. Ihm

war in der That bekannt geworden, daß der Goldschmied vor kurzem auf einem Auge blind geworden war; allein auf welche Weise sich das zugetragen, das hatte er nicht gewußt. Da er nun die Erzählung der schönen Nephora anhörte, erfaßte der Bischof die ganze Schwere des Kampfes, den der Künstler hatte bestehen müssen, und erkannte auch den Wert seiner Handlung. Er bedankte sich bei der Besucherin und sprach zu ihr: „Glaube mir, oh schöne Herrin, unser Volk wird nie vergessen, daß du ihm dein Mitleid geschenkt hast und diesen Vorfall nicht verschwiegest, der bei deiner vollkommenen Schönheit für einen jeden erstaunlich sein muß, ich aber stimme mit dir darin überein, daß Zenon allerdings durch seinen Gehorsam seinen Glauben bekräftigt hat: so will ich denn sogleich nach ihm schicken, damit er den Berg in Bewegung bringe.“

Um die gleiche Stunde schickte der Bischof Boten aus, die Zenon rufen sollten, damit er augenblicks erschiene, die Welt dame aus Antiochia aber ging, nachdem sie ihr und Zenons Geheimnis erzählt hatte, fort, um ihm nicht dort begegnen zu müssen. Allein weder der Bischof noch die Menschen, die ihn umgaben, hatten die wirklichen Absichten ihres Gastes erkannt. Denn nicht war die Ägypterin Nephora, deren Geist in Antiochien bei den tollen Festlichkeiten im Haine der Daphne vergiftet worden, bekannt mit dem Gefühle des Mitleides, sondern sie rächte sich jetzt an Zenon wegen seiner Gleichgültigkeit und schob ihm absichtlich diese verantwortungsvollste

Rolle zu, damit er vom ganzen Volke verhöhnt werden solle.

Es dauerte lange, bis der einäugige Goldschmied aus seinem vor der Stadt gelegenen Hause herbeikam, als er aber schließlich gekommen war und der Bischof ihm erzählt hatte, daß man von ihm erwarte, daß er den Berg versee, da geriet er in Erstaunen und entgegnete: „Herr, mein Gott! Was muß ich nur hören! Oder habt ihr euch da einen Scherz erdacht, um mich auslachen zu können?“

„Wie!“ antwortete man ihm, „ja, weißt du denn nicht, welch eine Not über uns gekommen ist?“

„Kündet sie mir schnell! ich lebe ja fern von euch und von den Gerüchten der Stadt und weiß nichts davon.“

„Der Regent hat uns zur Prüfung unseres Glaubens anbefohlen, den Berg Uder von seinem Fleck zu versee.“

„Oh großer Gott! Und wer soll das ausführen?“

Hierauf antworteten ihm alle einstimmig: „Du!“

Der Künstler glaubte, er hätte sich verhöhrt und rief daher: „Was? Ich kann nicht verstehen, was ihr da sagtet?“

Aber noch lauter rief das Volk ihm immer wieder das eine zu: „Du, Zenon, sollst den Berg versee!“

Zenon verschloß seine Ohren mit den Händen und stand eine Minute lang schweigend da, als er aber die Ohren wieder öffnete, betäubte ihn von neuem der gleiche Schrei: „Du, Zenon, sollst den Berg versee!“

„So ist es kein Scherz, daß ihr mir dieses auferlegt habt?“

„Ja, Zenon, ja! Du wirst das tun. Wir bitten dich alle darum.“

Zenon schüttelte den Kopf und erwiderte: „Wer hat euch unterwiesen, mir eine solche Aufgabe zu stellen? Sollte wirklich keiner in der ganzen Gemeinde sein, dessen Glaube größer wäre als der meine, und kein Mensch zu finden sein, dem man dreist diese große Aufgabe, die Prüfung des Glaubens, anvertrauen kann?“

Allein der Bischof entgegnete ihm: „Umsonst verbirgst du dich hinter deiner Demut, oh Zenon! Zwar hielten auch wir dich für schwach im Glauben, aber da erfuhren wir dein Geheimnis und haben jetzt unsere Meinung verändert. Umsonst versuchst du Ausflüchte zu machen: du allein kannst den Berg versetzen.“

„Aber so erklärt mir doch . . . von welchem Geheimnis spricht ihr denn?“

„Wie hast du dein Auge verloren?“

„Mein Auge?“

„Freilich!“

Zenon geriet in Verwirrung und ließ den Kopf sinken.

„Das ist es ja,“ sagte der Bischof und klopfte ihm mit der Hand auf die Schulter, „es kam eine schöne Dame zu uns und hat uns alles von dir erzählt. Deine innere Natur ist Gott gehorsam. Wir wissen jetzt, wie du dich aus der Verführung befreit hast, die durch dein Auge in dein Herz drang: du stachest dein Auge

aus. Beflecke dich mit keiner Lüge, sondern sage uns, ob dem so war!“

„Dem war so,“ murmelte Zenon.

„Ich bin zwar alt, doch ward ich nicht umsonst zum Bischof erwählt: ich begreife sehr wohl, welche große Verführung du bezwungen hast. Du sollst und darfst nicht länger die Kraft deines Glaubens verheimlichen; als Ältester in unserer Gemeinde streife ich jetzt von dir den dunklen Chiton der Demut ab. Von nun ab, Zenon, sollst du über die ganze Welt leuchten und uns vor dem Verfolger, der uns höhnt, erretten.“

Lange weigerte sich der einäugige Künstler, es zu tun; doch der Bischof wollte ihn nicht von der schweren Pflicht des Gehorsams entbinden, da er aber seine Unbeugsamkeit sah, sagte er zu seiner Umgebung, es sollten alle Anwesenden Zenon bitten, und da begannen alle ringsum zu weinen, sich vor die Brust zu schlagen und laut zu jammern: „Solltest du, Krokodile aus Gold verfertigend, selber bereits zu einem Krokodil geworden und kein Mensch mehr sein und nicht Mitleid mehr fühlen? Und könntest du nur dich selber erretten, die große Menge der andern aber willst du jetzt in ihrer grausamsten Not verlassen? Schäme dich deiner Hartherzigkeit, zeige deinen Glauben, befehl dem Berg Ader, sich aufzuheben und ins Wasser zu gehen, damit wir unangetastet in unseren Behausungen weiter leben können!“

Dieser Ausbruch des allgemeinen kläglichem Jammers war dem Künstler zu viel.

„Meine Brüder,“ sprach er, „machet mir deswegen keine Vorwürfe, daß ich dank meiner Handfertigkeit aus Stein und Gold die Ebenbilder der in der Natur vorhandenen Schöpfungen forme. Niemandem erwächst dadurch Böses, und auch ich selber ward hierdurch weder zu Stein noch zu Gold, und sehr brennt eure Klage in meinem Herzen. Glaubet mir, daß, wenn es zu eurer Rettung notwendig wäre, daß ich mein anderes Auge austäche, ich täte es allsogleich und würde weder Vergeltung noch irgend Ruhm dabei für mich suchen; allein dem Berg befehlen, er solle sich aufheben und in den Nil stürzen, — dieses kann ich nicht, denn ich glaube nicht, daß mein schwacher Glaube hierzu ausreichend ist. Nicht meinetwegen fürchte ich mich dem Hohn auszusetzen, sondern eurer und aller Christen wegen, denn mein vergebliches Bemühen kann eine Schmach für die Lehre Christi nach sich ziehen, indem man nicht mit das Mißlingen anrechnen, sondern Ihm es töricht vorhalten wird.“

Jene aber entgegneten: „Laß das, Zenon, laß diese Worte! Sowohl wir als auch der Bischof, wir glauben alle, daß dein Glaube stark ist, und so zögere denn nicht länger und eile, das allgemeine Vertrauen auf deinen Glauben zu des Herrn Ehre zu rechtfertigen: bete und befehl alsdann dem Berg, sich aufzuheben!“

Der einäugige Goldschmied zog die Achseln in die Höhe und rief: „Allmächtiger und ewiger Vater! Du siehest die Not dieser Menschen, denen Du Dich durch Jesus, Deinen Sohn, geoffenbaret hast! Vor Dir ist offen die Unendlichkeit des Weltalls und alle

Untiefen des Abgrundes, aber Du siehest auch hinwiederum die Not meines Herzens, die nicht die Tränen meiner Brüder ertragen kann. So vergib mir denn, daß ich mich erdreiste Dich zu bitten, — verlasse uns nicht, die wir im Glauben verharren, und mache das Unmögliche möglich, denn Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!“

Und alle Christen aus Alexandria wiederholten dieses kurze Gebet des einäugigen Künstlers, sie erhoben sich alle wie ein Mann, und stimmten den Psalm an und begaben sich als eine demütige Schar aus der Stadt zum Berg Ader, vor ihnen aber schritt, leise betend, ihr Bischof her.

.....

Der Zug der Christen wurde alsogleich dem Regenten mitgeteilt, bei dem sich um die Zeit viele hervorragende Gäste versammelt hatten; er sowohl als auch seine Gäste verspürten alsbald ein Gelüst, zum Berg zu fahren, denn man wollte den Anblick genießen, wie sich die Christen lächerlich machten. Allen voran fuhr der Stadtbefehlshaber in seiner goldgestickten Purpurtoga; sein Wagen war reich mit Silber und Elfenbein verziert, dort aber, wo die Räder an der Achse saßen, stand diese seitlich hervor und trug Löwenköpfe. Seine Kappen stammten in gerader Linie von den Rossen der Pharaonen ab; die Haarschöpfe und die gestuften Mähnen bedeckte ein schweres goldenes Netz, das Zenon gefertigt hatte, die Bäume waren aus goldfarbener Seide mit goldenen Borten. Auch die Gäste fuhren in reichgeschmückten Wagen.

Unterrwegs gesellten sich zu ihnen andere Leute auf geschmückten Eseln und den sehr kostspieligen weißen Kamelen mit dem flockigen Fell. Bald darauf waren sie von einer unzähligen Menge der verschiedenartigsten Fußgänger umgeben. Es erschienen auch Bäuerinnen, die Eimer voll frischen Wassers und Körbe mit Früchten trugen. Immer größer und größer wurde die Menge, und alles scherzte und lachte, denn man erwartete, daß, wenn der Berg sich nicht bewegen sollte, der Regent alsbald der ihm folgenden Truppenabteilung ein Zeichen geben würde, die Christen zum Nil zu treiben, worauf man sie zweifellos vom Ufer ins Wasser stürzen durfte. Auf alten gebrechlichen Eseln tauchten alsbald die Veranstalter von Wetten mit ihren Säcken, angefüllt mit Münzen, auf und den Tafeln, auf welche die Einsätze geschrieben wurden. Allein keiner wollte auch nur eine Zehne dafür setzen, daß der Berg in Bewegung gerieth, sondern es wurde nur darauf gesetzt: ob der Regent wohl alle ertränken lasse oder nur einige, und für die andern Sklaverei bestimme.

Unterdessen hatten die Christen mit ihrem Bischof an der Spitze, ohne zu hasten, den Fuß des Berges erreicht, dort beteten sie wiederum und machten sich darnach daran, den Berg zu umwandeln. Mit demütigem Gebet umschritten sie den ganzen Fuß des Berges, als sie aber wieder zu jenem Platz, von welchem sie den Umgang angetreten, zurückgekehrt waren, sagte der Bischof dem einäugigen Künstler, er solle nun von neuem beten. Und kaum hatte der Künstler

Leßkov III. 18

das Knie gebeugt, als unter der Erde ein Getöse erscholl und der Berg Uder ins Schwanken geriet, wie die Mütze auf einem schlaftrunkenen Fellah.

Lachen und Einsätze vergessend, fuhr die Menge der Stadtbewohner jäh zurück und erschreckte durch diese unvermutete Bewegung die Pferde und Kamele; es entstand eine allgemeine Verwirrung, die Räder der Wagen gerieten ineinander, die Kamele schnaubten und reckten die Hälse, während die Esel schrien und zu stampfen begannen . . .

Vergebens bliesen die Hörner, und vergebens schrie der Stadtbefehlshaber: „Besinnt euch, ihr Loren! Es ist nichts als der Lärm der Räder, zu dem noch das gewöhnliche Getöse der Nilwellen kommt!“

Ein jeder fühlte, wie die Erde unter seinen Füßen schwankte, und alle bemerkten, wie die Felsrippen des Berges einfielen und sich darauf wieder zusammenzogen, nach außen drangen und in Trümmer fielen. Spitze Steinsplitter und Sand flogen herab, zuweilen aber wurden sie wie von einer Schleuder mit großem Lärm ins Weite geworfen; am Fuß des Berges kroch eine unermessliche Schicht geborstenen Lehmes . . . Es war, als sei der ganze Bau des Berges zerstört, die Entfernung aber, die den Uder vom Nil trennte, begann sich angesichts all der Zuschauer von beiden Seiten merklich zu verringern, denn auch das Wasser im Fluß tobte, strömte über das Ufer und überflutete die Umgebung . . .

Nicht nur jene, die sich an dem Ort befanden, sondern auch alle, die in Alexandria zurückgeblieben waren,

erschrecken so sehr, daß sie die Herrschaft über sich selber verloren; alle stürzten in größter Eile aus ihren schwankenden Häusern und begaben sich laufend zum Fuß des Uder. In der Mitte dieser Scharen, sich bald mit ihnen vermischend, bald wieder nach vorne drängend, schritt Nephoris in großer Erregung und sprach zu jedem, der es hören wollte, von ihrer Aufführung, von ihrer Schmach, aber auch von der Furcht, die sie bei Zenon ausgestanden, und daß jetzt dieser selbe Zenon durch ihre Schuld zugrunde ginge. Man hielt sie für eine Verrückte. Dort aber, wo ruhig die Christen mit ihrem Bischof und dem einäugigen Künstler standen, dort kreischten und gebärdeten sich jetzt all jene wie toll, die hierher voller Triumph und Hohn gezogen waren, der eine griff den andern, der eine stieß den andern, um nicht schwerer zu werden, weil ein anderer ihn gepackt hielt, und nicht mit jenem zusammen vielleicht in die Spalten stürzen zu müssen, die sich jetzt, zur Vermehrung des Entsetzens, in der Lonerde zu zeigen begannen.

Schon von ferne schrien die herbeieilenden Aegyptier den Christen zu: „Oh ihr ehrlosen Leute! dazu hat uns also die Barmherzigkeit gebracht, mit der wir euch bei uns geduldet haben! Bringt es euch vielleicht Nutzen, uns Böses zu tun? Wozu führt ihr den unregbaren Berg Uder von seinem urewigen Platz fort? Wozu wollet ihr unseren Fluß abdämmen? Der Nil bewässert alle unsere Felder und die Melonengärten; durch sein geregeltes Überströmen wird unsere Erde fruchtbar, ihr aber wollet jetzt bewirken, daß der Berg mit einem Male das ganze Wasser abdämme und der

Nil jäh über die Ufer trete und sich mit gewaltiger Überschwemmung über unsere Felder und Melonengärten ergösse! Oh, verdammtes Volk, oh, ihr grausamen Menschen! Und ihr wagt noch die Krokodile vernichten zu wollen! Schlimmer als ihr sind keine Menschen im ganzen Weltall! Ihr seid böser als die gälischen Druiden, und euer Gott, er ist zorniger als der Ahriman der Perser!“

Allein da reckte der Bischof der Christen den Arm empor und entgegnete den Leuten aus Alexandria: „Der Gott der Christen verzeihet euch und rechnet euch das nicht an, was ihr, die ihr Ihn nicht kennt, von Ihm sprecht. Denn Er ist der Vater aller und ist der Vater der Barmherzigkeit. Ihr seid in einem Irrtum befangen. Denn nicht wir, die Christen, wollten, daß gestört würde der geheiligte Frieden des Weltbaues; und daß wir jetzt den Berg in Bewegung gesetzt haben, nicht unser Wille ist es, wonach das geschieht.“

„Wer konnte euch das befehlen?“

„Fraget danach euren Stadtbefehlshaber: er hat es uns befohlen, wir aber, wir Christen, sind der Regierung unterwürfig.“

In diesem Augenblick wurde der Stadtbefehlshaber, dem bei der allgemeinen Verwirrung ein Wagen über die Beine gefahren war, auf einer Sänfte vorübergetragen, er hörte diese Worte und rief vor quälenden Schmerzen laut dabei stöhnend: „Oh, wie bin ich bestraft, und wie bereue ich meine Torheit! Aber genug doch: ich glaube euch, ich glaube, groß ist der Gott der Christen, und ich will mich hinfürder nicht mehr

mit Ihm versuchen! Wenn ihr aber in der That der Obrigkeit unterwürfig seid, so befehle ich euch jetzt dieses: haltet augenblicks den Berg auf!“

„Herr,“ entgegnete ihm der Christenbischof darauf: „Zwar sind wir untertänig der Obrigkeit, allein wir wissen nicht, ob wir deinen zweiten Befehl ausführen können. Du hast ja selber in unseren Büchern gelesen und kennest sie: dort steht in der That zu lesen, daß man einem Berge befehlen könne, sich aufzuheben und ins Wasser zu stürzen; allein erinnere dich, davon steht nichts geschrieben, ob es möglich ist, einen Berg aufzuhalten, wenn er sich schon in Bewegung gesetzt und von seinem Ort fortbegeben hat.“

Der Raum zwischen dem Berge und dem Nil wurde derweilen immer geringer; der kriechende Lehm bedrängte das Volk von der einen Seite, Wasser benetzte es von der andern, und ab und zu fiel Sand über sie, darin sie knietief waten mußten.

„Die Erde verschlingt uns!“ schrien die Menschen. „Verdammnis über den Regenten! Tod dem Verdammten! Groß ist der Gott der Christen!“

Da befahl der Regent, die Sänfte anzuhalten, und bat das Volk von Alexandria, ihm seine Vermessenheit vergeben zu wollen; die aber hörten ihn nicht, sondern fielen vor den Christen auf die Knie und schrien jammernd: „Heilig ist euer Glaube, und wir wollen ihn bekennen, euren Glauben. Nehmet unsern Regenten hin; wir geben ihn in eure Hände und sind sogar bereit, ihn augenblicks vor euren Augen im

Nil zu ersäufen, nur rettet uns, und lasset den Berg still stehen.“

Da sprach der Bischof zu ihnen: „Nein. Ihr wisset nicht, wos Geistes wir sind. Nicht ist uns erwünscht das Verderben eines Menschen. Gott will nicht den Tod des Sünders. Denn mit dem Tod ist auch der Weg der Besserung abgeschnitten. Ein jeder hat hier auf Erden die Pflicht, besser zu werden. Auch unser Regent hat sein Leben von Gott erhalten. Mag er leben, bis seine Tage gezählt sind. Lasset uns denn, das Übel verwerfend, mit nichts als Liebe allein im Herzen alle ohne Unterschied stehen: „Herr, erbarme Dich unser!““

„Erbarme Dich unser! erbarme Dich unser!“ scholl es aus dem Volk, und alles stürzte mit dem Gesicht zur Erde nieder.

Ringsum wurde es still; der Wind war verschwunden, nicht mehr rieselte es von den Einsturzflächen, die Steine platzten nicht mehr, die feuchten Schichten verhärteten sich und trockneten. Immer noch betete der Bischof still vor sich hin. Die Ordnung kehrte wieder zurück. Der Berg, der sich nach dem Glauben des Künstlers in Bewegung gesetzt, begann auf das Gebet des Bischofs hin stillzustehen. Es war, als erwachten Menschen und Tiere aus einem schweren Traum. Alles genoß die Ruhe, die Pferde schüttelten die Köpfe, die Kamele aber lagen ruhig, die breitbehuften Beine unter sich gekreuzt, da und kauten wieder. Lonsfarbene Tauben schwangen sich gurrend auf die Bäume. Nephoris schimmerte vor Freude: sie hatte sich unmerk-

lich Zenon mit stillen Schritten genähert, hielt seine Hand und sprach: „Oh, wenn du es wüßtest, wie leid du mir tust, wie sehr ich nunmehr deinen Gott liebe und verehere und welche Vorwürfe ich mir selber mache!“

„Weswegen machst du dir Vorwürfe?“

„Dein Auge . . . wo ist dein Auge, armer Zenon!“

„Still darüber. Zenon ist selig und nicht arm. Glückliche bin ich, Nephora, daß ich mit meinem einen Auge den sanften Sinn der Christin jetzt in dir wahrnehmen kann, und du selber bist mir jetzt viel lieber, als damals . . . als ich mit meinen zwei Augen sehen mußte, wie dein Antlitz in der Schamlosigkeit des Lasters glühte.“

„Oh, schweig doch! . . . Ich habe ja vor den Menschen bereits alles gestanden . . .“

„Und hast damit sehr achtungswert gehandelt, Nephora.“

„Ja, und jetzt will ich mich entfernen . . . in die Wüste.“

„In die Wüste? . . . Verweile noch, ich habe eine Schuld von dir einzufordern.“

„Eine Schuld von mir! . . . Was bin ich dir wohl schuldig?“ fragte Nephora erstaunt.

„Um die Gebote meines Lehrers zu erfüllen, gab ich mein Auge hin; du warst zum Teil die Ursache hiervon; allein als du dich über dich selbst erhobst und vor den Menschen deine geheime Sünde enthülltest, hast du dich gleichzeitig gebessert und mich zu dir mächtig hingezogen. Wir sind jetzt eines Geistes und

Können einander leicht als Stütze dienen . . . Warum sollten wir uns jetzt noch trennen? Nephora! werde die Gattin des Zenon!“

Und so geschah es, daß die beiden Eheleute wurden.

Wir sehen hieraus, daß die Betörung, mit der eine Weltkame des dritten Jahrhunderts den Künstler verführen wollte, keinen Erfolg hatte. Denn die ägyptische Schöne konnte nicht nur den sittlichen Menschen nicht betören, sondern wurde selber von der Festigkeit der christlichen Regeln bewegt, und die ganze Begebenheit diente dazu, eine Menge von Menschen zum Christentum zu bekehren, die bis zu jener Zeit nichts Höheres als die Verlockungen der Sinnlichkeit gekannt hatten.

Der einäugige Künstler hatte auch diesen Berg in Bewegung gesetzt.

Wenden wir uns nun zum zweiten Fall der Verführung.

19. (2.) Den 24. Dezember. Es lebte einst ein Mönch namens Nikolaus, der vormals beim Heere gewesen war. Als nun während der Regierung des Kaisers Nikiphorus ein Krieg ausbrach, hielt es ihn nicht länger bei seinen friedlichen Beschäftigungen im Kloster, und er zog aufs neue aus, um Krieg zu führen.

Nikolaus stammte aus Griechenland und stand im besten Mannesalter. Er war von hohem Wuchs, gut gebaut, stark und schön, und hatte eine verwegene kriegerische Haltung.

Als Nikolaus durch Bulgarien zog, hingen beständig die Blicke der Frauen an ihm, er aber bemerkte es nicht; einstmals jedoch traf es sich, daß er in einem bulgarischen Gasthaus übernachten mußte, und hier stieß ihm etwas Gefährvolles zu.

Derweil er auf und ab ging, zu Nacht speiste und sich schließlich zur Ruhe begab, hatte ihn eine junge Bulgarin ins Auge gefaßt, eine Jungfrau von zartem Alter, die Tochter des bulgarischen Wirtes, und war von seiner Schönheit gefesselt worden. Er aber, der kriegerische Nikolaus, ahnte nichts davon; er speiste in aller Ruhe zur Nacht, betete zu Gott und legte sich schlafen; da er aber vom langen Wege sehr ermattet war, schlief er sogleich tief ein. Als er zur Zeit der zweiten Nachtwache vom ersten Schlaf erwachte, fühlte er plötzlich, daß jemand ihn leise, aber unablässig bestastete. Der Mönch öffnete die Arme und empfand einen heißen menschlichen Körper und begegnete jungen und schmalen Händen, die sich leidenschaftlich in die seinen verkrampften, gleichzeitig aber begannen wilde Lippen im Dunkel sein Antlitz mit Küssen zu überschütten. Während dieses geschah, schliefen die anderen Menschen, die in dem Gasthaus übernachteten, in tiefem Schlaf, so daß niemand die leidenschaftliche Szene gehört haben würde, wenn sich der Mönch nicht selber von der Versuchung befreit hätte.

Nikolaus fuhr auf, schob die Reizende fort, die ihm schöntat, und fragte sie, wer sie sei und was sie wolle.

Sie entgegnete ihm: „Ich bin die Tochter des Wir-

tes, — Liebe zu dir ist in mir entbrannt, und meine Leidenschaft hat mich bewogen, zu dir zu schleichen.“

Der Mönch redete der leidenschaftlichen Bulgarin Vernunft zu, er wies darauf hin, wie jung sie noch sei und daß sie sich doch alle Mühe geben müsse, ihre jungfräuliche Reinheit zu erhalten, um mit dieser einstmals in die Ehe zu treten oder etwa Nonne zu werden; allein das Mädchen war so von ihm eingenommen, daß sie seinen moralischen Ermahnungen und Ratschlägen nicht Gehör schenkte, sondern ihre Zuflucht zur List nahm, denn sie wollte Zeit gewinnen, um ihn, ohne dabei Geräusch zu machen, aufs neue überfallen zu können. So schlich sie denn ein wenig abseits, legte sich still in ihr Bett und gab sich den Anschein, eingeschlafen zu sein; kaum aber brach die dritte Nachtwache an, da fiel sie aufs neue über den Liegenden her. Nikolaus nahm wiederum seine Zuflucht zum Wort, aber dieses Mal sprach er bereits streng und laut mit ihr. Das Mädchen erschrak darüber, denn sie wollte nicht, daß am Ende die anderen Anwesenden Zeugen der Unterhaltung würden, und ließ daher ein wenig von Nikolaus ab, aber sie atmete schwer, und schließlich gab sie einen sonderbaren Ton von sich, der wie das Krächzen von jungen Adlern im Nest klang, und überfiel Nikolaus von neuem mit ihren Küssen. Dieses brachte die Schale der Geduld unseres Mönches zum Überströmen. Denn alsbald spie Nikolaus, der Mönch, auf den Boden, rief: „Du bist ein Teufel und keine Jungfrau!“ stand auf und verließ noch in derselben Nacht das Gasthaus. Hiermit war die Sache zu Ende.

Mithin konnte auch die zweite Verführerin einen sittlichen Mann nicht verlocken. Wollen wir jetzt sehen, welchen Erfolg die dritte hatte, die Frau, die nicht nur die verwegenste war, sondern auch in der Kunst der Betörung die hartnäckigste.

20. (3.) Den 27. Dezember. In einer der nieder-ägyptischen Wüsten lebte einst ein sehr enthaltsamer Einsiedler, von dem man viel Ungerwöhnliches erzählte und den man ganz besonders deswegen zu loben pflegte, weil er noch niemals Versuchungen erlegen war. Man hielt es für völlig unmöglich, daß er je betört werden könne. Die einen glaubten daran, die anderen hingegen nicht. Einstmals veranstalteten vornehme Männer einer nahebei gelegenen Stadt ein Fest mit Hetären, man kam von dem einen verführerischen Gesprächsstoff auf den andern und sprach schließlich auch von jenem Wüstenmönch, wobei einer von ihnen, ein Spaßmacher und Scherzbold, einer der allerberühmtesten Hetären folgendes sagte: „Dieser Mann, mußt du wissen, ist nicht das, was wir sind, — er verachtet euch Frauen, und keine Schöne ist je imstande, ihn zu verführen.“

Die Hetäre entgegnete: „Das ist leeres Gerede: ich werde niemals daran glauben, daß irgendein Mann einer Frau widerstehen könnte, wenn sie nur hübsch ist und ihn mit ihren Liebkosungen verlocken will.“

Diese Worte verursachten ein lebhaftes Gespräch, an dem sich schließlich alle Tafelnden beteiligten, die Hetären sowohl als auch die bedeutenden Männer, von denen sie bewirtet wurden, und da alle durch

die Wirkung des Weines und der gegenseitigen Näherung der Geschlechter erhitzt waren, begannen sie miteinander zu streiten, ob es wohl möglich sei oder nicht, daß ein Mann, und wäre er auch der wohlgesinnteste und überdies ein Faster, der Versuchung widerstehen könnte, wenn sie ihm in Gestalt einer schönen Frau nahe, die entschlossen wäre, zur Erreichung ihres Zieles vor nichts zurückzuschrecken. Die Hetären sowohl als auch die reichen Männer sprachen in dieser Hinsicht die verschiedenartigsten Ansichten aus, so daß nicht abzusehen war, wann dieser Streit je sein Ende nehmen würde; da jedoch sagte eine der hübschesten von den anwesenden Hetären: „Wozu sollen wir uns hierüber lange den Kopf zerbrechen, ohne Verweise zu haben? Ich schlage darum vor, den Streit durch einen Versuch zu schlichten; man möge mir nur sogleich die Einsätze für und wider nennen: ob ich in der Lage bin, euren Einsiedler zu betören oder nicht. Dies wird beweiskräftiger sein als ein leerer Streit mit Worten und wird auch viel interessanter sein. Darauf aber will ich hingehen und versuchen, was stärker ist, die Kraft meiner Schönheit oder seine Gottesfurcht, und wir werden alsbald klar sehen, wer von uns recht gehabt hat: ihr, die ihr glaubt, daß es auf der Welt beständige Männer gibt, denen weibliche Schönheit nichts anhaben kann, oder ob wir Frauen recht haben, die wir behaupten, daß wir jederzeit Gewalt über die Natur der Männer haben. Umsonst freilich tue ich es nicht: ich will wissen, um wieviel ihr den Einsatz, den ich selber vor euch hinlege, überbieten werdet!“

Die tafelnden Freunde versprachen, ihr einen sehr theuren Gegenstand zu geben.

„Gut,“ sagte die Hetäre, „ich bin überzeugt, daß ich euren Einsiedler bezwingen werde, und will mich daher, ohne Zeit zu verlieren, sogleich zu ihm in die Wüste aufmachen, ihr aber sollet morgen möglichst früh aufstehen, und zwar bevor noch die Sonne über den Bergen steht; nehmet Blumen mit euch und Zweige mit den harzigen Zapfen der Zeder, und Körbe mit saftigen Weintrauben soll man euch nachtragen, denn es soll alles so sein, als ginget ihr zu Neuvermählten, unter den Gewändern aber sollt ihr Flöten versteckt tragen und Harfen aus Lydien; und wenn ihr dann zu der Höhle in der Wüste kommt, nähert euch ohne Lärm und blickt leise durch den Zaun hinein: ich kann euch schon jetzt schwören, daß euer Anachoret, erschöpft von seiner Leidenschaft, in tiefem Schlaf zu meinen Füßen liegen wird, — und das soll euch meine Antwort sein auf euren Streit mit mir!“

Die Tafelnden willigten heiter ein, alles so zu tun. Da kleidete sich die Hetäre, ohne länger zu zaudern, in ein graues ungesäumtes Gewand und wanderte alsbald in dieser Tracht der bescheidenen Pilgerin aus der Stadt, abends aber kam sie zur Höhle des Einsiedlers. Als sie vor der Thür des Einsiedlers stand, gab sie sich den Anschein, bis zur Erschöpfung ermattet zu sein, und begann ihn anzusehen, er solle sie einlassen, damit sie übernachten könne. Der Einsiedler war vorsichtig und wollte nichts davon hören, eine Frau einzulassen: er wies sie immer wieder fort,

so oft sie auch mit ihrem Jammern begann; allein sie war hartnäckig und spielte zudem ihre Rolle sehr geschickt. Denn nachdem der Mönch sie schon mehrere Male fortgeschickt hatte, brach sie in ein klägliches Schluchzen aus und stellte ihm vor, welche schreckliche Gefahren ihr in Bälde drohten, wenn er sie nicht wenigstens in die Umzäunung, die seine Höhle umgab, einließe und wenn sie die ganze Nacht auf einem ungeschützten Platz verbringen müsse.

„Überlege doch, Vater,“ sagte sie, „bin ich denn nicht auch ein Mensch und dir ähnlich? . . .“

„Das ist es ja, daß du — mir ähnlich bist,“ antwortete der Mönch leise, als spräche er zu sich selber.

„Wohin soll ich denn gehen?“

„Ist die Wüste etwa klein, und gibt es wenig Höhlen in ihr? Geh und such dir ein Obdach!“

Allein die verkleidete Heuchlerin entgegnete: „Ach, nicht weiß ich, wo ich suchen soll, und zudem bin ich heute schon so viel gegangen, daß meine Füße meinen ermatteten Körper nicht länger mehr tragen wollen; ich kann nicht weitergehen und im Zwielicht durch die Wüste wandern.“

Der Mönch schwieg.

Die Hetäre verstummte ebenfalls, fuhr aber wenige Minuten darauf mit vergrämter Entschlossenheit fort: „Mag es denn nach deinem Willen geschehen! Da du mir die Türe nicht öffnen willst, nun gut, so will ich mich hier auf den nackten Steinen vor den Pfählen deines Zaunes hinstrecken, mag dann ein Tiger oder ein Löwe mich überfallen und hier an Ort und Stelle zerfleischen.“

Der Mönch antwortete nicht, und sie fuhr weiter fort: „Dann wird man meine Gebeine vor der Höhle eines christlichen Einsiedlers finden. Das wird gewiß ein großer Ruhm für dich sein, wie du deinen Ruf aufrechterhalten, indem du eher dazu bereit warst, eine Frau vor deiner Schwelle zerreißen zu lassen als irgendeinem Schwätzer in der Schenke oder auf dem Markt den Schein des Rechts zu geben, ein töricht Wort über dich zu sagen, oder dummen Weibern, die ihre Wäsche am Fluß waschen, vielleicht Gelegenheit, einmal über dich zu lachen.“

Ihre Worte wurmten zwar den Mönch, allein noch immer entgegnete er ihr kein Wort, sie aber setzte ihre Rede fort: „Meine Qualen und mein Tod werden ewig wie ein Vorwurf auf dir lasten. Überantworte mich nur den Zähnen eines Raubtieres, — dann wirst du selber vom gleichen Schlage sein wie jenes Raubtier.“

Diese Worte rührten den Einsiedler. Derweil er sie anhörte, hielt er mit der Hand den Fuß eines Holzkreuzes fest, das in einer kleinen Nische seiner Höhle stand, und preßte immer fester und fester das Kreuz in seinen Händen; als aber das Weib ihm in Worten schilderte, wie die Raubtiere sie vor seinem Baun peinigen würden, erweichte Mitleid das Herz des Einsiedlers, der Griff seiner Hand lockerte sich, er wendete nach und nach sein Gesicht immer mehr der Lüre zu, durch die das Gespräch geführt wurde, und sagte schließlich zu der Angekommenen: „Du Elende! Welch ein Ungemach bereitest du mir, und von woher hat dich das Unheil zu mir gebracht?“

„Oh Mann Gottes!“ erwiderte die Versucherin. „Ist es dir nicht gleichviel zu wissen, von wo ich gekommen bin? Schäme dich doch, mich danach auszufragen! Wenn du gottesfürchtig und nächstenliebend bist, muß es dir genug sein, zu wissen, daß ich ein Mensch bin, daß ich verschmachte und daß mein Leben sich in tödlicher Gefahr befindet; du allein kannst diese Gefahr von mir nehmen und tust dennoch nichts dafür, und es scheint sogar, als glaubtest du, mit deiner Gefühllosigkeit Gott wohlgefällig zu sein, obwohl Er doch alle Menschen erschaffen hat und das Stöhnen und Klagen aller Kreaturen hört. Oh! wie entfernst du dich hierdurch von Gott! Wie erbärmlich auch meine jetzige Lage ist, wisse, daß ich um nichts in der Welt bereit wäre, sie mit der deinigen zu tauschen! Bleibe denn in deinem Verschluß, grausamer Greis! Ich will nicht mehr mit meinem Jammer dein Gewissen belasten, ich will nicht, daß dir die Leute deiner Grausamkeit wegen Vorwürfe machen sollen. Mag denn niemand außer Gott und mir wissen, welch ein mitleidloses Herz du hast, — ich aber entferne mich jetzt in die Wüste, und mögen mich die Raubtiere zerfleischen.“

Unsäglich leid tat sie dem Wüstenmönch. Bei dem Gedanken an die Greuel, die ihrer warteten, suchte sein Herz zusammen, und so rief er ihr zu: „Geh nicht fort, Elende! Mag es denn nach deinem Sinn geschehen, ich will dich einlassen.“

„Da danke ich Gott, daß Er Mitleid mit mir in dein Herz gesenkt hat,“ äußerte bescheiden die Hetäre.

„Allerdings; trotzdem jedoch werde ich dich nicht

in meine Höhle lassen, sondern dir nur gestatten, in mein Gärtchen zu treten.“

„Gleichviel, für mich genügt auch das; wenn ich nur weiß, daß die Raubtiere mich nicht verschlingen können.“

Der Einsiedler hatte derweilen zwei Pfähle aus dem Zaun gezogen und ließ die Hetäre durch diesen Durchschlupf hinein, ohne ihr ins Gesicht zu schauen; darauf steckte er die Pfähle wieder zurück, wo sie gestanden, ihr aber sagte er nur, sie solle dort im Gärtchen ihr Unterkommen finden und ihn mit keinerlei weiteren Bitten bestürmen, denn in die Höhle selber würde er sie nicht lassen.

Die Hetäre willigte gern ein und versprach ihm, ihn bis zur Morgendämmerung nicht weiter zu behelligen; allein kaum war ein wenig an Zeit verstrichen und der Greis wieder mit seinem Nachtgebet beschäftigt, da fing sie von neuem an leise und mit zartem Finger an seiner Tür zu pochen und klagte mit sanfter Stimme, ihre Gewänder seien viel zu leicht, die Nacht aber wäre sehr kalt, und es friere sie sehr.

Da warf ihr der Mönch durchs kleine Fenster ein paar alte Lumpen zu und sprach dabei: „Da nimm, Elende, das ist alles, was ich habe! Nimm es dir und denke daran, daß in meinem Besitz nichts mehr ist, was dir dienlich sein kann! Bedecke dein stinkendes Fleisch damit und störe mich nicht ferner in meinem Gebet!“

Die Hetäre dankte ihm dafür, freilich warf sie insgeheim die Lumpen des Einsiedlers beiseite, die ihr

ebenso stinkend erschienen wie ihm ihr Fleisch, und versprach ihm, hinfort ruhig zu sein und seine Gebete nicht mehr zu stören.

Allein auch dieses Versprechen gab sie, versteht sich, wiederum nicht aufrichtigen Herzens, denn kurze Zeit darauf, als der Mönch, der sein unterbrochenes Gebet fortsetzte, seinen Geist gerade dem Erhabenen zugewandt hatte, begann die unruhige Hetäre aufs neue leise an seine Tür zu pochen und zu kraßen, wobei sie mit ihrem leichten Körper sich gegen den dünnen Holzeingang lehnte.

Der Mönch geriet in Verwirrung, denn die Türe, die seine ungeschickten Hände gefertigt, saß nicht fest und zeigte an einigen Stellen große Risse.

„Was willst du noch, Elende?“ fragte der Einsiedler.

„Ach, ich leide hier entsetzlich!“ rief die Hetäre. „Natterngezücht springt hier von der Erde auf mich! Oh, weh mir Unglücklichen! Das ist entsetzlich!“

„Fürchte dich nicht vor ihnen, ich werde für dich beten, da werden die Nattern dir nichts anhaben können.“

Allein die Hetäre begann bitterlich zu weinen und sagte, daß sie schon jetzt schrecklich leide, spüre sie doch bereits das gefährliche Brennen von den Verletzungen, die ihr die Nattern zugefügt.

„So will ich auch deswegen beten,“ sagte der Mönch; sie aber schrie, als höre sie nicht auf seine Worte oder als glaube sie nicht an die geheimnisvolle Kraft des Gebetes, voller Schmerz und Zorn auf:

„Nein, nicht recht ist es, was du da sprichst! . . . Du bist ein böser und grausamer Greis oder ein Feigling, mit dem dein Feind, der Teufel, seinen Spott treibt, weil du dich vor einer armen und schwachen Frau fürchtest und nicht mit deiner heiligen Hand meinen leidenden Körper berühren willst, um mich von den Bissen der Nattern zu heilen!“

Da entgegnete ihr der Mönch: „Ich werde ihn keineswegs berühren!“ und preßte seine Finger in die Ohren, schüttelte den Kopf und begann laut zu beten.

Alein kaum gewahrte die Hetäre, daß er sich die Ohren verstopft hatte, da begann sie so heftig an seine Tür zu pochen, daß diese ins Schwanken geriet und der Mönch sich unwillkürlich mit der Frage an sie wandte: „Was willst du denn jetzt wieder, Elende?“

„Ich höre riesige Schlangen kriechen; schon rauschen sie durch das Gras, schon winden sie sich, um zwischen den Pfählen durchzugleiten, gleich werden sie mich beißen und mit ihrem tödlichen Gift bespritzen!“

„Oh, wenn du nur wüßtest, Elende, wieviel schlimmer du für mich als jedwede Schlange bist! Aber da, nimm meinen Stab, er ist aus einem Holz geschnitten, vor dem sich die Schlangen fürchten. Nimm ihn, lege ihn neben dich und schlafe endlich! Wenn mein Stab neben dir sein wird, werden sich auch die Schlangen von dir entfernen.“

Und schon dachte der Mönch, daß jetzt alle Gefahren von der Frau, die in seiner Umzäunung nächtigte, abgelenkt seien und daß Hausherr wie Besucherin sich ruhig schlafen legen könnten, ein jedes auf seinem Fleck.

Er war schon drauf und dran, die vor ihm flimmernde Leuchte zu verlöschen und sich auf sein hartes Lager aus Schilfrohr zu legen, da stürzte plötzlich das Weib mit furchtbarem Schreien auf seine Tür zu und rief in unbeschreiblichem Entsetzen: „Oh Mönch! oh Mönch! Laß mich schnell zu dir ein! Ich verderbe!“

„Was ist dir denn schon wieder zugestoßen?“ schrie der erzürnte Einsiedler.

„Ist es möglich, daß du so taub bist, wie du grausam bist, und daß du nicht hörst, wie furchtbare Raubtiere rings um deinen Zaun herumschwärmen?“

„Ich höre nichts,“ entgegnete der Mönch.

„Das geschieht nur deswegen, weil du dein Herz verschlossen hast, und darum verschließt sich auch dein Gehör und werden sich bald deine Augen verschließen. Nun aber öffne mir sogleich! — Schon hat sich ein Löwe mit weitaufgesperrtem Rachen auf den Hinterpfoten erhoben, schon schlägt sein Schweif seine Flanken, und nun hat er sogar den Kopf herübergestreckt . . . Oh, schnell doch, schnell! — Schon berührt seine Zunge meinen Körper . . . Deine morschen Pfähle werden gleich brechen, und du wirst in seinem Rachen meine Knochen splintern hören . . .“

Da schob der Einsiedler mit vor Furcht zitternder Hand den Riegel von der Tür fort, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob die arglistige Frau ihm auch die Wahrheit berichtet habe, sie aber ließ ihn gar nicht erst zur Besinnung kommen, sondern fiel alsbald in seinen Verschlag und schlug die Tür hinter

sich zu und riß dem Mönch den hölzernen Schlüssel aus der Hand und warf ihn durchs Fenster.

„Elende, so bist du also doch eingedrungen!“ sagte der Mönch, der sich betrogen sah.

Sie aber musterte ihn schamlos und erwiderte: „Ja, und jetzt bist du in meiner Gewalt!“

Und alsbald setzte sie sich in eine Ecke, musterte den Mönch immer noch mit ihrem schamlosen Lächeln und begann ihre Kleidungsstücke eines nach dem andern abzulegen, mit einer entsetzlichen Schnelligkeit streifte sie alles ab und machte nicht einmal halt vor der letzten Hülle . . .

Der keusche Einsiedler wurde hierdurch so überrascht, daß ihm kein Mittel einfallen wollte, wodurch er die Handlung seiner dreisten Besucherin hätte verhindern können; als er sie aber völlig entkleidet sah, da schlug er die Hände zusammen und warf sich mit dem Gesicht auf den Fußboden, wobei er die Hetäre stöhnend ansah: „Oh Grausame! Oh Elende! Oh, erbarme dich meiner . . . Hebe dich fort!“

Sie aber erwiderte ihm: „Was kümmert dich das? Ich rühre dich ja gar nicht an! Du bist in der Gewalt Gottes und bist deiner Sinne Herr, ich aber kann tun, was ich will; mich drücken meine Gewänder, so streifte ich sie denn ab.“

Der Einsiedler wollte ihr zwar etwas entgegen, allein da fühlte er plötzlich, daß die ‚höllische Flamme‘ auch in ihm brannte, und es kam ihm in den Sinn, mit dem Weibe Unzucht zu treiben. Allein gleichzeitig überwand er sich selber und sie und auch den Lieb-

haber jeglicher Unreinheit — den Satan. Er sprang von der Erde auf, schürte hastig das Feuer in seinem Leuchter, damit es so heiß als möglich brenne, legte seine Hand in die Flamme und ließ sie darin brennen . . .

Wie knisterte da seine Haut! Durch die Höhle aber kroch der scharfe Gestank brennenden Fleisches.

Die Hetäre entsetzte sich und wollte ihm den brennenden Docht aus der Hand reißen, er aber ließ es nicht zu und stieß sie fort. Da trat sie von ihm fort und sprach zu ihm: „Laß ab von diesem Wahnsinn! — Ich will lieber selber von dir fortgehen, denn es ist mir widerwärtig, den Geruch deines brennenden Fleisches riechen zu müssen!“

Doch weh! es war ihr unmöglich die Höhle zu verlassen, da sie in ihrer Arglist selber die Lüre versperrt hatte, und so mußte sie wider ihren Willen mit dem Einsiedler die gesamte Nacht verbringen. Vergebens flehte sie ihn während der Nacht an, doch aufzuhören, sich selber zu verbrennen — der Einsiedler blieb unerbittlich und fuhr fort, sich selber zu peinigen, wobei er jedoch immer noch zur Seite blickte, denn trotz der Qual, die die Flamme ihm verursachte, fürchtete er sich, die entblößte Verführerin anzusehen, die, versteinert vor Furcht, nicht einmal dazu mehr Kraft fand, ihre Gewänder wieder anzuziehen, um nicht mehr nackt dazustehen.

So verging die ganze Nacht, zum Morgen war die Hand des Wüstenmönches völlig verkohlt, die Hetäre aber war vor Entsetzen zu Stein geworden.

Als kaum das Morgenrot am Himmel erschienen

war, trafen, wie es die Hetäre mit ihren Freunden verabredet hatte, junge Männer und die Freundinnen der Unglücklichen, die es unternommen hatte, den Einsiedler zu verführen, vor der Höhle ein; sie waren alle mehr oder weniger trunken und näherten sich mit Körben voller Weintrauben und gebratenem Fleisch der Höhle, aber auch mit Weinschläuchen und Büscheln aus den duftenden Zapfen harziger Bäume; vor dem Tor des Holzsaunes machten sie halt und begannen ihr heiteres Flötenspiel, allein die Hetäre gab ihnen keine Antwort. Da erhoben sie sich und schauten durch das Fensterlein in die Höhle und gewahrten, daß der Einsiedler immer noch fortfuhr, seine Hand in die Flamme zu halten, während die entblößte Hetäre versteinert vor Furcht in ihrer Ecke saß.

Da brachen sie die Türe ein und trugen ihre Genossin, der die Sinne geschwunden waren, heraus an die frische Luft; als sie wieder zu sich kam, gestand sie, daß sie den Mönch nicht habe verführen können und bittere Reue über ihr Vorhaben ihr Herz quäle.

.....

So gewahren wir denn, daß auch die dritte Verführerin keinen Erfolg hatte, genau wie die beiden ersten, da sie auf Männer stießen, die nicht nach den Vergnügungen der Liebe suchten. Es verbleibt nunmehr noch die Vierte, die wir zu dieser Gruppe gesellen müssen.

21. (4.) Den 1. April. Das Leben der Heiligen Maria von Ägypten schildert in der ersten Periode ihres Lebens eine ganze Reihe von Sündenfällen, die

immer nur aus Übertretungen des Gebotes der Keuschheit bestehen. Dieser Maria gelang es nämlich in der That, viele junge Leute zu verführen; da sie jedoch zu der Schar der Heiligen gezählt wird und außerdem ihre Lebensbeschreibung allgemein bekannt ist, werden wir hier keinerlei Auszüge daraus mittheilen. Wir wollen hier nur zur Ergänzung unserer systematischen Deduktion bemerken, daß das verführerische Benehmen der Maria von Ägypten während der ersten Periode ihres Lebens im Wesen ihres Berufes begründet lag, so daß mithin auch sie sich keineswegs eigens darum bemühte, keusche Männer oder solche zu verführen, die sich vom Verkehr mit flatterhaften Frauen zurückgezogen hatten, sondern sie gab sich mit sittenlosen und lasterhaften Männern nur darum ab, weil sie in einem Kreise lebte, in dem sie gar nicht anders leben konnte, solange ihr nicht klar war, daß ein solches Leben den Menschen erniedrigt und sie, — wiederum zur Ehre der weiblichen Natur —, von selber dazu kam, dieses schmählische Leben zu verlassen.

Auf die fünfunddreißig Frauen, die in der alten und von den Neueren verworfenen Heiligenlegende geschildert werden, kommen mithin nur drei Verführerinnen oder Versucherinnen; von diesen ist eine aber dazu Hetaïre, für die also eine verführerische Handlung aus dem Wesen ihres Gewerbes entspringt und von der man auch keinerlei höhere Sittlichkeit verlangen kann. Die andere Verführerin, jene, die nachts im bulgarischen Gasthaus den Mönch Nikolaus überfiel, war eine minder-

jährige Jungfrau und allem Anschein nach krank oder, was noch wahrscheinlicher ist, nervenleidend. Mithin bleibt als einzige wirkliche Verführerin nur eine übrig, die eitle Welt dame aus Ägypten, die den Zauber ihrer Schönheit dazu benutzen wollte, einen Künstler, der hübschen Frauenschmuck anfertigte, zu betören. Diese Schöne, die aus den höchsten Kreisen der Städterinnen Alexandrias stammte, handelte in der That wie eine wirkliche Verführerin, weil sie um den Preis ihrer Schönheit sich einen Kopfschmuck erringen wollte. Bei Durchsicht der ganzen Galerie finden wir mithin auf fünfunddreißig Frauen nur eine Verführerin. Man muß gestehen, daß dieses ein sehr geringer Prozentsatz ist, und dabei darf nicht vergessen werden, daß sowohl diese elegante Frau, genau so wie das hysterische Bulgarenmädchen und die Hetäre mit ihren Absichten auf die Männer keinerlei Erfolg hatten.

Es ist daher wohl erlaubt zu fragen: woraus man eigentlich den Schluß gezogen hat, daß in der Legendensliteratur die Frauen in viel schlimmerem Lichte als die Männer dargestellt werden? Eine systematische Übersicht unserer Quelle zeigt für einen solchen Schluß keinerlei Grund.

Indem wir nun in unserer Übersicht fortfahren, werden wir etwas noch Interessanteres aufhellen können, das noch mehr dem alten Aberglauben widerspricht.

3

22. Den 29. September. Es lebte einstmal ein Mönch namens Konon, der war zum Priester geweiht

worden. Wenn dieser Kinder taufte oder Männer, so ging alles ganz ordentlich; allein wenn erwachsene Frauen zu Konon kamen, um die Taufe zu empfangen, dann belästigten ihn alsbald Anfechtungen, denn kaum bestrich er die neuzutauenden Frauen mit dem Öl, so war es eine grausame Versuchung für ihn. Wie große Mühe sich der Priester Konon auch gab, die Anfechtung zu überwinden, sie wich nicht von ihm, und da er sich auf diese Weise mit jeder Neuzutauenden abzaplagen hatte, beschloß der Priester Konon endlich, von diesem Amt voller Versuchungen zu lassen und in die Wüste zu ziehen. Er hatte diese Absicht bereits zur Ausführung gebracht, das heißt, er hatte das Kloster verlassen und war gegangen, wohin seine Augen schauten, um sich nur von dem Kloster zu entfernen und niemals wieder erwachsene Frauen taufen zu müssen; aber noch war Konon fast in Reichweite des Klosters, da trat in der Wüste die Erscheinung Johannes des Täufers vor ihn und sprach zu ihm: „Geh nicht fort, ich werde dich von dieser Last befreien.“

Da vertraute der Priester Konon auf die Worte des Täufers und kehrte aufs neue zu seinem Amt im Kloster zurück. Einige Zeit hindurch brauchte er sich nicht mehr zu beklagen. Denn jetzt war es in der That für den Priester Konon scheinbar erträglicher geworden, so daß er sogar schon die neuzutauenden Frauen ohne besondere Pein mit Öl bestreichen konnte; plötzlich aber wurde alles durch einen allem Anschein nach unbedeutenden Vorfall verdorben. Es kam nämlich in jenes Kloster eine junge Perserin, die zum Christen-

tum bekehrt worden war, und Konon taufte sie mit Wasser, allein es war ihm ganz und gar unmöglich sie mit seinen Händen zu salben, denn so schön war das Antlitz der Perserin, daß es der Priester nicht fertig brachte, das geheiligte Öl auf ihre Füße zu streichen. Es ging in ihm etwas vor, so daß alle Anwesenden sogleich den Eindruck hatten, er leide sehr, und zwar so sehr, daß er sein Leiden weder verbergen noch überwinden könne. Freilich, was eigentlich mit Konon geschah und in was für einem Anfall es zutage trat, davon sagt die alte Überlieferung nichts. Einen Tag lang ward der Priester Konon von dieser Versuchung gepeinigt und konnte es nicht über sich bringen, die Perserin mit dem Öl zu salben. Man teilte diesen Vorfall alsbald dem Bischof Petrus mit, der Bischof aber befahl sogleich, man solle ihm die Perserin vorsühren; allein auch hierdurch wurde es nicht besser, sondern nur noch schlimmer, denn als der Bischof Petrus die Perserin sah, mußte er weidlich über ihre Schönheit staunen und faßte sogleich den Entschluß, sie zu sich an Diakones Stelle zu nehmen. Aber obwohl die junge Perserin noch keineswegs in den Grundlagen des christlichen Glaubens fest und die Laufe noch nicht einmal richtig beendet worden war, wollte sie dennoch auf den Vorschlag des Bischofs Petrus nicht eingehen, bei ihm in der Rolle eines Diakons zu leben, und lehnte dieses Ansinnen ab, ungeachtet aller Bestürmungen des Bischofs. Ihre Füße blieben auf diese Weise ungesalbt, denn als man die Perserin dem Bischof vorsführte, erzürnte sich der Priester Konon darüber, ergriff seine

Gewänder und zog in die Berge fort. Jetzt war er durch nichts mehr zu bewegen, ins Kloster zurück-zukehren und die Perlerin mit dem Öl zu salben. Als aber der Priester Konon in Zorn über seinen Bischof also durch die Wüste irrte, begegnete ihm aufs neue Johannes der Täufer und sprach zu ihm: „Kehre zurück in dein Kloster, Priester, ich werde dich schon von deiner Last befreien.“

Da entgegnete Konon zornig: „Ich werde nicht zurückkehren, denn du hast mir schon einmal versprochen, mich davon zu befreien und es nicht getan.“

Da nahm ihn der Heilige Johannes und öffnete sein Gewand und machte das Kreuzzeichen über ihm und redete also: „Ich wollte, daß du das Schwere des Kampfes verspüren solltest, jetzt aber will ich es nicht mehr und helfe dir, so daß du keine Last mehr fühlen wirst.“

Und so kehrte denn der Priester ins Kloster zurück, tags darauf aber salbte er die Perlerin und legte sich dabei nicht einmal Rechenschaft darüber ab, daß sie von Natur ein Weib war.

Der Aufmerksamkeit des Lesers möge hierbei nicht entgehen, daß beide Männer, das heißt, der Priester Konon und der Bischof Petrus, litten und daß Konon ohne ein besonderes Wunder seitens Johannes des Täufers seiner nicht Herr geworden wäre, daß aber die Perlerin, dieses junge Mädchen, ohne große Anstrengung sich selber bewahrte und die beiden Gottesdiener nicht zu Fall kommen ließ.

23. Den 29. April. Es lebte ein Mönch in einem ärmlichen Kloster; diesen pflegten seine Brüder zur Sommerszeit in die Welt zu schicken, damit er draußen arbeite und sich selber ernähre und auch wohl noch ein übriges zum Kloster zurückbrächte. Der Mönch kannte einen ehrlichen und zutraulichen Landmann und ging zu diesem, ihm seine Dienste anzubieten. Der Landmann nahm ihn voller Vertrauen ins Haus, und da sich alsbald für ihn die Nothwendigkeit ergab, für einige Zeit sein Haus zu verlassen, ließ er den Mönch in seinem Hauswesen als Aufseher zurück und vertraute ihm sogar noch seine junge Tochter an, die nur ein Jahr verheiratet gewesen und darauf zur Witwe geworden war.

Danach zu schließen, in wie jugendlichem Alter man damals im Osten die Mädchen verheiratete, darf man wohl annehmen, daß diese junge Witwe, bei welcher der Mönch als Aufseher zurückgelassen wurde, nicht viel älter als zwölf bis dreizehn Jahre gewesen sein mochte, das heißt, sie war nach unseren heutigen Anschauungen noch fast ein Kind.

Als der Mönch nun mit diesem jungen Ding, das in seine Obhut gegeben war, allein zurückblieb, fühlte er plötzlich, daß er ‚von ihr besiegt wurde‘. Es wird nicht gesagt, wie sehr der ‚Besiegte‘ mit sich selber kämpfte; es wird nur gesagt, daß er mit einem Male sich so sonderbar aufzuführen begann, daß es auch seiner ‚Besiegerin‘ auffiel, wobei dieser ihr Sieg über ihn keineswegs erwünscht kam. Sie erschrak vor der Lage, die auch in der That keineswegs ungefährlich war,

blieb sie doch mit dem Mönch Auge in Auge zurück, da das Haus nicht einmal in der Nähe etwelche Nachbarn hatte, die ihr hätten helfen können. Die jugendliche Frau stellte sich das alles vor und begriff alsbald, daß sie für den Fall, daß der ‚von ihr besiegte‘ Mönch völlig unterliege, seine Selbstbeherrschung verlöre und zu dreistern Gewaltmaßnahmen überginge, von keiner Seite auf Hilfe rechnen könne. Und auf ihre eigne Kraft konnte sie sich nicht verlassen, um ihn etwa abzuwehren. Zu allem Unglück wurde dies letztere sehr bald notwendig. Denn als eines Tages der Mönch wie immer zu ihr kam, war er auf einmal ganz außer sich und wollte sich an ihr vergreifen. Sein Angriff war so stürmisch, daß es dem jungen Ding fast unmöglich schien, sich dieses Mal seiner zu erwehren; und dennoch fand sie ein Mittel zur Rettung. Das junge Ding war verständig und von guter Gemütsart, sie dachte nicht daran, sich dem Mönch mit Gewalt zu widersetzen oder etwa unnützen Lärm zu machen, denn sie begriff ja, daß, wenn sie sich gegen den ‚Besiegten‘ zur Wehr setzte, das Übergewicht nicht auf ihrer, der ‚Besiegenden‘, Seite sei, und andererseits wollte sie sich auch nicht gegen das Tierische in ihm wehren, sondern sie erdreistete sich, auf die bessere Seite seiner geistigen Natur einwirken zu wollen, — nicht auf seine aufgerührten physischen Kräfte also, sondern auf seine Gewissenhaftigkeit.

„Oh, Vater!“ sprach sie da zu dem Mönch, „warum greiffst du mich mit solcher Kraft an? Bin ich nicht ohnehin schon in deiner Gewalt? Wir sind doch zu

zweit in diesem ganzen Hause allein, und ich bin viel zu schwach, um mich dir zu widersetzen. Du versperrest vergeblich alle Türen und Fenster: ich bin weder ein Vogel noch eine Fliege und kann von hier weder hinausfliegen, noch anderswie hinauskommen. Ich werde sowieso sogleich ganz in deiner Gewalt sein, aber laß mir nur noch einen kleinen Augenblick, damit ich das ausführen kann, was ich im Sinn habe.“

Da sprach der Mönch: „Tu es denn!“

Sie aber bat ihn, daß auch er, wenn er barmherzig wäre, das gleiche tun sollte, was sie tun würde.

„Was willst du denn tun?“ fragte der Mönch.

„Ich will ein Wort mit meinem Gott sprechen,“ entgegnete das junge Ding, „allein da dieses auch dein Amt ist, so laß uns beide zusammen beten, dann aber, nachdem wir zu Gott gebetet, magst du mit mir tun, wonach dein Gelüsten steht.“

Der Mönch aber fand, daß ihm dieses ganz und gar unerwünscht sei, und weigerte sich nicht nur zu beten, sondern wurde noch immer mehr ‚besiegt‘, ganz außer sich vor Raserei. Da flehte ihn denn das junge Ding an, er solle wenigstens ihr Zeit lassen zu beten. Hierauf ging der Mönch ein, und so begann sie denn alsbald zu beten, und zwar betete sie laut und äußerte in ihren Worten, die zu Gott gerichtet waren, ihre ganze Hilflosigkeit und ihre Unterwürfigkeit vor dem Unglück, das gleich über sie hereinzubrechen drohe; außerdem aber gab sie ihrem heißen Mitleid mit dem unglücklichen Menschen Ausdruck, der ihre Keuschheit beleidigen wolle, und bat, ihm seine Sünde zu ver-

zeihen, weil er seiner Leidenschaft eine solche Gewalt über sich gegeben, daß er jetzt schlimmer als ein jedes Raubtier geworden sei, denn er versuche die Reinheit eines Weibes zu beschmutzen, das sich selber seinem Schutze anvertraut . . . Der Mönch lauschte ihren Worten, und plötzlich erwachte das Gewissen in ihm, und das brachte ihn schließlich dazu, daß er in Tränen ausbrach; gleich darauf aber gewahrte er, daß die betende Frau von sonderbaren lichten Erscheinungen umringt war, und da erschrak er und ließ von ihr ab.

Man könnte fast denken, daß dieser legendäre Vorfall Milton bekannt geworden ist und ihm folgende schöne Verse eingegeben hat:

So heilig ist die Jungfrauschaft dem Himmel,
Daß, wenn die Seele ihr Gebot nur hält,
Ihr Legionen Engel dienen werden.

Nach so jugendlichen, zarten und graziösen Frauen, wie es dieses junge Ding und die Perserin waren, begegnen wir aufs neue einer keuschen und energischen Frau gesetzten Alters, die, entsprechend ihrer Lebenserfahrung, nicht nur selber rein aus der Versuchung hervorging, sondern auch dem Versucher eine schöne Lehre erteilte. Auch diese würdige Frau rettete einen Mönch, indem sie ihn zur Vernunft brachte, freilich auf eine ganz andere Weise.

24. Den 13. Juni. Ein gewisser Bruder wurde aus dem Kloster in Geschäften fortgeschickt, und da er seines Weges ging, kam er zu einer Stelle, an der ein Wasser floß. Die Lage hier gefiel ihm sehr gut,

und so setzte er sich hin, um auszuruhen und ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen; allein kaum hatte er sich ausgestreckt, da bemerkte er ein Weib, das am Ufer stand und Linnen wusch. Die Entfernung hinderte den Bruder daran, ihr Alter zu bestimmen und die Gesichtszüge der Frau klar zu erkennen, allein nichtsdestoweniger schaute der Mönch zu, wie sie wusch und sich dabei bückte, und alsbald kam die Anfechtung über ihn. Er war ein noch unerfahrener Bruder und nicht imstande, lange mit sich zu kämpfen; so erhob er sich denn, trat nahe an die Frau heran und machte ihr, ohne sich davon hindern zu lassen, daß das Weib beträchtlich älter war als er, den Vorschlag, sie solle mit ihm die Lust der in ihm entbrannten Leidenschaft teilen.

Man muß annehmen, daß dieses Weib sehr verständig und ruhig war: sie sah den aufgeregten Mönch ohne jede Furcht an und entgegnete ihm mit leisem Spott: „Es fällt mir nicht schwer, dir Gehör zu schenken, allein gib acht, daß du nicht später Trauer darüber empfindest!“

„Was könnte das wohl für eine Trauer sein?“

„Daß dich nicht das Gewissen zu quälen beginnt und du nicht der Verzweiflung anheimfällst.“

„Nein, davor fürchte ich mich nicht,“ entgegnete der Mönch.

„Gib lieber acht! Es sind viele, die es nachher bitter bereuen.“

„Nein, nein, ich kenne mich.“

„Denk lieber gut nach, ob es dir nicht am Ende sehr leid tun wird!“

„Aber nein doch, fürchte nichts: es wird mir nicht im geringsten leid tun!“

„Wie viele Jahre hast du denn schon im Kloster verbracht?“

„Siebzehn.“

„Und tun denn nicht einmal die dir leid?“

„Nicht im geringsten.“

„Und weißt du denn überhaupt, was das ist: eine Frau?“

„Nein, das weiß ich nicht!“

„Wie kommst du denn darauf, das, wozu du erzogen bist und worum du siebzehn Jahre lang gerungen hast, für etwas aufgeben zu wollen, von dem du nicht einmal weißt, was es ist? Du mußt wissen, daß, wenn man eine Frau nimmt, es gleichzeitig bedeutet, daß man eine große Verpflichtung auf sich nimmt. Ich wäre von mir aus mit dem einverstanden, wozu du mich verlockst, und mag es denn nach deinem Willen geschehen; aber denke daran, daß ich danach von dir nicht ablassen werde und daß es leicht geschehen kann, daß du noch eine größere Last auf dich nehmen mußt.“

„Was denn für eine größere Last?“

„Dieses nämlich: hast du auch genug, um mich und die Kinder zu erhalten und uns zu ernähren?“

„Nein, ich habe weder eine Behausung, noch könnte ich euch ernähren.“

„Wie wagst du es denn, mich zu verlocken?“

„Daran habe ich nicht gedacht.“

„Du dachtest gewiß, daß du dich danach entfernen könntest?“

„Ja, eben das war meine Absicht.“

„Nun, dann bist du sehr dumm und sollst dir für die Zukunft merken, daß die Frauen nicht dazu erschaffen sind, eure leidenschaftliche Glut zu stillen, sondern daß sie Scham besitzen und Liebe zu Kindern, daß sie stets an sich und ihre Kinder denken und dem, der schuld an der Geburt der Kinder ist, überallhin zu folgen bereit sind. Wage es nur, rühr mich nur an, und du sollst sehen, ob es dir gelingen wird, dich von mir freizumachen. Ich werde zu deinem Abt gehen und diesem sagen: ‚Abt, gib ihm kein Brot mehr und auch kein Linsengericht und jage ihn fort! Ich bin durch ihn schwanger geworden und kann mich nicht mehr bücken, — mag er jetzt mit mir kommen und mich ernähren und gleichzeitig mit mir auch das Kind ernähren, das zur Welt kommt.‘ Und dann wird dich dein Abt verjagen, ich aber werde dich zwingen an meiner Statt die Wäsche im Wasser zu waschen.“

„Du hast mich ungemein erleuchtet,“ entgegnete der Mönch.

„So ist es. Und nun komm zur Vernunft. Da du schon einmal die Mönchsweihe empfangen, so geh schnell in dein Kloster zurück und halte dich nicht an solchen Orten auf, an denen Frauen im Fluß die Wäsche waschen!“

Der Mönch war sehr beschämt und ungemein von dem erschreckt, womit ihm die Wäscherin gedroht hatte, und lief eilends in sein Kloster zurück; nie wieder schaute er jemals Frauen an, denn immer mußte er sich an jene Wäscherin erinnern, und hatte seit der Begegnung

mit ihr eine lebhaftere Furcht vor der Entschlossenheit weiblicher Charaktere.

Rührend und die lebhafteste Teilnahme erweckend sind die hierauf folgenden Typen der professionellen Dirnen und der Dirnen aus Armut.

25. Den 3. August. Einst kamen zwei Mönche in die Stadt Tyrus; als diese über einen abseits gelegenen Platz gingen, an welchem sich die Dirnen jener Stadt zu verbergen pflegten, sprang eine von diesen unglücklichen Frauen, Porphyria geheißten, vom Hunger getrieben hervor, eilte auf einen der Brüder zu und rief schluchzend: „Vater! rette mich, wie Christus die Buhlerin gerettet hat!“ Allein es gab auf demselben Platz auch Vorübergehende, die das alles mit ansahen.

Der Mönch wußte zwar, daß die Menschen der damaligen Zeit keine hohe Ansicht von der Keuschheit des Mönchstandes hegten und daß sie, die ihn jetzt neben der Buhlerin sahen, sicherlich über ihn spotten und ihn verurteilen würden, zumal wenn er die Bitte der Buhlerin erfüllte und sich um sie bekümmerte; andererseits aber mußte er dennoch überlegen, was wichtiger sei: die eitle Verurteilung der Menge zu tragen oder offenkundig einen Menschen zurückzustößen, der ihn darum anflehte, ihn in Christi Namen zu retten. Die rechte Lösung zu finden, war, versteht sich, nicht schwer, und so entgegnete denn der Mönch der Buhlerin: „Folge mir nach“ und nahm sie an der Hand und führte sie durch die Menge hindurch aus der Stadt.

Als bald lief durch die ganze Stadt und die Um-

gebung das Gerücht, ein Mönch hätte die Buhlerin Porphyria zu sich genommen, worin männiglich eine große Versuchung erblickte; allein weder der Mönch noch sein Abt kümmerten sich um das Gerüchte. Die ihrem schmähhlichen Gewerbe entriffene Buhlerin Porphyria aber zeigte, nachdem sie zur Ruhe gekommen und sich bei dem Mönch erholt hatte, eine ungemein große herzliche Güte und Zartheit. So fand sie denn vor einem einsamen armen Tempel ein ausgeſetztes Kind und nahm es, da sie sich seiner erbarmte, zu sich, um es aufzuziehen.

Als ein Jahr darauf einige Leute aus dem niedersten Stande aus Tyrus in jenes Kloster zur Andacht kamen, in welchem sich Porphyria barg, und sie erkannten und das einjährige Kind bei ihr sahen, sprachen sie untereinander: „Dieses da stammt von dem guten Mönchlein!“ Die Leute erzählten alsbald in Tyrus, daß sie Porphyria bei jenem gesehen hätten und in ihren Armen ein einjähriges Kind, das eine große Ähnlichkeit mit jenem Bruder zeige, der die Porphyria damals an der Hand genommen und durch die ganze Stadt geführt habe. Dieses Gerücht hörte auch der Mönch, allein er schwieg sieben Jahre lang; in dieser Zeit wuchs Porphyrias Ziehkind heran, sie selber aber wurde Nonne. Als nach Ablauf der Frist der Mönch sein Ende herannahen fühlte, nahm er die Frau an der Hand und ging mit ihr und dem Kinde nach Tyrus. Hier versammelte der Mönch an hundert Menschen auf einem Platz und befahl, ein Räucherfaß, angefüllt mit brennenden Kohlen, herbei-

zutragen, und schüttete vor allen Augen die glühenden Kohlen in sein Chorhemd. Aber das Chorhemd wurde von diesen nicht in Brand gesetzt und schwälte nicht einmal. Und als alle das gesehen hatten und sich darüber wunderten, sagte der Mönch: „Und nun schaut einmal: dies sei euch ein Zeichen dafür, daß mich seit meiner Geburt die fleischliche Sünde nie erfaßt hat.“

Porphyrta, die gleichfalls mit ihm ein Opfer des leeren Geschwäges geworden war, sie, die vormals eine Buhlerin in Tyrus war und später eine gottselige Einsiedlerin wurde, weihte den Rest ihres Lebens der Rettung anderer Frauen, die sich in Tyrus in der gleichen erniedrigenden Lage befanden, aus der damals die Teilnahme des Mönches sie herausgerissen und den sie niemals versucht hatte, in fleischliche Verbindung mit ihr zu treten, sondern dem sie stets das hohe Gefühl der Dankbarkeit und der Achtung bewahrt hatte.

Eine andere Buhlerin aber wird auf so rührenden Wegen zu ihrem Sündenfall geführt, daß keine dichterische Erfindung etwas Ähnliches aufzuweisen hat.

26. Den 8. April. Es lebte einmal in Alexandria ein sehr junges und sehr reiches Mädchen, eine Ägypterin. Sie war eine Waise. Als sie noch kaum den Kinderschuhen entwachsen war, da waren ihre Eltern gestorben und hatten ihr ein reichliches Erbe hinterlassen. Die Jungfrau besaß ein wohleingerichtetes Haus und einen schönen Weingarten am Abhange des Niles. Das Vermögen, das sie geerbt hatte, konnte dazu ausreichen, ihr ganzes Leben im Überfluß zu ver-

bringen; allein die junge Ägypterin war allzu weichherzig gegen jeden menschlichen Kummer, und ihr war nichts zu viel, wenn sie Menschen helfen konnte, die in Noth geraten waren. Dieser Umstand wurde die Ursache, daß sich folgende schicksalschwere Begebenheit mit ihr zufrug.

Einmal um die Abendzeit, da die sengende ägyptische Hitze nachgelassen hatte, ging die Ägypterin mit ihren Sklavinnen zum Nil baden. Nachdem sie ihr Bad genommen, kehrte sie, nur von einer leichten Hülle bedeckt, erfrischt durch ihren Weingarten nach Hause zurück. Ihre Sklavinnen waren derweilen noch am Flusse zurückgeblieben, um die Gegenstände, die zum Bade benötigt wurden, fortzuräumen.

Nach dem schwülen Tage war ein prächtiger Abend angebrochen; die Arbeiter, die ihr Tagwerk beendet hatten, waren gegangen, und so befand sich kein Mensch mehr im Weingarten. Die Ägypterin konnte daher sicher sein, allein in ihrem Garten zu weilen; plötzlich aber bemerkte sie zu ihrem Erstaunen in einem Busch die Anwesenheit eines ihr unbekanntes Mannes. Es war, als verberge er sich und als hantiere er doch gleichzeitig sehr geschäftig in der Nähe eines Fruchtbaumes. Es machte den Eindruck, als reiße er Früchte ab und als schaue er sich gleichzeitig besorgt um, ob ihn nicht der Weingärtner dabei ertappe.

Da kam der Ägypterin der Gedanke, sich dem Unbekannten zu nähern, um ihm zu helfen, schneller möglichst viel Früchte abzureißen und ihn darauf still durch den Gang zu bringen, der zur Badehütte am

Nil hinausführte. Mit dieser Absicht schritt sie auf den Unbekannten zu.

Als jedoch die Ägypterin nähergekommen war, bemerkte sie, daß dieser Unbekannte keineswegs Früchte pflückte, sondern etwas völlig anderes tat: er heftete aus irgendeinem Grunde einen Strick an einen Ast des alten Baumes. Dies kam ihr unbegreiflich vor, und darum verbarg sie sich, um zu sehen, was weiter kommen würde; der Unbekannte aber machte aus dem Strick eine Schlinge und legte sich diese alsbald um seinen Hals... Eine Minute noch und er wäre erstickt, da es die Kräfte der schwachen Jungfrau überstieg, ihn aus der Schlinge zu lösen, wenn das Gewicht des Körpers erst wirklich an ihr hing; bis aber Hilfe von ihr herbeigerufen wurde, wäre der Mann längst gestorben... So mußte er denn unverzüglich aufgehalten werden.

Die Ägypterin schrie: „Halte ein!“ und stürzte sich auf den Selbstmörder und packte mit ihren Händen die Schlinge des Stricks.

Der Unbekannte war bereits bei Jahren, ein Grieche mit traurigem Gesicht und in kümmerlicher ungesäumter Gewandung. Als er die Ägypterin erblickte, erschrak er weniger, als daß er sich ärgerte, und so sprach er zu ihr: „Welch ein Ungemach! Hat dich am Ende ein böser Dämon hierhergebracht, um meinen Entschluß aufzuhalten?“

„Warum willst du sterben, da doch das Leben so schön ist?“ erwiderte die Ägypterin.

„Es mag sein, daß das Leben für dich und deines-

gleichen schön ist, die ihr in reichlichem Auskommen lebt. Vormals fand auch ich viel Gutes darin, nunmehr hat sich aber das Schicksal von mir abgewandt, und ist mir das Leben nur noch eine unerträgliche Last; du tust nicht recht daran, daß du mich hinderst, zu sterben. Zieh deines Weges und laß mir die Möglichkeit, über diesen Strick hinüber mich aus dem Loch des Lebens fort zu begeben, da ich keinen Wunsch mehr habe, mich zwischen Schmutz und glühenden Kohlen weiter quälen zu müssen.“

Allein die Jungfrau willigte nicht ein, ihn zu verlassen, und entgegnete: „Ich werde es nicht zulassen, daß du dich erhängst, ich werde schreien, und alsbald werden meine Leute herbeigelaufen kommen. Nimm lieber deinen Strick, verbirg ihn unter deinem Gewande und folge mir in mein Haus; dort kannst du mir deinen Kummer erzählen, und wenn es eine Möglichkeit gibt, ihn zu lindern, so will ich es tun, sollte aber deiner Not in der That nicht abzuhelfen sein, wie du glaubst, dann . . . dann kannst du von mir mit deinem Strick fortgehen, wohin du willst, ich werde dich daran nicht hindern, und dann ist es immer noch nicht zu spät für dich, an einem Baume zu hängen.“

„Gut,“ entgegnete der Unbekannte, „wie schwer es mir auch fällt, noch auf Erden zu verweilen, so scheinst du mir doch so teilnahmsvoll zu sein, und ich lese in deinen Augen so viel Verstand und höre aus deiner Stimme so viel Sanftmut, daß ich dir gerne unterwürfig sein will. Und schau, schon habe ich mei-

nen Strick unter meinem Gewande verborgen und bin bereit, dir zu folgen.“

Die Ägypterin führte alsbald den Verzweifelten in ihr wohl eingerichtetes Haus und befahl einer Dienerin, Früchte und ein erfrischendes Getränk zu bringen; sie hieß ihren Gast sich inmitten weicher Kissen auf einem prunkvollen Teppich niederzulegen, selber jedoch ging sie hinaus, um ihr Badegewand gegen ein anderes zu vertauschen. Als sie zurückkam, setzte sie sich neben ihren Gast, hinter ihnen aber nahmen zwei schwarze Sklavinnen Aufstellung und setzten mit sanften Bewegungen der seideneu Quasten einen von der Decke herabhängenden, ungeheuer mächtigen, mit Wohlgerüchen getränkten Fächer aus großen bunten Federn in Thätigkeit.

Die Ägypterin wünschte so schnell wie möglich die kummervolle Geschichte des Unbekannten zu hören, welches Verlangen er auch alsbald befriedigte. Seine Erzählung war einfach und wenig verwickelt. Der Grieche, der soeben einen Selbstmordversuch gemacht hatte, war noch unlängst Besitzer eines großen Vermögens gewesen, allein er hatte Unfälle in seinen Geschäften erlitten und dabei so große Schulden gemacht, daß es ihm nicht mehr möglich war, mit seinem Geldgeber abzurechnen. In dieser schwierigen Lage versuchte er dessen Mitleid anzurufen; allein auch das war vergebens: der Reiche erklärte sich freilich zur Nachsicht bereit, aber nur unter einer entsetzlichen Bedingung.

„Und worin besteht denn diese Bedingung?“ fragte die Ägypterin.

„Das kann ich dir vor deinen Sklavinnen nicht sagen.“

Sie befahl den Sklavinnen, sich zu entfernen.

„Ich habe eine Tochter, eine Jungfrau deines Alters. Sie ist wie du schlanken Leibes und schönen Antlitzes, ihr Herz aber kannst du aus folgendem beurteilen. Mein Geldgeber, der ein großer und sittenloser Wüstling ist, sprach nämlich zu mir: ‚Gib mir deine Tochter als Beischläferin, dann will ich dich vor dem Gefängnis retten, sonst aber wirst du im Block verschmachten müssen.‘ Seine Worte kränkten mich sehr, und ich wollte nichts davon hören. Sie fielen mir um so bitterer aufs Herz, als ja meine unselige Tochter einen Verlobten hat. Er ist arm, aber von hohem Verstande, und meine Tochter liebt ihn heiß seit ihrer Kinderzeit; auch ertrüge meine Gattin nie die Schmach, daß unsere Tochter eine Buhlerin würde. Aber stets jagt ein Unglück das andere. Stelle dir nur meinen Kummer vor, meine Tochter hat alles erfahren und sprach heute leise zu mir:

‚Vater, ich weiß alles . . . ich bin kein Kind mehr . . . ich bin entschlossen, oh Vater . . . Damit man keinen Klop um deinen alten Hals zu schlagen braucht . . . Vergib mir, Vater . . . ich habe mich dazu entschlossen . . .‘

Sie begann zu schluchzen, und ich schluchzte fast noch mehr als sie und wollte sie davon abbringen, allein sie entgegnete: ‚Liebe zu dir und zu meiner Mutter, die deine Erniedrigung nicht überstehen wird, sprechen jetzt stärker in mir, als die Liebe zu meinem

Verlobten; er ist jung,' fuhr sie fort, fast erstickt von ihren Tränen, ‚er wird eine andere liebgerinnen und soll an deren Seite das Glück des ehelichen Lebens kennen lernen; ich aber . . . ich bin deine Tochter . . . ich bin die Tochter meiner Mutter . . . ihr habt mich aufgezogen . . . und nun wurdet ihr alt . . . Sage mir kein Wort weiter, oh Vater, denn ich bin fest entschlossen.‘

Sie drohte mir außerdem, daß sie, wenn ich ihr widerspräche, nicht erst auf den morgigen Tag warten, den der Geldgeber als Frist bestimmt hatte, sondern sich im gleichen Augenblick zu ihm begeben würde.“

Der Unbekannte wischte die unwillkürlich über sein Gesicht rinnenden Tränen ab und endete: „Was soll ich dir noch mehr sagen? Meine Tochter hat einen entschlossenen Charakter und liebt mich und die Mutter zärtlich . . . Und wenn sie sich einmal zu etwas entschlossen hat, ist es völlig nutzlos, es ihr ausreden zu wollen . . . Ich habe sie gebeten, nur noch bis morgen zu warten, indem ich ihr vorlog, ich hätte noch eine gewisse Hoffnung . . . Den ganzen Tag über irrte ich wie ein Narr durch die Stadt, darauf kehrte ich nach Hause zurück, umarmte Weib und Tochter und ließ sie so zurück, selber aber nahm ich insgeheim einen Strick und eilte, einen einsamen Platz zu suchen, wo ich meine Leiden beendigen könnte. Du hast mich darin gestört, dafür freilich hast du meinen Kummer durch deine zart sinnige Teilnahme gelindert. Es ist mir angenehm, dein Gesicht zu sehen, das schön und gütig ist wie das Antlitz meiner Tochter. Möge der Himmel

dir seinen Segen spenden, jetzt aber lebe wohl und störe mich nicht länger; ich will gehen und ein Ende mit mir machen. Denn wenn ich nicht mehr am Leben sein werde, wird meine Tochter den Bloß nicht fürchten müssen, den man um den Hals ihres Vaters schlagen könnte, und wird ihren Verlobten heiraten und sich nicht ihres Vaters wegen zu einem reichen Mann auf ein ehrloses Lager legen.“

Aufmerksam hatte die Ägypterin der ganzen Erzählung des Unbekannten gelauscht und sagte nun, ihm fest ins Gesicht blickend: „Ich kann deine liebe Tochter sehr wohl verstehen, sie ist ein gültiges Mädchen.“

„Um so schwerer aber ist es für mich,“ entgegnete der Unbekannte.

„Auch das kann ich verstehen; aber sage mir: wieviel schuldest du dem Geldverleiher?“

„Oh, sehr viel,“ entgegnete der Unbekannte und nannte eine sehr bedeutende Summe.

Sie war genau so groß wie das ganze Vermögen der Ägypterin.

„Komm morgen wieder her zu mir, ich will dir diese Summe geben.“

Der Unbekannte erstaunte: zwar freute er sich einerseits, wagte andererseits aber kaum seinen Ohren zu trauen und sagte ihr daher, daß er eine so gewaltige Hilfe nicht von ihr annehmen könne. Er brachte ihr dabei in Erinnerung, daß seine Schuld zu groß wäre, und bat sie, doch gehörig darüber nachzudenken, ob sie nicht hierdurch ein zu großes Opfer

bringe, da er ja kaum in der Lage sei, ihr versprechen zu können, daß er es ihr je zurückzahlen werde.

„Das geht dich nichts an,“ entgegnete die Ägypterin.

„Außerdem,“ sagte er, „solltest du dir auch überlegen, daß ich aus einem anderen Volke stamme — ich bin ein Grieche und eines anderen Glaubens als du.“

Die Ägypterin senkte die Wimpern ihrer länglichen mandelförmigen Augen und entgegnete ihm: „Ich weiß nicht, welcher Art dein Glaube ist, dies ist eine Angelegenheit, die unsere Priester angeht; allein ich glaube, daß der Fuß einer Griechin genau so vom Schmutz besleckt wird, wie der Fuß einer jeden anderen, und daß glühende Kohle in jedem Falle gleich weh tut. Bringe mich dadurch nicht in Verwirrung, Grieche; deine Tochter hat mein Herz gewonnen, — geh denn hin, umarme deine Tochter und deine Gattin und komm morgen zu mir.“

Kaum war der Unbekannte verschwunden, da hüllte sich die Jungfrau sogleich in ihren Mantel und ging zu einem reichen Wucherer. Sie verpfändete ihm um einen hohen Preis ihr gesamtes Eigentum und gab das Gold, das sie dafür erhalten hatte, am nächsten Tage dem Unbekannten.

Als kurze Zeit darauf die Frist verstrichen war, die man für das Pfand gesetzt hatte, erschien der Wucherer mit der Verschreibung und nahm alsbald von dem ganzen Eigentum der Ägypterin Besitz, sie mußte ihr Haus und ihren Weingarten mit nichts als einem einzigen dürftigen Gewande verlassen. Und jetzt hatte sie weder Mittel mehr, noch irgendein Obdach.

Als die früheren Bekannten ihrer Eltern sie in dieser Lage sahen, sprachen sie zu ihr: „Du bist ein hirnverbranntes Mädchen und selber an allem schuld, denn deine unvernünftige Gutmütigkeit hat dich dazu gebracht!“

Sie aber entgegnete ihnen, daß ihre Gutmütigkeit keineswegs unvernünftig war, da jetzt sie allein Not leiden müsse, während sonst eine ganze Familie zugrunde gerichtet worden wäre. Sie erzählte ihnen die Geschichte vom Unglück des Griechen.

„So bist du doppelt hirnverbrannt, da du solches für Leute fremden Glaubens getan hast!“

„Aber es waren doch weder der Stamm, noch der Glaube, die da litten, sondern es waren Menschen,“ entgegnete sie.

Die Bekannten, da sie eine solche Antwort vernahmen, wurden nur noch mehr aufgebracht.

„Da du mit deiner Güte zu andersgläubigen Fremdlingen glänzen willst, so lebe denn fürder, wie du magst!“ wonach alle sie ihrem Schicksal überließen, dem Schicksal, das sie auf eine grausame Probe stellte.

Denn nicht konnte die großherzige Jungfrau bitterem Elend entgehen, aus Gründen, die in ihrer Erziehung lagen: sie war keineswegs darauf vorbereitet worden, sich die Mittel zum Lebensunterhalt durch eigne Arbeit zu erringen. Sie war jung und hübsch, sie hatte einen hellen und sogar durchdringenden Verstand und eine erhabene Seele, allein sie hatte kein einziges Handwerk gelernt. Ihr schöner jungfräulicher Körper war viel zu schwächlich, um irgend grobe Arbeit verrichten

zu können — die Tagelöhnerinnen am Flußufer stießen sie fort; sie vermochte weder die Körbe mit Früchten zu tragen, noch Ziegel zu Neubauten, als sie aber Wäsche im Fluß zu waschen sich anschickte, da zeräzte ihr die Asche des verbrannten Schilfrohres die zarten Hände, während das fließende Wasser ihr Schwindel im Kopf verursachte, so daß sie in die Flut stürzte und man sie halb bewußtlos aus dem Nil ziehen mußte.

Sie befand sich in einer verzweifelten Lage: ihre Kleider waren naß, und sie war hungrig. Eine Uferdirne teilte mit ihr ein trockenes Gerstenbrötchen, — eine von jenen, die in großer Zahl am Ufer des Nils entlang strichen, um hier die abends vorüberkommenden fremdländischen Matrosen abzufangen; eine dieser Frauen teilte mit ihr nachts die Bastmatte und deckte sie außerdem mit ihrer trockenen Kleidung zu, damit sie nicht friere, und schließlich . . . wurde die schöne Ägypterin genau so wie diese, eine Uferdirne.

Alle, die Usa vormals gekannt hatten, wendeten sich jetzt von ihr ab — sie war zugrunde gegangen. Manchmal aber schlich sie insgeheim in den Weingarten, der ihr einstmals gehört, und verweilte unter dem gleichen Baum, an dessen Zweigen sich der Unbekannte, den sie errettet, hatte aufhängen wollen, dann gedachte sie seiner Erzählung und mußte sich stets das gleiche sagen, daß sie nicht anders hätte handeln können, als sie gehandelt hatte. Mochte sie leiden, dafür waren die andern gerettet! . . . Immer noch freute dieses die Ägypterin und gab ihr Kraft, ihre Erniedrigung zu erdulden; ab und zu freilich

kamen dann auch Minuten der Schwäche, da sie am Rande der Verzweilung war und bereit, sich in den Nil zu stürzen. Dann pflegte sie auf dem schroffen Abhang eines wie dicke Blutstropfen roten Sandhügels zu sitzen und darüber nachzudenken: ob es wirklich unumgänglich immer so sein müsse, daß der Gute zwischen Schmutz und glühenden Kohlen sein Leben zu verbringen habe?

Entweder sei teilnahmslos gegen menschliches Unglück oder versinke selber in Unglück? Der dritte Weg — ein Wandern zwischen Schmutz und glühenden Kohlen. Aber wozu ist dann unsern Herzen gegeben, Mitleid fühlen zu können? Oder sollte der Himmel grausam sein? Und warum kommt niemand von dort herab und unterweist uns, wie die Menschen ihr Leben besser machen könnten, damit es keine Ausgestoßenen mehr gäbe und wiederum auch keine Hochmütigen und Übersättigten und auch keine Bettler mehr? Oh, wenn doch nur ein solch hoher Lehrer von dort herabkäme, wenn es doch nur einen solchen Menschen gäbe, wie gerne wollte sie zu seinen Füßen schluchzen und während ihres ganzen Lebens nur das erfüllen, was er ihr befehlen würde!

In solcher Gemütsverfassung wanderte sie einmal langsam an einer einsamen Stelle längs des Ufers des Niles, an diesem Tage waren ihr nicht einmal die wilden Seefahrer begegnet. Sie hatte bereits seit zwei Tagen nichts gegessen und spürte einen quälenden Hunger. Ihre Augen schauten trübe. Sie näherte sich dem Strom und bückte sich, um zu trinken, allein

Leßkov III. 21

sie sprang sogleich voller Schrecken zurück: so furchtbar war es ihr selber, ihr ausgemergeltes Gesicht mit den erloschenen Augen zu sehen. Und dabei hatte man sie noch vor kurzem schön gefunden.

„Oh, ich verstehe jetzt, was das bedeutet. Ich bin nicht mehr schön, sogar die allerverworfensten Menschen haben Furcht vor mir bekommen! . . . Und dabei nähert sich der Hunger, der quälende Hunger . . . allein ich murre nicht . . . Ich sende meinen letzten Gruß dem Himmel, der mir den Willen eingeflüßt hat, andere mehr zu lieben als mich selber, und will gerne sterben!“

Sie eilte zum Fluß, um sich darin zu ertränken, und hätte ihre Absicht zweifellos ausgeführt, wenn nicht jemand sie unerwartet an der Schulter festgehalten hätte; sie schaute sich um und erblickte vor sich einen bejahrten Mann bescheidenen Aussehens, der ein fremdländisches Gewand trug.

Die Ägypterin hielt ihn anfangs für einen jener Ausländer, die diese abgelegenen Orte nur mit Absichten aufsuchten, die ihr bekannt waren, und sprach daher: „Laß mich in Ruhe: ich will heute nicht mit dir gehen.“

Allein der Fremde ließ nicht von ihr ab, sondern blickte sie zärtlich an und sprach zu ihr: „Ohne Grund denkst du, meine Schwester, daß ich den Wunsch gehabt hätte, dir etwas Schlechtes zu sagen. Mir schien jedoch, daß du dich in einem innerlichen Kampf befindest.“

„Allerdings; ich zog meine Füße aus dem Schmutz

und wollte nun über glühende Kohlen gehen. Das erfordert Kräfte.“

„Du bist sehr schwach.“

„Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen.“

„So isß schnell: ich habe Brot und gebackenen Fisch bei mir.“

Eilig nahm der Fremde seinen leinenen Sack vom Rücken und gab dem Mädchen Brot und Fisch und reichte ihr eine Flasche, in der Wasser mit Wein gemischt war.

Die Ägypterin begann zu essen und trank in kurzen Schlucken Wasser dazu, als aber der erste quälende Hunger gestillt war, blickte sie den Fremden an und sagte leise: „Es ist nicht gut von mir, daß ich deine Speise wegesse: du bist ein Wanderer und brauchst deinen Vorrat für dich selber.“

„Kümmere dich darum nicht, Schwester, ich kann es ertragen, und glaube mir, daß es viel leichter ist, selber zu dulden, als mit anzusehen, wie andere dulden.“

Die Ägypterin erbebte.

„Fremder!“ sagte sie, „du hast mich gespeist und sprichst gute Worte zu mir . . . allein warum hast du mich schon zweimal als deine Schwester bezeichnet? Weißt du denn nicht, wer ich bin?“

„Du bist genau solch ein Geschöpf Gottes wie ich und meine Schwester. Was geht es mich an, welch ein Leid oder welche Grausamkeit der Menschen dich dazu gemacht haben.“

Das Mädchen heftete ihre Augen, die plötzlich mit ihrem früheren Feuer glänzten, auf ihn und rief:

„Deine Worte brennen in mir! Bist du vielleicht ein Sündling der Götter?“

„Nein, ich bin genau so ein Mensch wie du.“

„Wer aber hat dich dann gelehrt so zu sprechen, daß mein Herz davon brennt und zittert?“

„Wollen wir uns hier niederlassen, so will ich dir erzählen, wer mich gelehrt hat, diese Worte zu sprechen.“

Die Unglückliche wurde hierdurch nur noch immer verwirrter.

„Wie,“ sagte sie, „du willst hier neben mir sitzen? Dich könnten die achtbaren Menschen neben der Buhlerin gewahren, und was willst du ihnen dann zu deiner Rechtfertigung sagen?“

„Sagen werde ich ihnen, daß der, der achtbarer war als alle, sich nicht vor einer solchen gescheut hat, wie du dich eben benannt.“

„Allein, wer war denn er? . . . Ich habe von einem solchen noch nie gehört . . . jedoch du sprichst von ihm, und deine Worte lassen neues Leben in mein Herz strömen . . . Wäre es möglich, daß der, von dem du sprichst, dein Lehrer ist?“

„Du täuschest dich nicht. Es ist Er — mein Lehrer.“
Die Ägypterin brach in Tränen aus.

„Wie glücklich bist du dann zu nennen, wie glücklich, oh Fremder! Wo ist er denn, wo ist dieser himmlische Gesandte?“

„Er ist mit uns.“

„Mit uns! . . . mit mir! . . . Oh spotte nicht über mich, die arme Buhlerin! . . . ich bin so unglücklich . . . Sage mir, wo er ist, und ich will eilen . . . Wie werde

ich ihn anflehen . . . und vielleicht wird er auch mir ein neues Leben schenken!“

Auch der Fremde war nun erregt.

„Beruhige dich,“ sagte er, „du wirst es besitzen, das neue Leben, — werde nur erst mit dem alten fertig, — löse dich nur erst von dem, was dich im vergangenen bedrückt.“

„Bernimm denn, wer ich bin!“ rief das Mädchen voller Bewegung und erzählte ihm, was sich mit ihr zugetragen hatte, als aber ihre Erzählung zu Ende war, fügte sie zu ihrer Rechtfertigung hinzu: „Man sagt, ich hätte anders handeln müssen, aber ich konnte nicht anders: mein Herz war damals stärker als mein Verstand.“

„Wer die Hand an den Pflug legt und sich dann noch lange umschaut, der ist kein Pflüger. Bedauere darum nicht, daß du so gehandelt.“

Sie senkte den Blick und sagte leise: „Nicht das bereue ich . . . aber bitter ist es, zu denken, was dann später kam . . .“

„Was später kam, nachdem du das heiligste Werk der Liebe vollzogen,“ unterbrach sie der Fremde, „was später kam, nachdem du dich selber über der Rettung der anderen zurückgestellt . . . Laß deinen Jammer! . . . Wenn die glühenden Kohlen zu sehr die Füße verbrennen, gleiten diese leicht in den kalten Schmutz ab, aber die Liebe deckt viele Sünden zu und macht die roten Flecken so weiß wie die geschorene Wolle eines Lämmchens . . . Erhebe dein Antlitz nach oben . . . Empfange von mir den Gruß der Christen und wisse,

daß Er, zu Dem deine Seele verlangt, deine Sünde mit dem Finger auf rinnenden Sand geschrieben und es dem Winde überlassen hat, sie zu verwehen.“

Da richtete die Ägypterin ihr Antlitz auf und weinte, der Christ aber blickte sie an, und unmerklich beugten sich seine Knie, er neigte sich vor ihr tief und flüsterte leise: „Du warst tot und bist lebendig geworden!“

Der Trost war vollzogen, — in die verwirrte Seele der Ägypterin war neues Leben gedrungen. Der Christ erzählte ihr, worin die Lehre Christi bestünde, und die Ägypterin fragte ihn sogleich, ob es wohl Menschen gäbe, die nach dieser Lehre in gemeinsamer Liebe lebten und die weder Verurteilung kannten, noch Übeltaten, noch Armut.

„Es hat sie gegeben,“ entgegnete der Christ.

„Warum sind denn nicht auch jetzt alle so?“

„Es ist schwierig, Schwester.“

„Worin liegt denn die Schwierigkeit?“

„Höre denn, wie sie lebten.“

Und da sprach ihr der Christ aus dem Gedächtnis die Stelle aus der Apostelgeschichte: „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; und man gab einem jeglichen, was ihm not war.“

„Oh wie schön das ist!“ rief Afa.

„Für manche freilich ist es wiederum sehr schwer!“

Und er sprach weiter: „Joses aber, mit dem Zunamen von den Aposteln Barnabas genannt, das heißt

„Sohn des Trostes“, von Geschlecht ein Levit aus Cypern, der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füßen.“

Zum ersten Male nach den vielen verschatteten Tagen erhellte ein freudiges Lächeln das Antlitz der Ägypterin: Barnabas hatte seinen Acker verkauft, und man hatte ihn „Sohn des Trostes“ genannt. . . .

Höher richtete sie ihr Antlitz auf und sagte: „Das ist gar nicht so schwer. Denn das muß so sein!“

„Dann gehe dorthin, wohin ich zu gehen dich lehren will, und erzähle den Menschen, zu denen du kommen wirst, alles, was du mir erzählt hast.“

Da nannte ihr der Fremde den Ort, an dem sich die Christen in Alexandria zu versammeln pflegten, und sagte ihr, wer der Bischof sei.

Ohne einen Augenblick zu zögern, erhob sich die Ägypterin und folgte seiner Weisung.

Als sie dort angelangt, wurde sie alsbald von einem Kleriker erkannt, der zu ihr sprach: „Hübsches Mädchen! dein Antlitz kommt mir sehr bekannt vor: du siehst einer Buhlerin ähnlich, die man häufig am Ufer des Niles gewahren kann.“

„Ich bin diese Buhlerin,“ entgegnete die Ägypterin: „allein das ist nun zu Ende, denn ich will Christin werden.“

„Nun, nun, das geht nicht so schnell: du mußt dich vorher durch Fasten und Reue läutern.“

„Ich will alles tun, was nötig ist.“

Da erklärte man ihr, wie sie fasten müsse; und sie ging hin und fastete lange und nährte sich nur von

dem, was man ihr aus Mitleid darbot. Endlich, nachdem sie ganz von Kräften gekommen war, kam sie mit der Bitte wieder, man möge sie taufen und in die Gemeinschaft der andern aufnehmen. Da sprachen die Kleriker zu ihr: „Du hast vor aller Augen ein so unziemliches Leben geführt, daß du jetzt deine Buße vor allen vollziehen mußt.“

„Freilich, und ich bin auch deswegen gekommen, um es allen zu sagen, wie schlimm mein Leben war, aber ich bin so von Kräften, daß ich fürchte, bald sterben zu müssen. So bitte ich euch denn, ihr wollet dem Bischof sagen, ich flehte darum, möglichst schnell in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden.“

Die Kleriker meldeten es dem Bischof, und jener ernannte alsbald einen Katechisator, der ihr das Symbol und die Dogmata des Glaubens erklären sollte und darauf ihre Kenntnisse prüfen mußte, hierauf aber war beschlossen worden, der Ägypterin die Taufe nicht länger vorzuenthalten.

Alein sie konnte es nicht mehr erwarten; ihr ungeduldiger Wunsch, einen Christennamen zu bekommen und mit den Christen zusammenzuleben, zehrte an ihr; sie klagte und weinte, die anderen aber achteten ihrer gering.

Und da geschah das Wunder: als die mißachtete Ägypterin krank in einem kleinen Kober lag, erschienen bei ihr zwei lichte Gestalten mitten in der Nacht und kleideten sie in völlig weiße Taufgewänder. In diesen verblieb auf Erden ihr toter Körper, ihre lebendige Seele aber schwang sich auf zu den Wohnungen der Lebenden.

Viel Kopfzerbrechen machte den Klerikern das Ende der in Taufgewänder gekleideten Ägypterin: sie wußten nicht, nach welchem Ritus sie diese Frau bestatten sollten, unvermutet aber erschien da jener Fremde, der mit der Verstorbenen am Ufer des Nils gesprochen hatte. Er war ein Philosoph und Priester aus Syrien, ein Freund Isaaks des Syriers, und hatte auf seiner Reise hierher einen Umweg gemacht, weil eine Eingebung es ihm so befohlen. Er beugte sich über die Verblichene und sprach die Gebete der Christen, derweil er aber betete, wurde ihr Leib in die Erde gebettet, allein noch lange blieb der Syrier an der Stelle stehen und schaute ins Weite — er dachte etwas und schien verückt zu sein und bewegte stumm die Lippen.

Da fragte man ihn: „Du siehst gewißlich ein wunderbares Gesicht?“

„Ja,“ erwiderte er: „es ist, als ob der Himmel geöffnet sei . . . und dort . . . jemand tritt dort ein. . .“

„Wäre es möglich, daß es die Buhlerin ist?“

„Oh nein! . . . die Buhlerin habt ihr im Schmutz verscharrt: aber ich sehe . . . wie ein leichter Rauch, aufsteigend von glühenden Kohlen, verschmilzt es dort mit dem Licht; es scheint mir, als steige dort „eine Tochter des Trostes“ gen Himmel.“

4

Der folgende weibliche Charakter tritt in einer andern, aber nicht weniger die Rührung erweckenden Umgebung auf und vermag uns ein ebenso klares

allgemeines Bild der Sitten des fünften Jahrhunderts zu bieten, wie der vorhergehende.

27. Den 14. Juni. Eusebios aus Askalon erzählt, daß in einer Stadt einst ein Kaufmann lebte, der eigene Schiffe besaß, auf denen er kostbare Waren nach Afrika verschickte. Einst kam es zu einem Schiffbruch, dessen Folge war, daß dieser Kaufmann mit einem Male verarmte: seine Schiffe waren untergegangen, die ans Ufer gespülten Waren aber wurden geplündert. Da setzten die Geldgeber diesen Kaufmann in den Kerker, seine junge und schöne Gattin aber mußte auf Taglohn ausgehen, und was sie erwarb, das reichte gerade hin, Nahrung zu bereiten, die sie ihrem Gatten in den Kerker brachte. Bei diesen Besuchen verweilte sie manchmal lange bei dem Eingekerkerten, bemüht seinen unerträglichen Zustand zu lindern. Die vornehmen Leute in Askalon hatten einen Brauch, der darin bestand, daß sie an besonderen Tagen in die Kerker gingen und an die Insassen Almosen verteilten. So erschien denn auch eines Tages ein vornehmer Mann im Kerker zu einer Zeit, da gerade die Gattin des ruinierten Kaufmanns bei ihrem Gemahl war, allein kaum hatte der Vornehme sie erblickt, da war er von ihr gefesselt. Sie verwundete das Herz des angesehenen Mannes, denn ihre Schönheit war in Wahrheit sehr groß. Der Vornehme sandte alsbald einen Jüngling zu ihr, sie solle zu ihm kommen, um ein Almosen zu empfangen.

Da das Weib hierin nichts Übles erblickte, erhob sie sich und näherte sich ihm, um eine Spende von ihm entgegenzunehmen, er aber begann sie allsogleich aus-

zufragen, wesswegen sie im Kerker säße? Das Weib entgegnete ihm, daß ihr Mann ins Gefängnis geworfen worden sei, sie aber wäre nur gekommen, ihn zu besuchen, und bliebe bei ihm aus Liebe und Mitleid, um sein Los zu erleichtern. Da sagte ihr der Vornehme: „Ich will dir helfen: komm heute Abend zu mir und verbring mit mir die Nacht, morgen aber will ich deinen Gatten aus dem Gefängnis loskaufen.“

Das Weib äußerte weder Zorn noch Ärger und schalt auch den Vornehmen nicht aus, daß er die Notlage ihrer Armut so ausnützen wolle, sondern sprach zu ihm: „Ich muß hierüber meinen Gatten befragen, und wie er es haben will, so werde ich handeln. Willst du, so gehe ich und frage ihn danach?“

Der Vornehme scheute hiervor nicht zurück, sondern entgegnete ihr: „Frage ihn denn.“

Da eilte sie auf ihren Gatten zu und theilte ihm mit völliger Einfalt den Vorschlag mit, den ihr der Vornehme gemacht hatte.

Der Kaufmann brach in Tränen aus und entgegnete mit einem tiefen Seufzer: „Ich sehe, daß nicht ohne Grund geschrieben steht: bauet nicht auf die Fürsten und auf die Kinder des Menschengeschlechtes. So möge Gott ihm denn die Kränkung verzeihen, durch die er uns nur noch mehr erniedrigen wollte, als wir ohnehin schon erniedrigt sind. Gehe zu ihm und sage ihm, daß wir die Freiheit um einen solchen Preis nicht erkaufen wollen.“

Das Weib begab sich zum Vornehmen zurück und übermittelte ihm mit gleicher Einfalt die Worte ihres

Gatten. Da erzürnte sich der vornehme Mann und verließ den Kerker.

Allein es saß unweit vom Kaufmann in einer andern Ecke des Kerkers ein Wegelagerer, der alles dieses mit angesehen und gehört hatte. Die beiderseitige Liebe und Treue der Gatten hatten ihn gerührt, und so winkte er denn das Weib zu sich heran und sprach zu ihr: „Es hat mich ergriffen, die Reinheit von euch beiden zu sehen. Ich bin ein Räuber und besitze viel Gold, das ich in einem Gebäude der Stadt versteckt habe. Begib dich denn hin zu dem Platz, den ich dir nennen werde, grabe es aus und nimm das verborgene Gold zur Bezahlung der Summe, die dein Gatte schuldig ist, und zu eurem weiteren Unterhalt.“

Und das Weib ging hin und fand das Gold und kaufte ihren Gatten dank der Barmherzigkeit des Räubers los.

Hierauf folgt nunmehr ein Typus erhabenster Zart-sinnigkeit.

28. Den 30. Mai. Der selige Vater Markus fuhr einmal auf einem Schiff nach Konstantinopel, während der Fahrt aber erhob sich ein Sturm und trieb sein Schiff an eine wüste Insel. Derweil die Schiffsmannschaft die beschädigten Masten und das Takelwerk wieder richtete, besuchte der selige Markus die menschenleere Insel, plötzlich aber bemerkte er zu seinem Erstaunen auf dem Ufersande die Spuren eines Menschenfußes. Er folgte dieser Spur und gewahrte alsbald in einiger Entfernung einen Menschen, der

übrigens von sonderbarem und unbegreiflichem Aussehen zu sein schien und sich, was Markus ebenfalls bemerken mußte, sichtlich bemühte, sich vor ihm zu verbergen. Der selige Markus, den die unerwartete Begegnung naturgemäß interessieren mußte, eilte dem vor ihm fortlaufenden Bewohner der im übrigen unbefiedelten Insel nach und holte ihn bald ein. Als der verfolgte wilde oder halbwilde Mensch einsah, daß er dem ihm nacheilenden Fremdling nicht länger entrinnen konnte, hockte er sich vor ihm nieder, wobei er sich tief zur Erde bückte und mit unverständlicher und kläglichem Stimme zu sprechen begann. Als der selige Markus dieses jämmerliche und schwächliche Stöhnen oder Flehen vernahm, blieb er stehen und sagte: „Flieh nicht länger vor mir: ich bin ein Christ und keineswegs gewillt, dir Leides zu tun.“

Der hingekauerte Wilde aber beugte sich nur noch tiefer und entgegnete: „Ich fürchte dich nicht; allein ich schäme mich, denn ich bin ein nacktes Weib und du ein Mann, und darum fliehe ich vor deinen Blicken. Wenn du jedoch gütig sein und mit mir sprechen willst, so wirf mir irgend etwas von deiner Gewandung zu, damit ich mich wenigstens zum Teil bedecken kann, — dann will ich mich gern mit dem Gesicht dir zuwenden, worauf wir plaudern können.“

Der selige Markus hatte zufällig zwei Gewänder. Das eine behielt er an, das andere aber wickelte er zusammen und warf es der nackten Frau zu, wobei er sich selber abkehrte. Das Weib fing das Gewand auf, bekleidete sich damit und näherte sich nunmehr dem

seligen Markus. Nun setzten sich die beiden und kamen ins Gespräch, und da erfuhr der selige Markus folgendes von ihr:

Dieses Weib stammte aus einer einfachen und armen Familie, ihre Eltern waren sehr bald nach ihrer Geburt gestorben und hatten sie als völlig hilflose Waise zurückgelassen. Zum guten Glück geriet sie einige Zeit darauf einem vornehmen und reichen Mann unter die Augen, den ihre Lage rührte und der sie aus Mitleid in sein eigenes Haus nahm und mit seinen eigenen Kindern aufziehen ließ. In diesem Hause nun wuchs sie auf und wurde sehr hübsch, zeigte aber gleichzeitig Verstand und einen guten Charakter, wodurch sie sich nach und nach immer mehr das Wohlwollen ihres Erziehers errang, so daß er zum Schluß für seinen eignen Sohn keine andere Gattin suchen wollte, als eben diese Waise. Auch der junge Mann liebte sie und träumte von keiner anderen Braut, die weiblichen Verwandten von seiten der Mutter des jungen Mannes aber hielten hartnäckig an ihrer Absicht fest, ihn, den Erben des gesamten Besitztumes, mit einem Mädchen aus reichem und vornehmerm Hause zu verheiraten. Dies führte zu großen häuslichen Mißhelligkeiten, unter denen der junge Mann sehr zu leiden hatte, so daß er schließlich ernsthaft krank wurde; aber auch im Feuer seiner Schmerzen sprach er immer nur ein und dasselbe: „Ich liebe nur die, die mein Vater erzogen hat.“

Um sein Leben nicht in Gefahr zu bringen, wurden die beiden schließlich vereinigt. Das junge Ehepaar war sehr glücklich, zumal der Gatte auch nach der

Hochzeit immer wieder ein und dasselbe wiederholte:
„Ich liebe nur die, die mir mein Vater gegeben hat!“

Allein seine Mutter und ihre Verwandten waren beständig darauf aus, Unfrieden im Hause zu säen, und schalten den jungen Mann wegen seiner Liebe zu seiner Frau, die er aus armem und niedrigem Stande erwählt hatte.

Da entschloß sich die junge Frau, als sie sah, daß weder der häusliche Unfrieden noch der Kummer ihres geliebten Gatten vorübergehen würden, so lange sie noch im Hause weile, — sich selber zu opfern, und floh aus dem Hause zur Wiederherstellung des häuslichen Friedens. Sie zog anfangs aufs Geratewohl des Weges, bestieg darauf ein Schiff, allein dieses Schiff ging unter, und so wurde sie vom Meer an den Strand dieser selben menschenleeren Insel geworfen, auf der sie der selige Markus gefunden hatte. Hier mußte sie viel Hunger, Kälte und Einsamkeit ausstehen und fühlte zudem in sich ein Kind wachsen, das sie schließlich auch zur Welt brachte und aufzog; und nun lebten die beiden bereits seit dreißig Jahren hier und hatten noch nie ein menschliches Antlitz auf der Insel wahrgenommen. Der selige Markus sah auch den Sohn dieser großmütigen Frau; er war völlig nackt und versteckte sich vor der Erscheinung eines dritten Menschen, der zudem noch bekleidet war, voller Schaudern und Staunen alsbald in seiner Höhle.

Der folgende Abschnitt wird uns mit einem sehr energischen Frauentypus bekannt machen, der zudem

einer eigenartigen Ironie nicht entbehrt und ein wenig an die russische Großfürstin Olga in ihrem Streit mit den Drewljanen erinnert.

29. Den 14. August. In einem am Ufer des Meeres gelegenen Handelsplatz wohnten einst zwei Kaufleute, die in großer Freundschaft miteinander lebten: der eine von ihnen war verheiratet, der andere dagegen noch ledig. Der verheiratete hatte eine sehr schöne Gattin, die zudem sehr klug und keusch war, allein ihr eheliches Glück war nicht von langer Dauer: denn ganz unversehens starb der Gatte und ließ seine schöne Gemahlin als Witwe zurück, die, da sie ihren Mann sehr geliebt hatte, von keiner zweiten Ehe mehr wissen wollte, sondern ihr ganzes ferneres Leben nur noch guten Werken zu widmen beschloß. Allein ihre Schönheit und die allen bekannte Zurückhaltung während ihrer Ehe mit ihrem ersten Gatten lockten eine Menge von Freiern herbei, denen sie jedoch stets abschlägige Antwort erteilte und ihnen riet, lieber junge Mädchen zu heiraten. Mit solchen Worten gelang es ihr auch viele loszuwerden; aber da trat mit einem Male ein viel feurigerer Bewerber auf, von dem sie sich nicht so schnell zu befreien vermochte. Und zwar war das der nämliche aufrichtige Freund ihres ersten Gemahls, von dem sie nicht einmal geahnt hatte, daß er von ihrer Schönheit so angezogen war und daß die unheilbare Leidenschaft ihn so verzehrt hatte, daß sie ihm fast das Leben nahm.

Als nunmehr die Schöne, die eine erfahrene Frau war und nicht wenig verliebte Männer gesehen hatte,

den Kummer des Freundes ihres verstorbenen Gatten gewahrt wurde, erriet sie alsbald ganz richtig, welcher Art er war. Sie hielt es darum für das beste, nicht stillschweigend darüber hinwegzugehen, da sie hoffte, jenem Menschen helfen zu können.

„Freund!“ sprach sie zu ihm: „Ich sehe ja, daß du ein jedesmal, wenn du mit mir sprichst, außer dir bist. Muß ich nicht etwa daraus schließen, daß du sicherlich mir etwas besonderes zu sagen wünschest, das du dich nur nicht zu sagen getraust. Ich bitte dich, fahre in diesem für dich gefährlichen und auch für mich nicht sorglosen Verhalten nicht weiter fort, denn ich möchte dich nicht länger leiden sehen. Sage mir, was du von mir willst, und sei davon überzeugt, daß ich alles tun werde, so gut ich es kann, und dein Eingeständnis nicht verlachen will.“

Als jener diese Ermunterung hörte, freute er sich ungemein und sagte ihr in voller Aufrichtigkeit, daß ihre Schönheit ihn gefesselt habe und daß er, da er ja ihre seelischen Eigenschaften kenne, nichts sehnlicher wünsche, als sie zur Gattin zu nehmen.

Die verständige Witwe dankte ihm für die Schätzung, die er ihr angedeihen ließ, entgegnete ihm aber, daß sie, da sie ja die Freuden der Ehe mit ihrem geliebten Verstorbenen kennen gelernt habe, zum zweitenmal das gleiche mit einem anderen Manne nicht erleben wolle, denn sie meine, daß die schönste Zeit ihres Lebens sich nicht wiederholen lasse, daß sie aber, wenn es schlimmer käme, als es gewesen, das Vergangene immer beklagen würde, so daß also weder für den

Leßkov III. 22

einen noch für den anderen Teil ein Glück bei der Sache herauskommen könne. Sie zöge darum vor, in keine neue eheliche Verbindung zu treten, sondern wolle für die Kinder leben und für allgemein nützliche Aufgaben, die der Mühe wert seien, um so mit Erfolg die müßige Zeit zum Nutzen der Mitmenschen zu vertreiben. Sie wies den jungen Mann auf die Jungfrauen hin, die bereits das heiratsfähige Alter erreicht hatten, und riet ihm, nur mit einer solchen in die Ehe zu treten, denn mit einer Jungfrau könne er einen Liebesbund schließen, der frei sei von Erinnerungen an das Vergangene.

Der junge Mann aber war völlig erfüllt von seiner Liebe zu der Witwe und wollte von keiner anderen etwas wissen, er hörte auf keinerlei Gründe und auch nicht auf die Hinweise auf Jungfrauen, sondern fiel ungeduldig vor der Witwe nieder und flehte sie an, seine Gattin zu werden; er siechte geradezu hin, war stets trübsinnig und irrte wild durch die Straßen, als sei er besessen.

Diese ermüdende Aufdringlichkeit und sein unangenehmes Drängen wurden der Witwe nach und nach unerträglich, denn sie war sich längst darüber klar geworden, daß sie nicht seiner Neigung zuliebe erfüllen konnte, was er wünschte! . . . Um endlich ein Ende zu machen, sprach sie darum zu ihm: „Warum quälst du dich und mich? Wird das noch lange so fortgehen?“

Er aber erwiderte ihr: „So wird es in Ewigkeit sein, so lange du oder ich auf der Welt leben, denn

meine ganze Seele und mein Herz streben zu dir, und völlig nutzlos sprichst du mir immer von Jungfrauen. Sie sehend, sehe ich sie dennoch nicht, denn fremd sind sie den Wünschen meines Herzens, da nur nach dir alle Kräfte meines Lebens verschmachten, nur nach dir sich das Mark meiner Knochen verzehrt. Heile mich denn, der von deiner Schönheit verkehrt ist, werde mein Weib, oder ich muß sterben.“

„Wieviel Sorge habe ich doch mit dir!“ entgegnete die Witwe, die sich bereits einen Plan zurechtgelegt hatte, und fuhr fort: „aber wie ist es, betrügst du mich auch nicht, wenn du sagst, du liebest mich so, daß du ohne mich nicht leben kannst? Gibt es wirklich für dein Glück nichts auf der Welt, außer daß ich deine Liebe erwidere?“

Der Kaufmann schwur ihr, daß dieses zuträfe, sie jedoch antwortete scheinbar ungläubig: „Laß ab, mir zu schwören, denn ich bin kein junges Ding mehr und glaube den leidenschaftlichen Worten der Männer nicht viel. Ihr seid alle so, wenn euch eine Frau fesselt, dann verliert ihr die Vernunft, und über eure Lippen strömen überschwänglich Lobpreisungen, später aber ist es ganz anders. Ich verlange von dir Beweise, daß dir für dein Glück mein Besitz wichtiger ist, als alles andere, und daß nichts dich davon abziehen kann.“

Da rief der Kaufmann voller Freude: „Oh, wie gerne bin ich dazu bereit, und wenn mir einer die ganze Welt böte, ich schaute sie nicht, sondern strebte immerfort nur dir zu.“

Allein die Witwe lächelte und erwiderte: „Die ganze Welt gehört nicht uns, sondern Gott, und ein so gewaltiges Gebiet will ich gar nicht vorschlagen, um dich zu prüfen; ich will dir ein viel geringeres auferlegen, und dann wollen wir sehen, ob du nicht doch nach diesem viel geringeren greifen, mich aber, die dir so unumgänglich notwendig erscheint, verschmähen wirst.“

„Das wird nie geschehen!“ rief da der Verliebte.

„Begib dich denn von hier sogleich nach Hause, schließ dich dort in deinem oberen Gemach ein und wirf mir den Schlüssel durchs Fenster zu; und dort sollst du verweilen, bis ich dich rufen lasse. Versprichst du mir, das zu erfüllen?“

„Oh, warum von solchen Kleinigkeiten sprechen!“

„Schon gut, und wenn darnach dein Streben immer noch das gleiche sein wird wie jetzt, so gebe ich dir mein Wort, daß ich nicht mehr an meinen verstorbenen Gatten denken, sondern mich ganz und gar dir anheim geben werde. Denn von jetzt, von dieser Minute ab, soll alles, was sein soll und was nicht sein soll, einzig von dir abhängen.“

Vergnügt eilte der Kaufmann nach Hause, denn nun hielt er seine Sache für gewonnen. Er betrat sein Haus und schloß sich mit fröhlicher Hand in dem oberen Gemach ein, den Schlüssel aber warf er durchs Fenster und befahl, ihn sogleich zu der Witwe zu bringen, als Beweis dafür, daß seine Prüfung bereits begonnen habe. Die Witwe nahm den Schlüssel entgegen, ließ aber dem Freier kein Wort bestellen.

Der Kaufmann verbrachte den Tag in dem Gemach, die Stunden vergingen ihm in verliebten Träumereien und in der Erwartung, was ihm wohl noch für Prüfungen bevorstünden; allein es verstrich ein voller Tag, und noch war keine weitere Mitteilung von der Witwe gekommen. Tags darauf waren seine Gedanken aufs neue bei der Witwe, freilich dachte er auch einige Male an seinen Magen, der leer war und nach Nahrung verlangte, am dritten Tage meldete sich der Hunger bereits so stark, daß der Kaufmann die süßen Träume von der Witwe vergaß und zornig auf sie war und nur noch an Speisen dachte, nachts aber konnte er nicht schlafen, denn sein Traum war keineswegs mehr von Erscheinungen der bezaubernden Witwe erfüllt, sondern nur noch vom Duft verschiedener Leckerbissen. Als der Morgen des vierten Tages anbrach, empfand der Kaufmann quälenden Schmerz in seinem Magen und sandte einen Mann, dem er völlig vertraute, zur Witwe mit der Frage, ob sie ihn am Ende schon vergessen habe? Die Witwe entgegnete, sie habe ihn nicht vergessen.

„Aber er stirbt doch!“ sagte sein Bote.

„Damit sollst du mich nicht schrecken,“ entgegnete die Witwe mit einem Lächeln: „bis zum Tode ist es noch weithin. Allein, ich will ihn nicht länger schmachten lassen. Mag er denn jetzt sein Feiertagsgewand anlegen, ich will ihn bald holen lassen, und dann soll er alles erhalten, was immer er wünscht.“

Eine Stunde vor der Zeit, da man das Mittagsmahl einzunehmen pflegte, erschien die Vertraute der

Witwe im Hause des Kaufmanns mit dem Schlüssel zur Thür des Freiers, öffnete diese und sagte: „Freue dich, Herr! du hast dein Versprechen gehalten, so geh denn jetzt zu meiner Herrin: sie erwartet dich und wird ihrerseits ihr Versprechen ebenfalls erfüllen.“

Der Kaufmann aber, der seine Feiertagsgewänder angezogen hatte, schaute die Botin mit eingefallenen Augen an und entgegnete trübe und mit ganz schwacher Stimme, daß er bereit wäre, ihr zu folgen. Er war so erschöpft, daß man Menschen rufen mußte, die ihn stützen sollten und ihm beim Gehen halfen.

Die Witwe empfing ihren Gast in der Thür ihres Wohnhauses. Sie strahlte im vollen Glanz ihrer Schönheit, denn auch sie hatte ihre Wittventracht abgelegt und gegen ein leichtgewebtes Gewand vertauscht, das auf ihren Schultern von Spangen aus Edelsteinen zusammengehalten wurde und ihren Hals und ihre Arme entblößt zeigte, von denen ein Wohlgeruch vom Ambra aufstieg.

Sie nahm den Arm des eintretenden Gastes und führte ihn alsbald in den großen Saal, der durch einen an Ringen hängenden Teppich in zwei Hälften geteilt war. Auf der einen Seite, jener nämlich, die an den Eingang stieß, war bereits der Tisch gedeckt, dort standen durchsichtige Gefäße mit funkelnden Getränken und Schüsseln, von denen die eine verdeckt war; auf der anderen Seite aber ragte ein prunkvolles Lager mit doppeltem Kopfkissen.

„Du bist jetzt der Herr meines Hauses,“ sprach die Witwe, „und ich bin dir unterwürfig. Hier ist

das Mahl, und dort wartet unser das Lager. Wähle denn von beiden, was du willst; ich bin bereit, das eine wie das andere mit dir zu teilen.“

Allein der Kaufmann entgegnete: „Ach, erbarme dich meiner, ich bin so entkräftet, erlaube mir, mich vorher zu sättigen!“ und mit diesen Worten begab er sich zum Tisch, streckte sich auf den Polstern aus und musterte die Schüsseln.

„Wir haben noch genügend Zeit, denn die Speisen in der Küche sind noch nicht gar,“ sagte die Witwe.

„Was ist denn in dieser Schüssel, die verdeckt ist?“

„Es ist Hirse, freilich ist sie noch ohne Geschmack, da die Brühe noch nicht aufgetragen ist.“

„Mir schmeckt jetzt alles!“ rief der Kaufmann, nahm den Deckel von der Schüssel und begann gierig die Hirse, die noch ohne Brühe war, zu verspeisen, da aber sprach die Witwe zu ihm: „Nun siehst du es selber: es gibt eben verschiedene Notwendigkeiten: ohne das eine kann der Mensch nicht leben, aber ohne das andere kann er leben!“ und befahl bei diesen Worten, die Speisen aufzutragen und ließ den Teppich vor ihr Lager sinken, das von nun ab dem Kaufmann auf ewig verdeckt blieb.

30. Den 5. April. So zeigen uns viele Frauen der Heiligenlegende in ihrem Bestreben, sich über die Gewalt der Leidenschaften zu erheben, einen gleich erhabenen Charakter, und von einer Frau wird sogar berichtet, daß ihr Erfolg und wolkenloses Glück zur Last wurde.

Ein Geistlicher aus Alexandria erblickte einst ein

Weib, das ungemein eifrig betete und dabei bittere Tränen vergoß. Der Anblick rührte ihn, und so fragte er denn die Betende, welch ein Kummer sie drückte? Da entgegnete sie ihm: „ach, ich bin sehr glücklich, und ich habe keinen Kummer, allein ich lebe doch inmitten der Menschen und sehe täglich so viel Bekümmerte, und da bete ich nun zu Gott, daß Er mir einen Teil ihrer Leiden gäbe, damit ich das irdische Leben nicht zu lieb gewinnen möge.“ Da wunderte sich der Geistliche aus Alexandria über diese verständige Frau, die so viel besser als viele anderen wußte, worin für einen jeden Menschen die höchste Gefahr besteht.

Hiermit endet die Gruppe jener Frauen der Heiligenlegende, die bald die Männer durch die Erhabenheit ihrer Bestrebungen in Erstaunen setzen, bald wieder sie reinigen, indem sie sie von der Roheit ihrer Sinnelust abziehen, und die mit voller Selbstaufopferung Menschen retten und ohne das geringste Murren selber Verwerfung, Not und alle erdenklichen Erniedrigungen tragen. Wir fanden in der Heiligenlegende neun Frauen, die diese Würde der vollkommenen Reinheit ihr eigen nennen.

5

Unsere systematische Übersicht zeigt uns jetzt folgende Proportion: von den fünfunddreißig Frauen, die etwa ein Drittel jener Personen bilden, die im Rahmen des Prologs die Möglichkeit epischer Darstellung zulassen, haben siebzehn keine Männer verführt, sondern sind

die Opfer von deren Verführungen und Gewalttaten geworden; dagegen spielten vier die Rolle der Versucherin, wobei eine Erfolg hatte, drei aber erfolglos abziehen mußten, und zwar war eine von diesen eine Welt dame aus Alexandria, die andere eine Hetäre die von reichen Leuten hierzu aufgestachelt wurde, und die letzte ein hysterisches Bulgarenmädchen. Erfolg in ihren Unternehmungen hatte eigentlich nur Maria von Agypten, aber auch diese führte sich bis zu dem erhabenen Umschwung in der zweiten Hälfte ihres Lebens wie eine gewöhnliche Buhlerin auf. Dagegen muß erwähnt werden, daß neun Frauen die Männer nicht nur von ihren wilden Leidenschaften zurückhielten, sondern sie sogar lehrten, ihre Natur zu zügeln und sich höheren Zielen zu weihen.

Nur zwei Frauen stellt die Heiligenlegende in schlimmem Lichte dar, die eine davon zeigt ein grausames Herz, verschattet von Leidenschaft zu einem Manne, während die Geschichte der andern so wenig verständlich ist, daß man sie nach den Worten Feofan Prokopowitschs augenscheinlich der Reihe der ‚leeren Fabeln‘ zuzählen muß.

31. Den 19. März. Es lebte eine junge Witwe, genannt Maria, die zwei kleine Kinder hatte; diese hatte sich in einen Krieger verliebt und wollte ihn ehelichen. Der Krieger aber führte zwar vertrauten Umgang mit ihr, wollte sich jedoch zu einer Ehe nicht verstehen. Seine nackte Eigenliebe trat dabei aufs deutlichste zutage, denn er begründete seine Weigerung damit, er wünsche nicht, sich der Kinder des ersten

Gatten wegen sorgen zu müssen. Da erstach die verliebte Maria, getrieben von ihrer Leidenschaft, ihre beiden Kindlein und schickte alsbald dem Krieger Nachricht, daß sie keine Kinder mehr habe. Als der Krieger diese Nachricht erhielt, erriet er alsobald, was geschehen sei, und fand eine neue Ausflucht: er schwor, er wolle keine Kindsmörderin zur Frau nehmen. Er behielt recht, die Frau aber ging zugrunde.

Fälle dieser Art, die sowohl im Motiv als auch in den Einzelheiten eine überraschende Ähnlichkeit mit diesem Bericht aufweisen, kommen in reichlichem Maße auch noch heutigen Tages vor.

32. Den 5. Mai. Es lebte einst eine strenge Beobachterin der Fasten, die sich nie gehen ließ: sie fastete viel und betete, sie vermied jedes Zusammentreffen mit weltlich gesinnten Menschen und ging nur mit Klerikern um, trotzdem aber kam es aus Unvorsichtigkeit zu einer allzu vertraulichen Näherung mit einem Sänger, der, wie geschrieben wird, selber nicht die geringste Schuld dabei hatte, da sie sich eigentlich selber ‚schändete und dabei empfieng‘.

Da die Fasterin alsbald die ernsthaften und, wie man sieht, unerwünschten Folgen dieses Zusammenseins gewahren mußte, wandte sie sich aufs neue zu Gott mit flammenden Gebeten, es möge das in Sünden empfangene Kind tot geboren werden, was auch geschah.

Die zwei oben angeführten Beispiele (31 und 32) bilden das Allerschlimmste, was der Prolog an Frauen-

geschichten auszusagen weiß; allein wenn man selbst diese zwei schlimmsten Beispiele vorurteilslos betrachtet, was doch von jeder Kritik zweifellos verlangt werden kann, so sieht man, daß die beiden oben geschilderten Frauen keineswegs irgendeine besondere List gebrauchten, um Männer zugrunde zu richten, sondern daß sie im Gegenteil aus eigener Vernunftlosigkeit und Leidenschaft nur sich selber und ihre Kinder ins Verderben brachten.

Es muß ebenfalls hervorgehoben werden, daß in der Heiligenlegende alle Frauen höheren Schwunges trotz der großen Primitivität ihrer Formen stets klar in ihren Zielen und eindeutig in ihren Handlungen sind, was man in den Schilderungen der Männer, welche die Frauen bessern wollen, meist vermißt. Außerdem fehlt den Frauen (mit Ausnahme der zwei Kindsmörderinnen) völlig jede Roheit, die sich dagegen bei den Männern stets offenbart.

33. Ein gewisser Vitalius aus Kairo, der beim Vater Spiridon sechzig Jahre lang gedient hatte, zog schließlich nach Alexandria, da es ihn nicht länger mehr nach asketischem Ruhm verlangte; er begann dort ein anstößiges Leben zu führen, das heißt sich dumm zu stellen. Das alleranstößigste in den Narrheiten des Alten, der nicht weniger als siebenzig Jahre zählte, war, daß Vitalius eine jede Nacht dort verbrachte, wo sich die Buhlerinnen zu versammeln pflegten. Er tat das freilich, wie wir weiter unten sehen werden, nicht aus böser, sondern aus guter Absicht, allein es kostete ihn viele Mühe und Sorgen, denn um ein

Leben solcher Art zu führen, muß man stets hübsch viel Geld bei sich haben. Drum gab sich auch Vitalius Mühe, die nöthigen Mittel zum Lebensunterhalt zu erwerben: er erhob sich sehr früh und begab sich sogleich auf Taglohn, tagsüber arbeitete er und erhielt dafür einen Silberling, allein sobald es Feierabend geworden war, trug er alsbald diesen Silberling ins Haus der Buhlerinnen, nahm sich um diesen Preis eine Buhlerin und gab ihr, war er schließlich mit ihr allein, den Silberling mit folgenden Worten: „Nimm ihn hin, meine Tochter, um diesen Preis habe ich einen ganzen Tag lang arbeiten müssen, jetzt aber sollst du ihn haben und darfst dafür eine ganze Nacht hindurch ungestört schlafen.“

Das Weib, dem Vitalius auf diese Weise die Möglichkeit erkaufte, eine ruhige Nacht verbringen zu können, legte sich darauf hin und schlief, Vitalius aber pflegte dann neben ihr zu stehen wie neben einem Kinde und begann, ohne sich von ihrer Anwesenheit noch von den aus den engen Winkeln und Verschlägen des von wilden Gästen erfüllten Lusthauses an sein Ohr dringenden Lauten und Geräuschen stören zu lassen, sich im Geist zu Gott in einem Gebet für die Welt zu erheben, sobald es aber tagte, eilte er von neuem an seine Arbeit. So hielt es der närrische Vitalius jeden Tag, wobei zu bemerken ist, daß er die Frauen, bei denen er war, jedesmal bat, keiner Menschenseele zu erzählen, was er mit ihnen getrieben habe, sondern stets nur zu sagen, er sei genau so verbuhlt, wie alle anderen, die dieses Haus be-

traten. Es sprachen denn die Frauen auch von ihm, wie er es ihnen geheißten, und so blieb Vitalius' Geheimnis lange Zeit unbekannt; allein plötzlich tauchte eine Frau auf, die erzählte, sie liebe Vitalius deswegen, weil er, wenn er mit ihr allein bleibe, sie nicht störe, sondern die ganze Nacht hindurch bete. Da stritten die anderen Frauen mit ihrer Freundin und sagten dagegen das aus, was Vitalius sie gelehrt hatte, das heißt, daß er aus keinem anderen Grunde wie alle Männer, die sie besuchten, bei ihnen weile.

Als Vitalius diesen Streit vernahm, kränkte es ihn sehr, daß eine Frau das Geheimnis seiner Nartheit verraten hatte, — und da betete er, und alsbald ward die Frau von Sinnen. Dieser Umstand entsprach den weiteren Zielen des närrischen Vitalius, denn die Worte einer Berrückten konnten freilich nirgends Glauben erwecken, er aber wollte ja, daß kein Mensch von seiner Tugend Kenntnis bekam, sondern daß man ihn für einen Buhler hielt.

Auf diese Weise behütete eine ganze Gruppe öffentlich mit ihrem Körper Handel treibender Buhlerinnen das Geheimnis des Narren, der ihnen eine so rührende Teilnahme erwies.

34. und 35. Zum Schluß gewahren wir zwei Frauen mit einem Male: eine Mutter und deren Tochter in grauenhafter Lage.

Es lebte eine Mutter, die zwei Kinder hatte, einen Sohn und eine Tochter. Da der Sohn nicht arbeiten wollte, um für den Unterhalt seiner Mutter und

seiner Schwester aufzukommen, verließ er sie und ward Mönch. Er wurde als Mönch eingekleidet und führte im Kloster ein sehr strenges Leben. Die alte Frau blieb mit der einsamen Tochter zurück, die freilich nicht vermochte, mit ehrlicher Arbeit so viel zu verdienen, um die alte Mutter damit zu ernähren und zu kleiden. Da geschah es denn, daß sie vor Armut in Sünden fiel und eines Tages hierbei auf dem Hofe einer Badestube ertappt wurde. In jenem Lande, da dieses geschah, wurden die Frauen für Ausschweifungen hart gestraft, und so wurde denn dieses Mädchen vor den Fürsten geführt, der sie nach dem Gesetze zu töten beschloß. Nach der Strenge dieses Urteils zu schließen, muß man annehmen, daß der Vorfall innerhalb der Mauern jener Badeanstalt in irgendeiner besonders widernatürlichen Handlung bestanden hat, für welche, nach dem Gesetz, allerdings die Todesstrafe drohte, um andere abzuschrecken. Es gab viele solche Vorfälle, allein es ist unschicklich, sie wiederzugeben. Da begab sich die Mutter des zum Tode verurteilten Mädchens zum Fürsten und bat ihn, ihre Tochter nicht hinrichten zu lassen, denn sonst hätte sie, die Alte, niemand, der ihr auch nur einen Schluck Wasser geben würde. Sollte es aber ganz und gar nicht angehen, daß man ihre Tochter ihrer Ausschweifung wegen begnadige, so bat die Alte den Fürsten, er möge alsdann befehlen, daß man sie gleichzeitig mit ihrer Tochter hinrichte. Da fragte der Fürst: „Hast du denn keine Kinder mehr?“

„Ich habe einen Sohn,“ erwiderte die Alte, „allein er ist Mönch und lebt nicht mit uns.“

„Mag denn dieser Mönch zu mir kommen und für seine Schwester sprechen“, sagte der Fürst.

Da begab sich die Alte zum Kloster, darin ihr Sohn lebte, aber ihre Mühe war umsonst: der Mönch ging nicht zum Fürsten, um bei diesem für seine Schwester zu sprechen.

Die Alte berichtete dies dem Fürsten, und dieser begnadigte darauf die Tochter der Alten, ohne mit dem Mönch gesprochen zu haben.

Mit diesen fünfunddreißig Frauen ist eine volle Übersicht der Frauentypen der Heiligenlegende gegeben, dieser alten Quelle, die von der kirchlichen Kritik verworfen, aber vom einfachen russischen Volk noch heutigen Tages verehrt wird. Indem wir uns der gedrängtesten Knappheit befleißigten, wollten wir nur deutlich machen, daß in dieser Legendenammlung die Frauen keineswegs so abschreckend dargestellt sind, wie manche behaupten, die sich nicht die Mühe genommen haben, derartige Sammlungen leidenschaftslos und genau zu prüfen. Und wenn wir dieses nur ein wenig erreicht haben, so wollen wir uns sehr darüber freuen.

G. S. Bedt'sche Buchdruckerei in Nördlingen

11

12

13

14

15

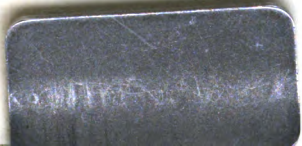
16

17

89097729859



B89097729859A



89097729859



b89097729859a